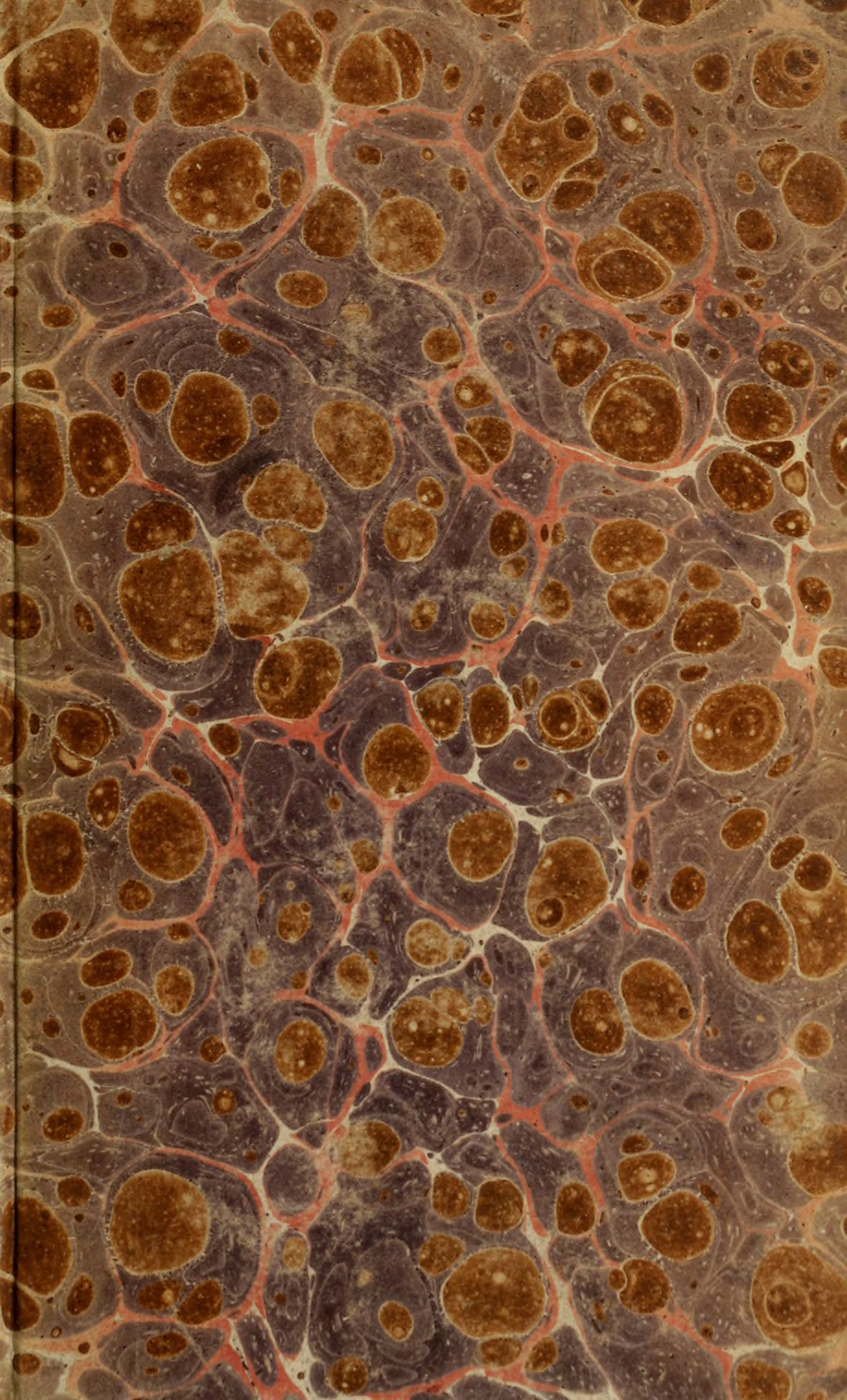






Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

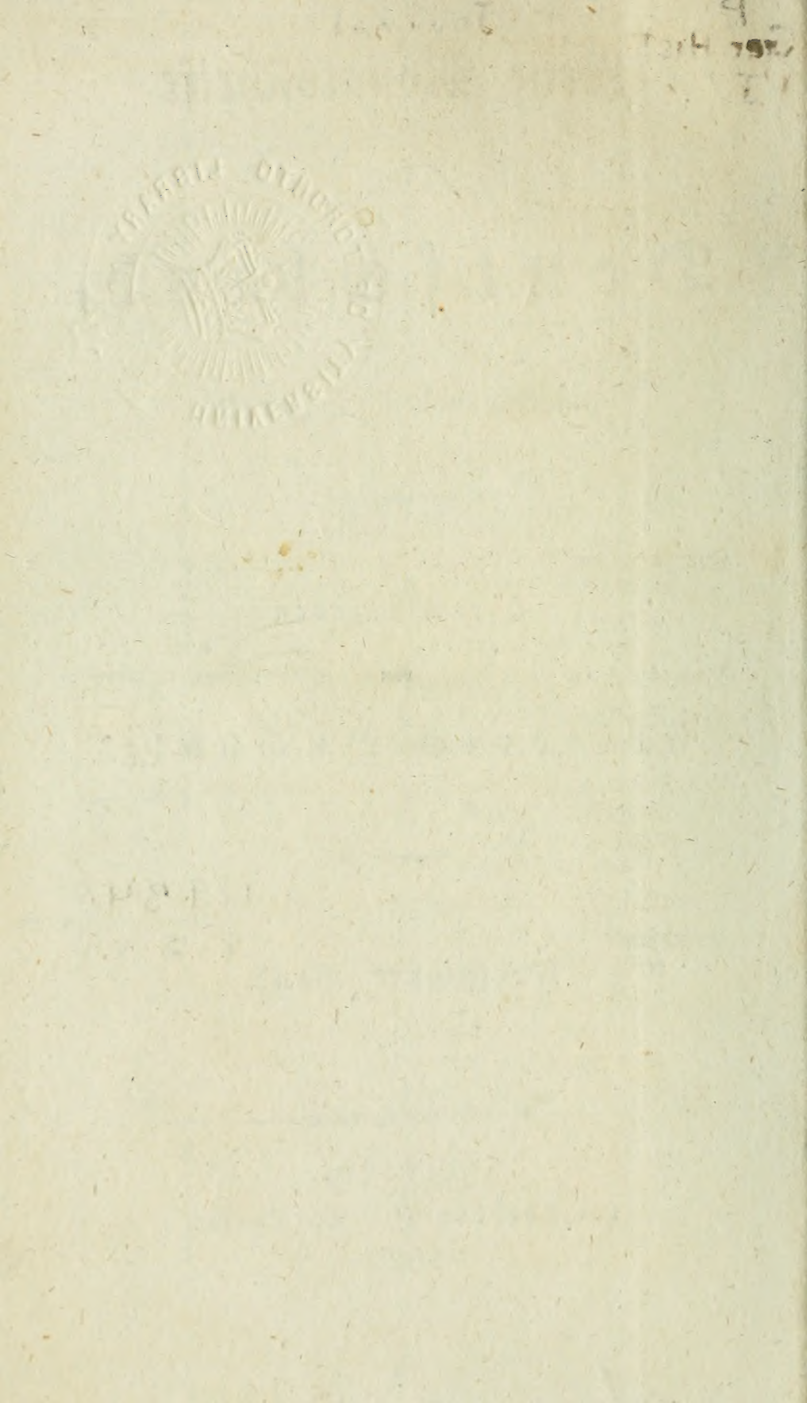
Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Dreißigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1829.



Neue
Monatsschrift für Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Zehnter Jahrgang.
1829.
Zwölftes Heft. December.

Berlin, bei Theod. Chr. Friedr. Enslin.

Inhaltsanzeige.

Inhalt des dreißigsten Bandes.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Schicksale der Kurmark Brandenburg unter den Fürsten des Hauses Luxemburg.

Durch das Ausscheiden der Wittelsbacher war die Kurmark Brandenburg ein Bestandtheil des Königreichs Böhmen geworden.

Karl der Vierte hatte es gegen das Ende seines Lebens dahin gebracht, daß, ausser Schlesien, die ganze Lausitz, ein ansehnlicher Theil von Meißen, Vogtland und Thüringen, sammt der Oberpfalz bis an die Thore von Nürnberg, seinem Königreiche einverleibt waren. Indem nun seit dem Jahre 1373 noch die Kurmark hinzu kam, war er für die Ausübung der kaiserlichen Macht weit besser abgerundet, als irgend einer seiner Vorgänger im deutschen Reiche es gewesen war. Leicht zu vertheidigen, wie Böhmen zu allen Zeiten war, konnte es allem Nützlichen als

Treibhaus dienen; und aus gewissen Handlungen Karls des Vierten möchte man folgern, daß er seinem Königreiche wirklich diese Bestimmung gegeben habe. Deutschlands Einheit hörte auf eine Chimäre zu seyn. Glücklicher, oder auch unglücklicher Weise wirkte ihr jedoch der Abschnitt der goldenen Bulle entgegen, worin verordnet war, daß diejenigen Länder, an welchen die Kurwürde haftete, künftig nicht getheilt werden sollten. Die Lehns-Anarchie hatte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert so bedeutende Fortschritte in Deutschland gemacht, daß das Uebermaß des Bösen der Anfang des Guten werden zu müssen schien. Es kam vorzüglich darauf an, den deutschen Fürsten in der Theilung ihrer Ländereien den Zügel schießen zu lassen; denn, wenn dies geschah, so konnten sie nicht verfehlen, die Grundlage ihrer Macht zu zersplittern und in die Klasse gewöhnlicher Gutsbesitzer zurückzusinken. Dieser Tendenz nun, die, mit Ausnahme der Kirchenstaaten, durch ganz Deutschland ging, und, indem sie die Zahl der Fürstenhäuser vermehrte, ihnen zugleich Ansehn und Würde raubte — dieser sehr heilsamen Tendenz wirkte Karl der Vierte dadurch entgegen, daß er die Theilung der Kurfürstenthümer verbot und in Betreff derselben das Recht der Erstgeburt und die Erbfolge auch in der Agnaten-Linie (dem sogenannten Schwertmagen) einführte. Dies Gesetz versetzte ihn auch in die Nothwendigkeit, die Kurmark Brandenburg wieder von dem Königreich Böhmen sondern zu müssen; denn sollte sein Erstgeborner ihm in der Kaiserwürde folgen: so mußte die verloren gegangene Kur wieder hergestellt werden, was immer nur dadurch geschehen konnte, daß die Mark Brandenburg aufhörte, ein Bestandtheil oder

eine Provinz Böhmens zu seyn. Bekanntlich theilte Karl der Vierte sein Reich zuletzt unter seine drei Söhne: Wenzel erhielt Böhmen mit Schlesien; Siegismund die Kurmark Brandenburg; Johann von Görlitz die Lausitz. Der Kaiser beging hierdurch denselben Fehler, durch welchen die Askanier sich zu Grunde gerichtet hatten; aber dieser Fehler war unvermeidlich.

Für die Geschichte Deutschlands ist nichts merkwürdiger, als die Art und Weise, wie Karl den zu Rhense versammelten Wahlfürsten seinen Sohn Wenzel zu seinem Nachfolger in der Kaiserwürde empfahl. Als nämlich die Wahlfürsten seiner Behauptung, „daß Gott den Prinzen besondere Seelen verleihe, wodurch sie einsichtsvoller wären, als andere Sterbliche ihres Alters" — Wenzel war damals 17 Jahr alt — nicht beitreten wollten, weil sie ihr Augenmerk auf den Schatz des Königs von Böhmen gerichtet hatten: so gewann er sie für seinen Lieblingswunsch dadurch, daß er jeden von ihnen 100,000 Goldgulden versprach. Das Ergebniß dieser Unterhandlung war, daß Wenzel von dem Erzbischof von Köln gekrönt wurde. Womit aber bezahlte Karl? Statt seinen reichgefüllten Schatz zu öffnen, verpfändete er den Kurfürsten den letzten Ueberrest von den Finanz-Quellen des Reichs. Der Erzbischof von Mainz erhielt die Rheinzölle und die Festung Lahnstein; der Erzbischof von Köln, Andernach; der Erzbischof von Trier, Boppard und Oberwesel, nebst verschiedenen Abteien, die er mit dem Erzbisthum verband; der Kurfürst von der Pfalz, Oppenheim, Odernheim und Ingelheim, indem ihm Karl für 40,000 Gulden auch noch die Festungen Guttenberg und Falkenburg, nebst vielen Dörfern,

abtrat. Witzig nannte man dies in jenen Zeiten: „dem Adler die Federn ausrupfen;“ das Auffallendste dabei aber war, daß gerade diejenigen sich dazu hergaben, die für die Aufrechthaltung der Verfassung am meisten betheiligt waren. So sehr hat in allen Zeiten die Eigensucht den Ausschlag über den allgemeinen Vortheil gegeben; in einem so hohen Grade haben diejenigen, in welchen die Gesellschaft die ersten Träger der Verfassung sah, auf den Untergang derselben hingewirkt.

Die gemeine Voraussetzung ist, daß die Mark Brandenburg Karl dem Vierten sehr große Wohlthaten verdanke; und was nicht geläugnet werden kann, ist, daß sie, während seiner fünfjährigen Regierung einigermaßen zur Ordnung und zum innern Frieden zurückkehrte. Hierauf dürfte sich jedoch das Verdienst dieses Kaisers, als neuen Landesherrn beschränken. Zu seiner Entschuldigung muß dabei bemerkt werden, daß es nicht wohl in seiner Macht stand, die von den Wittelsbachern begangenen Fehler wieder gut zu machen. Einer seiner glücklichsten Gedanken war, Tangermünde, seinen Lieblingsaufenthalt, zu einem Stapelort zwischen Hamburg und Prag zu machen. Den Handel zwischen Frankfurt und Breslau zu befördern, hatte er schon früher die Oder schiffbar machen lassen. Zur Fahrt von Prag bis Hamburg ließ er die Muldau bis an die Elbe räumen, wobei seine Absicht keine andere war, als die Bewohner von Tangermünde anhaltend durch den Verkehr mit den Hamburgern auf der einen und den Pragern auf der andern Seite zu beschäftigen. Zu demselben Zweck machte er eine Reise nach Lübeck, wo seit Friedrich dem Ersten kein deutscher Kaiser erschienen war. Lübeck

war in diesen Zeiten das Haupt der Hanse; und da er dieses Bundes zur Durchführung seiner politischen Entwürfe bedurfte, so trug er kein Bedenken, dies an Ort und Stelle zu betreiben, was ihm gewiß zur größten Ehre gereicht. Mit der Abschaffung der Gottesurtheile und der Verbesserung der Gerechtigkeitspflege, die man ihm zuschreibt, dürfte es nur wenig auf sich haben; denn ein Volk läßt sich nicht plötzlich aufklären, und Tribunale werden nicht dadurch veredelt, daß man ihnen ein Insiegel mit der Umschrift: Juste judicate, filii hominum! giebt. Die Kräfte der Kurmark genauer kennen zu lernen, ließ er jenes Land- oder Lagerbuch anfertigen, das von ihm seinen Namen führt, und als Kuriosität noch immer im Archiv aufbewahrt wird; allein diese Art von Kataster kam nicht zu Stande, und die darin gemachten Angaben dienen höchstens zu einer Grundlage für Schlüsse auf den gesellschaftlichen Zustand dieser Zeiten, die jedoch durch nichts bewahrheitet werden können. So viel sieht man, daß Karl eine ziemlich deutliche Idee von einem gut geordneten Staatshaushalt hatte. Allein diese Idee war noch nicht durch die nöthigen Erfindungen unterstützt: denn erst 12 Jahre nach Karls Tode wurde in Nürnberg eine Papier-Fabrik angelegt, und erst sechs und vierzig Jahre nach diesem Ereigniß erfand Johann Guttenberg in Mainz die beweglichen Buchdrucker-Lettern; so daß man wenig Ursache hat, sich über die Verwirrung zu wundern, welche in früheren Zeiten im Staats-Rechnungswesen herrschte. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Karl dadurch um die Märker, daß er sie in mancherlei Bauen beschäftigte; nur daß man nicht voraussetzen darf, daß

dies mit einem bedeutenden Geldumlaufe verbunden gewesen sei.

Wie man auch über Karls des Vierten Verdienste um die Mark urtheilen möge: dieser Kaiser starb nach einer zwei und dreißigjährigen Regierung, den 29. Nov. 1378 zu einer Zeit, die in jeder Beziehung große Krisen in sich schloß. In England, Frankreich, Italien, Niederland und Deutschland waltete eine Gährung, welche durch das Schisma der Kirche (herbeigeführt durch die Wahl Urbans des Sechsten) nicht wenig verstärkt wurde. Die sogenannte schwarze Tod (eine pestartige Krankheit, die sich seit dem Jahre 1348 fast jedes Jahrzehend wieder einstellte), verderbte die Sitten des Volks, indem sie einen Fatalismus in Gang brachte, dem das kirchliche Christenthum vergeblich entgegen wirkte. Damit aber verband sich ein Freiheitssinn, wie man ihn in diesen Zeiten nicht hätte erwarten mögen. Die schnelle Vermehrung der Bevölkerung, welche sich nach pestartigen Krankheiten einzustellen pflegt, wurde dem innern Frieden Deutschlands am meisten dadurch gefährlich, daß die adeligen Geschlechter überhand nahmen. Aus dem Regiment der Städte durch die Bürger, aus den Stiftern durch die Doktoren und die Mönche verdrängt, wußten die Knappen und Junker nicht wovon sie leben sollten. Sie nahmen also ihre Zuflucht zum Rauben und Plündern; und indem sie auf diese Weise den Landfrieden störten, forderten sie zu Verbindungen auf, durch welche das vorhandene Uebel nicht wenig vermehrt wurde. Was schon unter Karl dem Vierten seinen Anfang genommen hatte, bildete sich unter seinem Nachfolger schnell und übermächtig aus; und dazu wirkte die Indi-

vidualität dieses Fürsten wenigstens eben so viel, als die besondere Lage, worin er sich als Machthaber befand.

Wurde jemals ein Prinz wie Himmelsgabe empfangen und betrachtet, so war es Wenzel, als er im Jahre 1361 das Licht der Welt erblickte. Die Freude seines Vaters über seine Geburt gränzte, wo nicht an das Närrische, doch an das Lächerliche. Gleich nach seiner Taufe mußte der Prinz Urkunden ausstellen; der Leser begreift, ohne weitere Erklärung, was dies sagen will. Petrarca sollte sein Erzieher werden; da dieser sich aber dazu nicht entschließen konnte, so wurde diese entbehrliche Ehre einem böhmischen Prälaten zu Theil. Im ersten Jahre seines Lebens schon verlobt, hatte Wenzel in einem Alter von 9 Jahren seine dritte Braut. So viel Abgötterei mit einem Thronerben getrieben, konnte nur zum Nachtheil des Prinzen gereichen, der erzogen werden sollte. Wie viel sein Vater auf ihn übertrug, mag dahingestellt bleiben; genug, daß Wenzel, als er in die Jahre der Mannbarkeit trat, durch Ueppigkeiten aller Art verderbt, so gut als verloren war für den ernsten Beruf, der seiner harrete. Sinnlichkeit und Trägheit waren die Grundzüge seines Charakters geworden; und war es ein Wunder, wenn er mit diesen Eigenschaften die Erwartungen derer täuschte, die sich Großes von ihm versprochen hatten? Man denke hinzu, daß er bei dem Tode seines Vaters, erst ein Alter von 17 Jahren zurückgelegt hatte, und folglich im Mangel an Einsicht und Erfahrung weit hinter der Lage zurückblieb, die durch ihn geordnet werden sollte.

Wiederherstellung des Landfriedens für Deutschland, und Aufhebung des Schisma für die europäische Welt:

dies waren die Aufgaben, die er zu lösen hatte, und wir werden nun sehen, wie er sich dabei benimmt.

Am dringendsten war ohne Zweifel die Wiederherstellung des Landfriedens; denn diese lag in der Bestimmung eines Königs der Deutschen. Ein gut disciplinirtes Heer würde für diesen Zweck das wirksamste Mittel gewesen seyn. Da nun dem deutschen Kaiser ein solches nicht zu Gebote stand, und da eben diesem Kaiser, gleich seinem Vater, die feldherrlichen Eigenschaften am meisten fehlten: so blieb nichts anderes übrig, als — Unterhandlungen eintreten zu lassen. Wenzel — der Gedanke mochte nun von ihm selbst, oder, was bei weitem wahrscheinlicher ist, von seinen Rathgebern herrühren — schlug den Reichsständen vor, alle besonderen Verbindungen aufzuheben und in einen allgemeinen Bund zu treten, der durch Hauptleute, den einzelnen Landesbezirken oder Kreisen vorgesetzt, aufrecht erhalten würde. Dies hieß eine Verbindung schließen, von welcher die Städte für ihre besondere Freiheit das Meiste zu fürchten hatten. Diese aber wollten um so weniger auf den kaiserlichen Vorschlag eingehen, da Wenzel die schwäbische Landvoigtei an Oesterreich gegeben hatte: ein Umstand, der die Städte geneigt machte, sich mit den Schweizern zu verbünden. Blutige Auftritte in Baiern, in Schwaben und am Rhein zeigten in diesen Zeiten hinlänglich, daß Fürsten und Städte zwei feindliche Elemente waren, die sich noch nicht vereinigen ließen. Erst als Ermüdung eintrat, gelang es Wenzeln auf dem Reichstage zu Eger (1389) alle städtische Verbindungen aufzulösen, und einen Landfrieden auf sechs Jahre zu Stande zu bringen. Er glaubte nun Deutschland beruhigt zu haben.

Allein schon in dem nämlichen Jahre brach der Erzbischof von Salzburg den Frieden, und darin zeigte sich, daß Verabredungen und Verträge da unnütz und vergeblich sind, wo das Gesetz nicht von einer überwiegenden Gewalt unterstützt ist. Die Operation des jugendlichen Kaisers blieb nur merkwürdig durch das Finanz-Mittel, das er ersann, um die Ansprüche der Partheien wegen Schadenersatzes, aufgewendeter Kosten und gemachter Schulden auszugleichen. Er strich nämlich, „gegen einen ihm zu leistenden Dienst," d. h. gegen 15 Prozent für sich, alle Schulden, welche die Reichsstände an die Juden zu bezahlen hatten. Diese Schulden mußten sehr beträchtlich seyn, da einzelne Fürsten und Städte dem Kaiser nicht weniger als 15,000 Goldgulden bezahlten. Die Sache selbst fiel gar nicht auf; sie war sogar gerechtfertigt durch den Umstand, daß die Juden in diesen Zeiten noch die leibeigenen Knechte des Kaisers waren, folglich von Rechtswegen nicht Vermögen besitzen durften. Und so endigte sich denn der erste Versuch, dem deutschen Reiche eine regelrechte Verfassung zu geben, mit — einer Prellerei, von welcher sich nichts weiter sagen läßt, als daß sie das Werk Desjenigen war, der Deutschlands Gesetzgeber seyn wollte.

Der Kampf der Fürsten mit dem Gelde war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts um so heftiger, je weniger man in diesen Zeiten mit den Mitteln, ein großes Vertrauen einzuflößen bekannt war, oder vielmehr, je mehr die Vereinzelung der gesellschaftlichen Kräfte jedes Vertrauen ausschloß. In der Regel wollten die Fürsten gerecht seyn; allein in der Erwartung von der nächsten Zukunft betrogen, und im Drange der Umstände an der

Erfüllung ihrer Versprechungen verhindert, sahen sie sich nur allzu oft genöthigt, das Recht der Gewalt unterzuordnen, um Fürsten bleiben zu können. Wer möchte es glauben, daß in einem so bedeutenden Lande, wie das Königreich Böhmen, gegen das Jahr 1390 die Landessteuer nur 8000 Schock Groschen, d. h. 160,000 Floren betragen habe, daß also Wenzel auf das Einkommen eines bemittelten Edelmanns beschränkt war? Und doch verhielt es sich so; und der Grund davon war kein anderer, als daß Adel und Geistlichkeit sich der Landessteuer entzogen, und die königlichen Domänen entweder unterpfändlich oder auf andere Weise an sich gebracht hatten. Beide Stände schwelgten im Ueberfluß, während der König von einer Verlegenheit in die andere gerieth. Da dies nicht zu ertragen war, so forderte Wenzel, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, die Krongüter zurück. Wer nun bewies die meiste Widersetzlichkeit? Der Erzbischof von Prag an der Spitze seines Clerus. Unter diesen Händeln verstrichen mehrere Jahre bis endlich der Erzbischof von Prag nach Rom entwischte, und sein Vicar, Johann Pomuk, nach ausgestandener Folter, heimlich in die Moldau gestürzt war. Auf diese Weise gelangte Böhmen zu seinem Schutzheiligen; für Wenzel aber entwickelte sich aus diesem Auftritte eine Reihe von Widerwärtigkeiten, deren wir weiter unten gedenken werden, da uns in diesem Zusammenhange zunächst obliegt, die große Angelegenheit ins Licht zu stellen, die sich der europäischen Welt in dem kirchlichen Schisma darbot.

Von allen Maßregeln, welche dem früheren Mittelalter angehören, hat keine auf die höhere Entwickelung

der europäischen Gesellschaft noch stärker eingewirkt, als die, wodurch Philipp der Schöne, König von Frankreich, den heiligen Stuhl von Rom nach Avignon verlegte. Zwar trösteten sich die Päpste während dieser sogenannten babylonischen Gefangenschaft damit, daß Rom nur ihr Schatten sei, der sich allenthalben befinde, wo sie sich aufhielten; dem war aber nicht also. Der oberste Bischof konnte nicht aufhören, Territorial-Herr zu seyn, ohne das Kirchenreich nach ganz anderen Maximen zu verwalten; und gerade hierin lag es, daß sein Verhältniß zu diesem Reiche sich überall veränderte. Italien, verlassen von den beiden großen Autoritäten, die es so viele Jahrhunderte lang beherrscht hatten, republikanisirte sich in fast allen seinen Theilen, während England, Frankreich, Deutschland und was sonst noch zum Kirchenreiche gehörte, je mehr und mehr der Achtung entsagten, die sie früher für den heil. Stuhl empfunden hatten. Was am meisten dazu trieb, war der Finanz-Druck, den die Avignoner Päpste ausübten. Ein Uebel, das im Fortschritt der Zeit nur wachsen konnte, erreichte sein höchstes Maß in dem Kriege zwischen Philipp dem Sechsten und Eduard dem Dritten. Den Päpsten blieb nichts Anderes übrig, als in diesem Kriege die Parthei des Königs von Frankreich zu nehmen, weil damit die geringste Gefahr für sie verbunden war; dafür aber mußten sie sich wiederum gefallen lassen, daß sich ein immer stärkerer Oppositionsgeist gegen die geistliche Gewalt entwickelte. Wie dieser in Deutschland in die Erscheinung trat, ist oben erzählt worden. In England nahm er eine noch furchtbarere Gestalt an; denn hier erwachten sogar Zweifel gegen die christ-katholische Lehre.

Ging dies so fort, so war nichts sicherer, als ein allgemeiner Abfall von dem heiligen Stuhl, und der theokratische Bau, an welchem sich der Verstand so vieler Jahrhunderte geübt hatte, lief Gefahr, ganz plötzlich in sich selbst zu versinken.

Gregor der Elfte, der hiervon eine bestimmte Ahnung gehabt zu haben scheint, wünschte daher nichts sehnlicher, als Avignon zu verlassen und nach Rom zurückzukehren. Dieser Wunsch konnte jedoch nur dadurch befriedigt werden, daß die Römer sich seiner annahmen. Nun waltete ein seltsames Schicksal über Rom, sofern seine Bewohner nicht wohl mit dem Papste und eben so nicht wohl ohne denselben leben konnten; nicht mit ihm, weil er, als Haupt der allgemeinen Kirche, nicht leisten konnte, was der Staatschef leisten soll; nicht ohne ihn, weil das Bedürfniß einer großen Autorität in eben dem Maße zunimmt, worin eine starke Bevölkerung auf einen kleineren Raum zusammengeengt ist. Mit einem Worte: es war das Wesen einer großen Stadt, was alle die Auftritte herbeiführte, worin sich die Römer mit den Päpsten bald entzweieten, bald wieder versöhnten; und diese Auftritte konnten nicht eher aufhören, als bis die Päpste sich entschlossen, ihrer Autorität dieselbe Grundlage zu geben, welche die weltlichen Fürsten seit dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der ihrigen gegeben haben. Am Schlusse des vierzehnten war dies unmöglich, daher die ewige Wiederkehr von Trennungen und Wiedervereinigungen zwischen den Römern und den Päpsten. Jene hatten, nach Urbans des Fünften Abscheiden, die Verwaltung ihres Gemeinwesens zwar aufs Neue an sich genommen; allein,

indem der Mangel einer großen Autorität noch einmal fühlbar geworden war, hatten sie schon im Jahre 1374 eine feierliche Gesandschaft an Gregor den Elften geschickt, um ihn durch Versprechungen des Gehorsams und der Unterthänigkeit zur Verlegung seines Wohnsitzes von Avignon nach Rom zu bestimmen.

Es läßt sich leicht erachten, wie freundlich diese Gesandtschaft aufgenommen wurde; Gregor gestand sogar in einem Schreiben an das römische Volk, „daß er seit dem ersten Anfange seiner Würde damit umgegangen wäre, an die Spitze der römischen Gemeine zurückzutreten;" er fügte hinzu, „nach Kurzem werde er im Stande seyn, den lebhaftesten Wunsch seines Herzens zu befriedigen." Wirklich meldete er, unmittelbar darauf, dem Kaiser, den Königen von England, Frankreich, Ungarn und Sizilien, den Venetianern, den Genuesern und allen geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands und Italiens, daß er entschlossen sei, von Avignon nach Rom zu gehen, um durch seine Gegenwart die Tyrannen Italiens in Furcht zu halten, und den Kirchenstaat gegen usurpatorische Angriffe zu vertheidigen. Seine Abreise sollte im Spätjahr 1375 geschehen, und die Königin Johanna von Neapel, der König von Sizilien und die Venetianer erhielten die Aufforderung, ihre Galeeren gegen einen festgestellten Termin nach Marseille zu senden, wo die Einschiffung erfolgen sollte. Indeß traten neue Hindernisse dadurch ein, daß der Papst die Aussicht gewann, einen Frieden zwischen Frankreich und England zu vermitteln; ihr zu gefallen, wollte Gregor seine Abreise bis zum Frühling des Jahres 1376 verschieben. Doch diese Aussicht verschwand nach dem Hintritt

des schwarzen Prinzen und Eduards des Dritten. Frankreich war von jetzt an allzu sehr im Vortheil, als daß ein übereilter Friede mit England ein Gegenstand des Wunsches für dasselbe hätte seyn können; und so geschah es, daß die Abreise des heiligen Vaters erst mit dem Eintritt des Spätjahres 1376 erfolgte. Der 13. Sept. des eben genannten Jahres, wo die Einschiffung zu Marseille geschah, war das Ende der sogenannten babylonischen Gefangenschaft der Päpste.

Die Fahrt ging über Genua, Livorno, Porto Erkole nach Corneto, wo der heil. Vater, widriger Winde wegen, fünf Wochen verweilen mußte, ehe er nach Ostia abgehen konnte. Nicht weniger als vier Monate waren über die Reise verstrichen, als Gregor den 17. Jan. 1377 endlich seinen Einzug in Rom hielt. Ihn begleiteten dreizehn Kardinäle. Die übrigen waren in Avignon zurückgeblieben.

Groß, aber schnell vorübergehend war die Freude, welche die Römer über die Ankunft des Papstes gehabt hatten. In Wahrheit, die Kunst, gesellschaftlichen Verhältnissen Dauer zu geben, gehörte nicht zu dem, worauf die Hohenpriester aller Zeiten sich am besten verstanden; jene Kunst mußte ihnen schon deßhalb fremd seyn, weil ihre ganze Handlungsweise von der Idee der Unumschränktheit ausging. In seinen Unterhandlungen mit den Römern hatte Gregor auf die Auflösung des Korps der Bannerherrn und auf die Einführung eines von ihm zu ernennenden Senators oder Blutrichters gedrungen; und die Römer hatten in beiden Punkten nachgegeben. Ihr bisheriges Munizipal-Wesen hatte demnach aufgehört, sobald der Papst in ihre Mitte zurückgetreten war. Der von

Gregor eingesetzte Blutrichter hieß Guido von Pruines: ein Franzose, auf dessen Ergebenheit er sich verlassen konnte. Sobald nun den Römern klar geworden, daß sie in die Hände eines Tyrannen gegeben waren, bereueten sie ihre Willfährigkeit; und diese Reue artete in Widersetzlichkeit aus, sobald der Papst verlangte, daß sie sich seiner gegen die Florentiner annehmen sollten. Das alte Munizipal-System mit seinen zwölf Bannerherrn wurde bald wieder hergestellt; aber daraus folgte nur gegenseitiges Mißvergnügen. Wollte der Papst seine Lage nicht verschlimmern, so mußte er sich mit den Florentinern zu vergleichen suchen; diese jedoch, über das Verhältniß des Papstes zu den Römern genau unterrichtet, weigerten sich, irgend einen seiner Vorschläge anzunehmen, und dies dauerte fort, so lange er lebte.

Das tägliche Gefühl verminderten Ansehns in Italien war nicht Gregors des Eilften einziges Leiden. Ein weit bitterer Kelch wurde ihm in den freigeisterischen Lehren bereitet, womit Wicklef in England so viel Glück machte; denn in diesen Lehren wurde das Fundament untergraben, auf welchem der päpstliche Thron ruhete. Nur allzu gut empfand dies Gregor, als er bei dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London auf die Bestrafung der Ketzerei drang. Leider kommt ein Unglück selten allein. Die englische Geistlichkeit, in den letzten Regierungsjahren Eduards des Dritten, in ihrem bisherigen Seyn bedroht, wagte es nicht, einen Mann zur Verantwortung zu ziehen, der, von mächtigen Freunden beschützt, allen Gefahren trotzte. Wie sehr die vornehme Geistlichkeit auch auf ihn zürnen mochte: für ihn sprach ein fleckenloses Leben und

jener allgemeine Wahrheitssinn, der sich nicht irre machen läßt, wenn das Einfache von dem Künstlichen, das Begreifliche von dem Unbegreiflichen, das Natürliche von dem Uebernatürlichen bekämpft wird. Obgleich Synoden zu London und zu Oxford Wicklefs Lehre verdammten: so geschah ihm doch nichts zu Leide. Noch wenige Tage vor seinem Tode las der brittische Reformator Messe in seiner Pfarrkirche zu Lutterworth, und auch sein Tod löschte das von ihm angezündete Licht nicht aus. Er lebte fort in seinen Schriften und in seinen zahlreichen Schülern, und der Zusammenhang, in welchen Deutschland durch Eduards des Dritten Kriege mit England gerathen war, brachte es mit sich, daß Wicklefs Ketzereien allgemeiner bekannt wurden.

Gregors Regierung war allzu stürmisch, als daß er hätte ein hohes Alter erreichen können. Des Aufenthalts in Italien sehr bald überdrüssig, dachte er auf die Rückkehr nach Avignon, als er am Schlusse des Jahres 1377 von einer Krankheit befallen wurde, die im März des folgenden Jahres seinem Leben ein Ende machte. Ehe er starb, ließ er ein Andenken an sich zurück. Die Zahl der übernatürlichen Lehren war seit Innozenz dem Dritten nicht vermehrt worden: ein Beweis, daß der Geist des Zeitalters solchen Lehren nicht mehr günstig war. Dagegen hatten die Päpste ein Verdienst darin gesucht, die Zahl der Kirchenfeste zu vermehren. Den rohen Begriffen seiner Zeitgenossen vertrauend, hatte Innozens der Sechste das Lanzenfest zur Ehre des Speers eingesetzt, womit Christus in die Seite gestochen worden. Um nun hinter seinem Vorgänger nicht zurück zu bleiben, ordnete

Gre-

Gregor der Elfte das Opferfest der Jungfrau Maria an; doch war dabei nicht einmal Erfinder; denn im Morgenlande war dies Fest seit undenklichen Zeiten gefeiert worden. Die christ-katholische Kirche bewahrt also von ihm ein Andenken, das sich jährlich den 21. November erneuert. Der Gegenstand dieses Festes ist — wird man es glauben? — die Erscheinung der Jungfrau Maria in dem Tempel zu Jerusalem im dritten Jahre ihres Alters.

Ist ein gesellschaftliches Institut im Sinken, dann werden Fehler über Fehler begangen, von welchen jeder dazu beiträgt, daß die öffentliche Meinung, in welcher und durch welche alles Gesellschaftliche besteht, sich von einem Tage zum andern in Beziehung auf das zu erhaltende Institut verschlimmert.

Nach Gregor XI. Tode lag den Römern sehr viel daran, einen Italiener zum Pabste zu haben, weil von einem solchen sich annehmen ließ, daß er sich nicht auf die leichteste Veranlassung nach Avignon zurückwenden würde. In dieser Politik von einigen italienischen Prälaten, welche bei ihren Besprechungen zugegen waren, bestärkt, wendeten sich die römischen Bannerherrn, schon vor Gregors Ableben, an die Kardinäle mit der Bitte, nicht einen Ausländer zu wählen, wofern ihnen daran gelegen wäre, daß das römische Volk ihre Wahl gut heißen d. h. sich nicht an ihnen rächen sollte. Die Kardinäle, das Mißliche ihrer Lage nicht verkennend, aber dem Geiste ihres Standes deswegen nicht weniger treu, ertheilten die Antwort: „Dinge dieser Art ließen sich nicht außerhalb des Konklave verhandeln; so bald eine Wahl nothwendig wäre, würden sie, ohne Ansehn der Person, den Eingebungen des heiligen

Geistes folgen, der nur das Wohl der Kirche und Religion bezwecke; da die kirchlichen Gesetze die Würde eines Oberhaupts der Kirche einmal auf die Wahl gegründet hätten, so müsse diese frei seyn: denn wo Gewalt und Drohungen gebraucht würden, da könne, wenn man ihnen nachgebe, nur ein Usurpator, nicht ein rechtmäßiger Pabst zum Vorschein kommen." Ohne auf diese Entschuldigungen einzugehen, besetzten die Bannerherrn, sobald es mit Gregor dem Zwölften zum Sterben kam, alle Ausgänge der Stadt zu Wasser und zu Lande mit Wachen, damit die Kardinäle ihnen nicht entwischen möchten; und um ihren Zweck noch sicherer zu erreichen, vertrieben sie den Adel aus Rom und brachten dadurch das Konklave ganz in ihre Hände.

Der Mann, dessen Rathschlägen sie hierbei am meisten folgten, war Bartolomeo Prignano, Erzbischof von Bari: ein entschlossener Geist, der mit großem Verstande einen ungemessenen Ehrgeiz verband. Sobald nun die Kardinäle zu einem Konklave zusammen getreten waren, vernahmen sie von allen Seiten die Worte: „einen Römer, nur einen Römer wollen wir zum Pabste!" — und diese Worte waren von Seiten der Bannerherrn mit der Erklärung begleitet, „daß es ihnen unmöglich seyn werde, die Wuth des Volks zu zügeln, wenn nicht wenigstens ein Italiener gewählt würde." Man denke sich die Lage der Kardinäle! Eingeschlossen, beschränkt auf magere Kost, umgeben von einem wilden Haufen — wie konnten sie vermeiden, die Forderung der großen Menge zur Eingebung des heiligen Geistes zu machen? Als sie am 8. April in der Messe des heiligen Geistes waren, um

nach derselben zur Wahl zu schreiten, wurden, wie bei einem plötzlichen Ueberfall, die Glocken an der St. Peters- und Marien-Kirche auf dem Kapitol geläutet, damit das Volk die Waffen ergreifen möchte. Das Gebrüll: wir wollen einen Römer, oder wenigstens einen Italiener zum Papste! nahm kein Ende; zugleich aber pochte man an die Thüren der Konklave und drohete dieselben zu erbrechen. Vergebens schickten die Kardinäle die Dekane der drei Ordnungen, nämlich der Bischöfe, der Priester und der Diakonen, an das Volk, um dasselbe zu besänftigen: die Fluth war für so schwache Dämme viel zu stark, und die Abgeordneten kehrten mit der trostlosen Nachricht zurück, daß der Tod der Kardinäle unvermeidlich sei, wenn sie nicht einen Römer oder Italiener zum Papste wählten. Als nun nichts weiter half und das unermüdliche Volk, keinen Fußbreit weichend, selbst die Nacht versammelt blieb, entschlossen sich die Kardinäle zur Wahl eines Italieners, und dies war derselbe Bartolomeo Prignano, dessen Rathschlägen die Volkshäupter gefolgt waren. Vielleicht setzten die Kardinäle voraus, daß der Gewählte, bei seiner genauen Kenntniß der kirchlichen Gesetze, die Wahl nicht annehmen würde; allein die Versuchung, als Christvater Monarchen zu gebieten, war für den Ehrgeizigen viel zu stark, als daß er ihr nicht hätte unterliegen sollen. Wie wenig er sich auch dagegen verblenden mochte, daß seine Wahl, als eine erzwungene, unrechtmäßig sei: so tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß, wenigstens in Beziehung auf seine Person, die größte Freiheit obgewaltet habe; und indem er sein Gewissen auf diese Weise beruhigte, nahm er den Namen Urban der Sechste an. Seine

Einthronung erfolgte auf der Stelle; und die Kardinäle, froh, einer Gefahr entronnen zu seyn, meldeten ihren in Avignon zurückgebliebenen Kollegen, daß sie den Erzbischof von Bari einmüthig an den Stuhl Petri erhoben hätten.

Eigentlich war nichts geschehen, was sich nicht vertheidigen ließ. Zwar hatte in Hinsicht auf die Wahl eines Italieners Zwang Statt gefunden; allein wie wenig konnte dies in Anschlag gebracht werden, da die ganze, sehr zahlreiche italienische Geistlichkeit ein Gegenstand der Wahl gewesen war? Daß die Kardinäle sich für den Erzbischof von Bari erklärt hatten, war nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie ihn für den würdigsten unter den italienischen Prälaten ihrer Bekanntschaft hielten. Selbst also, wenn man eingestand, daß Zwang sich mit dem Begriff einer Wahl durchaus nicht vertrage, folgte daraus nichts für die Unrechtmäßigkeit der geschehenen Erwählung: denn der den Kardinälen angethane Zwang war von einer solchen Beschaffenheit, daß ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen dadurch keine Gewalt angethan wurde.

Auch würden die Kardinäle, dies läßt sich mit Gewißheit behaupten, nie ihre Wahl bereuet oder für unrechtmäßig ausgegeben haben, wäre Urbans Benehmen gegen sie verbindlicher gewesen. Worauf die Feindschaft, die sich zwischen dem Pabst und seinen ersten Gehülfen so schnell entwickelte, beruhete, läßt sich nur in sofern mit Bestimmtheit angeben, als am Tage liegt, daß ein italienischer Papst der eine siebzigjährige Verdunkelung des heil. Stuhls zu rächen hatte, nicht der Freund französischer Kardinäle seyn konnte. Die meisten von ihnen waren Limousiner, und eine lange Verwöhnung brachte nichts sicherer mit sich, als

daß sie die päbstliche Würde für das Erbtheil der französischen Nation hielten; wogegen Urban der Sechste die Dinge aus dem Gesichtspunkte eines Italieners betrachtete. Wenn er nach seinem Geschmack umgeben seyn wollte, so war daran nichts weiter zu tadeln, als der Mangel an Klugheit, wonach er die Vorrechte der Kardinäle nicht gehörig würdigte. Es waren zuletzt also nur persönliche Antipäthien, welche in dieser Angelegenheit den Ausschlag gaben. Doch wer möchte sich darüber wundern, da keine Quelle von jeher für neue Begebenheiten ergiebiger gewesen ist, als diese?

Zurückgesetzt von Urban und eben deswegen mißvergnügt über die von ihnen getroffene Wahl, zogen sich die ultramontanischen Kardinäle von Rom nach Anagni zurück; und hier war es, wo zwölf von ihnen vor dem Kardinal Peter des Eros, der römischen Kirche Kämmerer und ordentlichem Richter, beschworen: „daß sie aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, den Erzbischof von Bari gewählt hätten, und daß sie nie an ihn gedacht haben würden, wenn ihnen nicht Gewalt geschehen wäre." Unstreitig sagten sie damit zu viel; denn was sie unter gewissen Umständen gedacht oder nicht gedacht haben würden, ließ sich schwerlich bestimmen. Aus ihrer Erklärung ging nichts weiter hervor, als daß sie entschlossen waren, eine neue Pabstwahl einzuleiten; und durch Abgeordnete ließen sie Urban ermahnen, sich, so lieb ihm die Ruhe und Wohlfahrt der Kirche wäre, seiner Würde zu begeben. Der Papst, der mit seinen italienischen Kardinälen zu Tivoli lebte, verlachte ein so thörigtes Ansinnen, indem er behauptete: „es habe in ihrer Gewalt gestanden, ihn nicht zu wählen; nun sie ihn

aber einmal gewählt hätten, müßten sie seinen Tod abwarten, ehe sie zu einer zweiten Wahl schreiten könnten." Was in dieser Antwort vernünftig war, leuchtete den leidenschaftlichen Limousinern nicht also ein, und fest entschlossen, eine neue Wahl zu Stande zu bringen, versahen sie sich, zu ihrer größeren Sicherheit, mit einem Truppen-Corps, das ein Gascogner, Namens Bernard de Sale, in Viterbo befehligte. Sobald nun dieses in Anagni angelangt war, hatten sie den Muth Urban dem Sechsten in einem förmlichen Manifeste zu sagen: „daß die Gefahr von dem römischen Volke erschlagen zu werden, die einzige Triebfeder seiner Erwählung gewesen sei, und daß sie dieser Gefahr nur in der Voraussetzung nachgegeben hätten, daß er, als gründlicher Kenner der Kirchengesetze, in seine Wahl nicht einwilligen werde; da er aber diese Gesetze unter die Füsse getreten und die Frechheit gehabt habe, sich für den wahren und rechtmäßigen Pabst auszugeben, so hielten sie es für ihre Pflicht, die, welche ihn dafür hielten, dadurch von ihrem Irrthume zurückzubringen, daß sie ihn für einen Abtrünnigen der Kirche und für einen unrechtmäßigen Besitzer des heil. Stuhls erkennten." Gleichzeitig lud der Kanzler der Kirche diesen Unrechtmäßigen ein, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, um die gegen die Gültigkeit seiner Wahl vorgebrachten Gründe zu beantworten. Auch die vier italienischen Kardinäle, welche bei dem Pabste in Tivoli zurückgeblieben waren, sahen sich vorgeladen.

Es fehlte nicht an Gutmüthigen, die eine Versöhnung versuchten; doch Partheien, welche von heftigen Leidenschaften getrieben werden, sind nicht zu versöhnen. Viel Wi-

derwärtiges mußte in Urban des Sechsten Charakter liegen, weil selbst die italienischen Kardinäle sich von ihm trennten, wiewohl sie nicht sogleich gemeinschaftliche Sache mit den französischen machten; denn sie gingen nach Suessa, wo der älteste von ihnen, Thebaldeschi, bald darauf starb. Urban that, als ob nichts vorgefallen sei, was ihn beunruhigen könnte. Zu seiner Sicherheit begab er sich nach Rom, wo er sich des Beifalls seiner zahlreichen Anhänger zu erfreuen hatte. Die französischen Kardinäle ihres-seits begaben sich nach dem Königreich Neapel, wo sie zu Fondi den Schutz der schwachen Königin Johanna genossen. Die italienischen Kardinäle zu sich herüber zu ziehen, schrieben sie an jeden Einzelnen, daß sie sich verglichen hätten, ihn zum Pabste zu wählen, wenn er diesen Vergleich geheim halten wollte. Dies Mittel blieb nicht ohne Wirkung. Die Italiener langten in Fondi an, doch nur um sich getäuscht zu sehen: denn kaum hatte das Konklave seinen Anfang genommen, so vereinigten sich die meisten Stimmen für Robert von Genf, Cardinal-Presbyter unter dem Titel der zwölf Apostel.

Die christliche Welt hatte, von diesem Augenblick an, zwei Päbste, deren Rechtmäßigkeit gleich zweifelhaft war, weil die angebliche Unrechtmäßigkeit Urbans des Sechsten auf der unbeantworteten Rechtsfrage beruhete: unter welchen Umständen unregelmäßige und mangelhafte Verhandlungen durch die stillschweigende oder ausdrückliche Genehmigung derer, denen eine Opposition obliegt, eine rückwirkende Bekräftigung erhalten können? Der Cardinal-Presbyter Robert nahm bei seiner Krönung den Namen Clemens der Siebente an und meldete den christlichen Für-

sten seine Erhebung mit der Bitte, den Erzbischof von Bari als einen Eingedrungenen und Usurpator zu betrachten. Urban seiner Seite war klug genug, jeden Schritt zu vermeiden, der seine Rechtmäßigkeit hätte verdächtig machen können. Die von ihm abgefallenen Kardinäle zu ersetzen, ernannte er nicht weniger als neun und zwanzig zu dieser Würde, und unter diesen versagten sich ihm nur drei, welche in der Folge durch Clemens erhoben wurden. Die geringe Entfernung, worin beide Päpste von einander lebten, konnte nicht verfehlen, ärgerliche Auftritte herbeizuführen. Was bisher nie erlebt worden war — förmlicher Krieg zwischen zwei nebenbuhlenden Päbsten, als Ausdruck der höchsten Ausartung des kirchlichen Christenthums — blieb nicht lange aus. So wie Clemens den Gaskogner de la Sale in seinen Sold genommen hatte, eben so zog Urban den englischen Condottiere Hawkwood, von den Italienern Acutus genannt, in seine Dienste. Zwischen beiden kam es in einer geringen Entfernung von Rom zur Entscheidung; und da der Gaskogner unterlag, so konnte Clemens nicht länger in Fondi verweilen. Er flüchtete nach Neapel, wo die Königin Johanna ihn als den rechtmäßigen Papst, die Bevölkerung der Hauptstadt hingegen ihn als einen Usurpator empfing: ein Umstand, der ihn nöthigte, nach Splonata und von da nach Avignon zu gehen.

Der kirchliche Gehorsam Europa's theilte sich jetzt zwischen zwei Nebenbuhlern; denn in Portugal, Italien, Deutschland, England, Ungarn, Polen, Dänemark, Schweden, Norwegen und Preußen wurde Urban, in Frankreich, Spanien, Schottland, Sizilien und auf den

Inseln Rhodus und Cypern Clemens anerkannt. Hieraus gingen die merkwürdigsten Erscheinungen hervor, welche in diesem Zusammenhange nicht nach ihrem ganzen Umfange ins Licht gestellt werden können. Wir bemerken nur, daß das eingetretene Schisma die ersten nebenbuhlenden Päpste lange überlebte. Urban starb, nach vielen verübten Grausamkeiten, den 15. Oct. 1389 zu einer Zeit, wo Clemens der Siebente noch lebte. Die Idee eines römisch-katholischen Papstes festhaltend, wählten die Kardinäle, während eines Zeitraums von 15 Jahren, nach einander, erst Bonifazius den Neunten, dann Innocenz den Achten, zuletzt Gregor den Zwölften. Als nun den 16. Sept. 1394 auch Clemens der Siebente starb, bewiesen die französischen Kardinäle gleichen Eigensinn, und Benedikt der Dreizehnte war das Ergebniß einer Wahl, welche sich vertheidigte, als bereits zwei Concilien für die Vernichtung derselben entschieden hatten. Es war ein Schauspiel ganz eigener Art, das sich den Bewohnern der europäischen Königreiche und Fürstenthümer darbot, als sie sahen, daß Päpste, die sich bisher als Richter aller Kreatur betragen hatten, vor Gericht erschienen, um das Urtheil ihrer Untergebenen über ihre Rechtmäßigkeit zu empfangen. Dies erfordert jedoch eine ausführlichere Erklärung, in welche wir um so lieber eingehen, weil das letzte Ergebniß derselben nicht wohl ein anderes seyn kann, als dem Leser deutlich zu machen, in welchem Zusammenhange und durch welche sehr allmählige Uebergänge der Staat, dessen Entwickelung wir hier beschreiben, zu dem Vorzug gelangt ist, ein protestantischer zu seyn. Zur Sache!

Das ganze kirchliche System, in sich selbst eine unumschränkte Monarchie, hatte seinen Zusammenhang in der Idee einer rechtmäßigen Papstwahl, welche ihrerseits auf der Beobachtung gesetzlicher Formen beruhete. War also die Rechtmäßigkeit der Papstwahl zweifelhaft oder streitig: so schwankte die ganze kirchliche Regierung hin und her; und gab es vollends zwei Päpste, welche sich die Rechtmäßigkeit streitig machten: so mußten, mehr oder weniger, dieselben Erscheinungen eintreten, welche im Erblichkeits-System zum Vorschein kommen, wenn zwischen zwei Fürsten über die Thronfolge gestritten wird. Nach jeder doppelten Papstwahl entstand die Frage: ob ein Bischof auf eine rechtmäßige Weise zu seinem Amte gelangt, oder ein Priester von seinem Bischofe auf eine rechtmäßige Weise ordinirt worden sei; und selbst in Beziehung auf jeden Laien konnte gefragt werden: ob er die Sakramente von geweiheter oder ungeweiheter Hand empfangen habe. Mischte sich, wie es beinah' unfehlbar war, schismatischer Eifer in die Sache, so verfolgte ein Theil der Gesellschaft den andern mit der vollen Erbitterung, welche bürgerliche Zwietrachten zu begleiten pflegt, und die Verwirrung wurde nicht wenig dadurch vermehrt, daß Niemand wußte, worauf es eigentlich ankam. Alle Bande der Gesellschaft konnten auf diese Weise gelöst werden; und wenn dies nicht im vollen Umfange des Worts geschah, so rührte dies nur daher: einmal, daß die geistliche Autorität nicht die einzige war, wodurch die Gesellschaft geleitet wurde; zweitens, daß, während die nicht denkende Menge die schrecklichen Flüche der Gegenpäpste mit Zittern und Entsetzen vernahm, der denkende Theil der Laien immer wei-

ter zurückkam von dem Schrecken, den der heil. Vater in einer früheren Periode erregt hatte; denn nichts vermindert das Vertrauen der Regierten mehr, als die Ueberzeugung von der Unsicherheit und Ungewißheit der Regierer.

So wie nun die Sachen durch das Schisma einmal lagen, war nicht daran zu denken, daß die dem Kirchenthum geschlagene Wunde von selbst heilen und sich vernarben werde. Es mußte also dasselbe geschehen, was zu allen Zeiten den Umwälzungen ihren Charakter gegeben hat, d. h. die Selbsthülfe mußte eintreten. Dabei nun konnte nicht länger die Rede seyn von dem Unterschiede der geistlichen und der weltlichen Macht; denn die geistliche war so gut als vernichtet. Wie schlecht es also auch um die weltliche Macht auf allen Punkten Europa's stehen mochte: da die Rettung nur von ihr ausgehen konnte, so mußte sie hervorereten als Wiederherstellerin der aufgehobenen Ordnung.

Je schwieriger aber diese Rolle am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts war, desto bestimmter erinnerte sich die europäische Welt, daß sie ihren Kirchenvogt hatte und daß dies der dentsche Kaiser war. An diesen erfolgte also von Seiten Frankreichs die Aufforderung, daß er den Frieden der Kirche wiederherstellen möchte durch Zurückführung der päbstlichen Einheit. Karl der Sechste traurigen Andenkens war es, von welchem die Aufforderung ausging.

In welcher Lage sich Kaiser Wenzel um diese Zeit befand, ist oben angedeutet worden. Bringt man auch nichts weiter in Anschlag, als daß Se. Kaiserliche Ma-

jestät auf ein Einkommen von 160,000 Floren beschränkt war: so ist dies mehr als hinreichend, um es begreiflich zu finden, daß Wenzel sich nicht aufgelegt fühlen konnte. auch nur den kleinsten Schritt in der ihm empfohlenen Angelegenheit zu thun. Seine Lage hatte sich jedoch nicht wenig verschlimmert, seitdem er mit den böhmischen Ständen zerfallen war; seine nächsten Verwandten waren nämlich wider ihn aufgetreten und hatten ihm, so zu sagen, von allen Seiten die Hände gebunden. An der Spitze dieser Verwandten stand sein eigener Bruder Sigismund, den das Schicksal aus einem Kurfürsten von Brandenburg zu einem König von Ungarn gemacht hatte.

Dieser Fürst, durch die Fürsorge seines Vaters mit der ältesten Tochter Ludwigs des Großen, Königs von Polen und Ungarn, verlobt, hatte kaum ein Alter von sechzehn Jahren erreicht, als jener König starb und seine Kronen auf Marien, die Braut Sigismund's, übergingen. Auf die polnische Krone mußte er verzichten, als Jagello, Herzog von Lithauen, den Säbel in der Faust, die jüngste Tochter des verstorbenen Königs forderte und dieselbe unter dem Beistande der Polen erhielt. Auch die ungarische Krone würde er eingebüßt haben, hätte nicht seine Schwiegermutter Elisabeth Mittel gefunden, den König Karl den Dritten von Neapel aus dem Wege räumen zu lassen. Seit dem Sommer des Jahres 1387 König von Ungarn, verlor Sigismund seinen Kurstaat um so mehr aus den Augen, weil er sich genöthigt sah, ihn an die Söhne seines mitbelehnten Oheims, die Prinzen Jobst und Procopius, zu verpfänden, um seinem Geldbedürfniß gewachsen zu seyn. Seine neue Lage verhinderte ihn jedoch nicht,

sich mit dem Markgrafen von Mähren und mit den österreichischen und sächsischen Prinzen zum Beistand der böhmischen Misvergnügten zu verbinden. Von Jobst geführt, bemächtigten sich diese ihres Königs im J. 1394 in dem Kloster Beraun, schleppten ihn nach Prag und legten ihm hier die Bedingungen vor, unter welchen er künftig regieren sollte. Und welcher Art waren diese Bedingungen? Sie waren so beschaffen, daß Wenzel, bis auf seinen Titel, in in den Privatstand zurücksank; denn Jobst war Statthalter in Böhmen und Haupt einer Adels-Union, welche Wenzel hatte genehmigen müssen. Das deutsche Reich blieb gleichgültig gegen diese Behandlung seines Oberhauptes, bis endlich Johann, Herzog von der Lausitz, Wenzels jüngster Bruder, gegen die Verschwornen auftrat. Zwar gelang es diesen, den gefangen gehaltenen Kaiser nach Oesterreich zu entfernen; doch indem jetzt das Reich Wenzels Entkerkerung forderte, erfolgte diese nach dreimonatlicher Haft...

Durch Errichtung eines unabhängigen Staatsraths glaubten von jetzt an die Misvergnügten den Frieden des Königreichs wiederherzustellen; allein der Erfolg konnte ihren Erwartungen nicht entsprechen, weil alle Gewalt ihren ersten und vornehmsten Charakter in der Einheit hat. Wenzel zerfiel nicht bloß mit dem Staatsrath, sondern auch mit seinem Erretter, dem Herzog Johann. Allmählig entstand die größte Verwirrung. Johann endigte, wie behauptet wird, durch Vergiftung. Sigismund knüpfte, in Gemeinschaft mit Oesterreich, neue Ränke an, wodurch er es bei den Böhmen dahin brachte, daß sie ihn zum Erben der böhmischen Krone ernannten. Hieraus entwickel-

ten sich neue Händel zwischen den beiden Brüdern, und unter Mitwirkung des Papstes und einiger eigensüchtigen Reichsfürsten gerieth Wenzel noch einmal in die Gefangenschaft seines Bruders, der ihn nach Wien schleppte, wo er neunzehn Monat eingekerkert blieb. Welcher Kaiser hatte jemals widrigere Schicksale erlebt?...

Aus allen diesen Angaben sieht man klar und deutlich, daß eine so schwache, so mit sich selbst in Widerspruch und Zwietracht lebende Regierung, wie die des deutschen Reichs am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, nicht geeignet war, den Wunsch der europäischen Welt in Ansehung einer Aufhebung des kirchlichen Schisma zu befriedigen. Von Frankreich zur Entwickelung seiner Machtvollkommenheit aufgefordert, war Wenzel der mehr als freigeisterischen Meinung, das beste Mittel, die Gegenpäpste zur Vernunft zurückzuführen, sei, keinen von beiden anzuerkennen. Hierdurch verrieth er, außer seiner Schwäche, seine Unwissenheit. Die Unauflösbarkeit des gordischen Knotens, der sich im Schisma darbot, beruhete auf zwei Dingen: einmal darauf, daß es keinen Charakter gab, an welchem sich die Rechtmäßigkeit einer Pabstwahl erkennen ließ; zweitens darauf, daß der einmal gewählte Papst, als Statthalter Gottes auf Erden, wofür er gelten wollen mußte, keine Macht als die seinige bestimmend anerkennen konnte. Hinter dieser doppelten Schanze vertheidigten Bonifacius der Neunte und Clemens der Siebente mit gleichem Erfolg; und obgleich jeder von ihnen die Schädlichkeit des Schisma eingestand und dasselbe gehoben zu sehen wünschte, so wollte doch keiner von beiden bekennen,

weder daß er nicht der rechtmäßige Gewählte, noch daß nicht der Statthalter Gottes auf Erden sei.

Am geschäftigsten in dieser wichtigen Sache bewies sich die Universität zu Paris; nur daß auch sie das Wesen der katholischen Kirche in einem sehr hohen Grade verkannte. Als nach Urbans des Sechsten Tode Bonifacius der Neuute gewählt war, brachte sie drei Mittel der Friedensstiftung in Vorschlag: das der freiwilligen Abdankung, das des Compromisses und das des Urtheils einer allgemeinen Kirchenversammlung. Was die Päpste zu Rom und Avignon dagegen einzuwenden hatten, braucht kaum gesagt zu werden; durch die Annahme der beiden ersten Mittel würden sie die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl, durch die letzteren ihre Unumschränktheit in Zweifel gestellt haben. Als nun Clemens der Siebente im Jahre 1394 starb, war die Aufgabe, eine neue Papstwahl zu verhindern, und die Könige von Frankreich und von Aragon thaten wahrlich, was zur Erreichung eines solchen Zweckes in ihren Kräften stand. Doch ihre Bemühungen scheiterten an der Schlauheit eines Spaniers, Namens Peter de Luna, der, nachdem er sich das Verdienst erworben, sein Vaterland Kastilien dem päpstlichen Stuhle von Avignon geneigt zu machen, von Paris, wo er sich in gesandtschaftlichen Angelegenheiten aufgehalten, heimlich nach Avignon ging und die daselbst befindlichen Kardinäle so lange bearbeitete, bis sie sich entschlossen, ihn auf den päbstlichen Stuhl zu erheben. Allerdings geschah dies unter Bedingungen; allein diese hatten, nach vollbrachter Wahl, ihre Kraft verloren für einen Statthalter Gottes auf Erden; und welche An-

stalten auch die französische Kirche treffen mochte, den Gewählten zur Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche zu bewegen, so vereitelte doch der spanische Schlaukopf dieselben mit eben so viel Festigkeit als Gewandtheit; denn er fürchtete nicht einmal die Belagerung Avignons, und als diese Stadt sich dem Marschall Boucicaut ergab, flüchtete er sich in die Citadelle, aus welcher er später nach Spanien entwich.

Für die Aufhebung des ärgerlichen Schisma war die europäische Welt um so mehr betheiligt, weil sie sich den Plünderungen zweier Universal-Monarchen ausgesetzt sah, von welchen jeder um so schonungsloser zu Werke ging, je weniger er an Einkünften aus seiner nächsten Umgebung bezog. Für die römischen Päpste war der größte Theil ihres Dominial-Besitzes während der sogenannten babylonischen Gefangenschaft verloren gegangen. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, wenn Theodorich von Niem Bonifacius den Neunten einer aufs höchste getriebenen Simonie beschuldigt, vermöge welcher er kirchliche Würden nur Solchen verlieh, die das Meiste dafür bezahlten, ohne auf Lebenswandel, Gelehrsamkeit und Verdienst die mindeste Rücksicht zu nehmen. In Wahrheit, dieser Papst befand sich in einer sehr mislichen Lage dadurch, daß der Kirchenstaat nichts eintrug und daß die Römer Forderungen machten, denen nur durch die losesten Finanzkünste zu genügen war. Diese waren zum Theil sogar höchst anstößiger Art. Das Jubiläum, seit dem Aufenthalt der Päpste zu Avignon auf den Turnus von 30 Jahren gesetzt, damit die Klagen der Römer über Geldverluste gestillt werden möchten — das Jubiläum, sag' ich, war zu einem

Jahrmarkt geworden, auf welchem man die Berechtigung zu Sünden durch die Loskaufung von denen erwarb, die man begangen hatte. Als nun, unter dem Pontifikat Bonifazius des Neunten, im Jahre 1390 dieser Jahrmarkt gehalten wurde, und die eben nicht beträchtliche Zahl von Pilgern, welche sich aus Ungarn, Deutschland, England, Portugal und Norwegen, so wie aus den Staaten Italiens einfanden, mit einer sehr natürlichen Mindereinnahme für die päpstlichen Kassen verbunden war, gerieth man auf den Einfall, den Zurückgebliebenen dadurch zu Hülfe zu kommen, daß man ihnen den sogenannten Jubel-Ablaß in ihrer Heimath antrug. Der Anfang wurde mit zwei Königinnen gemacht, nämlich mit den Königinnen von Portugal und von England, denen der Papst gegen Erlegung dessen, was die Reise ihnen gekostet haben würde, den Ablaß ertheilte. Zugleich schickte der schlaue Papst seine Einnehmer in alle ihm treu gebliebenen Länder mit der Vollmacht, allen durch Krankheit oder andere dringende Umstände an der Jubelfahrt Verhinderten den Ablaß zu ertheilen. Mit welcher Profanation alles Heiligen, d. h. alles Sittlichen, dies verbunden war, bedarf kaum einer Erwähnung: die Sammler setzten den Preis, und wer denselben bezahlte, erhielt Absolution für jedes Verbrechen, für jede Schandthat, die er begangen haben mochte. Geld war also das Büßungsmittel für alle Vergehungen an der Gesellschaft, und der Christ-Vater, Der, dem diese Vergehungen Vortheil brachten. Da Clemens der Siebente von diesem großen Mittel, dessen Wirksamkeit auf den Häuptern der Apostel Petrus und Paulus beruhete, und folglich ganz örtlich war, keinen Gebrauch machen konnte: so ist zu

glauben, daß der Hof zu Avignon sich angelegen seyn ließ, die Unsittlichkeit des Ablasses in das grellste Licht zu stellen. Man sprach also in diesen Zeiten nur von den unermeßlichen Summen, welche Bonifazius auf diesem Wege erworben haben sollte, und man würde noch mehr davon gesprochen haben, wenn der staatswirthschaftliche Kalkul am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts so ausgebildet und so geläufig gewesen wäre, wie er es gegenwärtig ist. Bonifazius nahm zwar die Miene an, als hätte er wenig oder gar nichts erhalten; er ging in seiner Heuchelei sogar so weit, daß er plauderhafte Einnehmer bestrafte: allein wie hätte er Glauben finden mögen, da sein Bedürfniß bekannt war, die Römer aber gegen seine Regierung nichts einzuwenden fanden?

Daß die Zeitgenossen sich unter Auftritten dieser Art je mehr und mehr über den Werth des katholischen Kirchenthums zurecht fanden, befremdet um so weniger, wenn man erwägt, was diesen Auftritten vorangegangen war. Auf einen nur allzu fruchtbaren Boden war der Saame gefallen, den Wicklef in England ausgestreut hatte. Die Anhänger dieses Sektenstifters fuhren nach seinem Tode fort, seine Lehren nach allen Seiten hin auszubreiten. Ihre Trennung in Wicklefiten und Lollarden beweiset nur, daß man gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts darüber ungewiß war, ob man das kirchliche Gebäude mehr in seiner Grundlage oder in seiner Superstruktur, mehr in der Lehre oder in der Hierarchie angreifen müsse, um es über den Haufen zu werfen; denn, wenn die strengen Wicklefiten für die erste Art des Angriffs waren, so erklärten sich die Lollarden für die letzte. Die Trennung

dieser Sekte von der römischen Kirche erfolgte schon im Jahre 1389; und wie gering das Ansehn der Erzbischöfe und Bischöfe in diesen Zeiten war, geht am meisten daraus hervor, daß eben diese Ketzer es bereits im Jahre 1395 wagten, dem Parliament ihre Lehrsätze zu überreichen und um Bestätigung derselben zu bitten. Diese Lehrsätze athmeten nichts als Protestantismus, wiewohl dies Wort damals noch unbekannt war. Wir führen davon nur folgende an: „die Gewalt der römischen Geistlichkeit ist nicht von Christus eingesetzt; — die Lehre von der Transsubstantiation verleitet zur Abgötterei; — das ehelose Leben der Geistlichen veranlaßt unzählige Aergernisse und Ausschweifungen; — Wallfahrten und Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder sind nichts als Abgötterei; — die Ohrenbeichte macht die Priester stolz und giebt Veranlassung zu vielen Ränken; — das Gelübde der Keuschheit, welches Frauenzimmer ablegen müssen, veranlaßt Unordnungen und unzählige Kindermorde u. s. w." Solche Lehrsätze beweisen auf eine ganz unwidersprechliche Weise, daß England die Wiege des Protestantismus ist. Vergebens erklärte sich der Erzbischof von Canterbury, sammt der übrigen hohen Geistlichkeit, gegen dieselben; vergebens wurden sie als irrig und ketzerisch verdammt: gegen die Evidenz der Thatsachen, womit die Wicklefiten ins Feld rückten, war nicht auszuhalten; auch vermehrte sich die Zahl dieser Abtrünnigen von einem Jahr zum andern, und Handelsverbindungen bewirkten, daß die Sekte sich selbst auf dem festen Lande ausbreitete. Wäre die Sonne der Geisterwelt, die Buchdruckerei, schon damals wirksam gewesen: so leidet es keinen Zweifel, daß der Gang der Begebenheit dadurch

würde ausnehmend beschleunigt worden seyn. Eine Erfindung mehr (eine Erfindung, die so leicht zu machen war, und doch so lange ausblieb) würde also der Welt viel Aergerniß erspart und den Inhalt der Geschichte, so wie er jetzt ist, wesentlich abgeändert haben.

Indem die Aufhebung des Schisma immer dringender wurde, reisete Wenzel im Jahre 1398 nach Frankreich, um mit dem französischen Hofe, dem an der Fortdauer des heil. Stuhls zu Avignon nichts gelegen war, näher zu verabreden, was in der großen Angelegenheit der Kirche geschehen könne oder müsse. Die einzige Frucht dieser Reise war — die Ueberzeugung, daß sich in dieser Sache nichts erzwingen lasse: eine Ueberzeugung, die durch freigeisterische Reden mehr verrathen, als verschleiert wurde. Gewiß hatte Bonifazius nichts von Wenzel zu befürchten. Doch zu allen Zeiten haben Verdacht und Argwohn einen sehr wesentlichen Antheil an den Begebenheiten gehabt. Voll also von dem Gedanken, daß Wenzel schaden wolle und könne, suchte der römische Bischof sich dadurch zu retten, daß er die rheinischen Kurfürsten gegen den Kaiser aufwiegelte. Unter diesen hatte der Pfalzgraf Ruprecht schon lange nach der Kaiserkrone geschielt; und da dies nicht unbekannt war, so hatte die Kabale desto freieres Spiel. Eigentlich war es der Kurfürst von Mainz, der sich von Bonifazius dem Neunten zum Werkzeug der Zerrüttung gebrauchen ließ. War irgend ein Fürst von Wenzels Ohnmacht überzeugt, so war es der Kurfürst von Mainz. Doch dem Priester galt die Gesinnung so viel, als die That; und um jene zu bestrafen, schien Absetzung ihm das wirksamste Mittel. Ein ganzes Jahr hindurch

war in verschiedenen Zusammenkünften an dieser gearbeitet worden, als sie den 20. August 1400 zu Lahnstein zu Stande gebracht wurde. Nicht ungegründet waren die Beschwerden, die man gegen den Kaiser vorbrachte; doch wurde in Beziehung auf ihn alle Gerechtigkeit unter die Füße getreten, sofern ununtersucht blieb, ob Wenzels Mißgriffe mehr auf die Rechnung seiner Person, oder auf die seiner Lage und Verhältnisse gebracht werden müßten. Der Hauptbeweggrund blieb verschleiert; denn dieser lag in dem persönlichen Eigennutz der Kirchenfürsten, die, wenn das Papstthum zu Grunde ging, freilich nicht bleiben konnten, was sie bisher gewesen waren. Unstreitig hielten die rheinischen Erzbischöfe den Untergang des katholischen Kirchenthums für näher, als er es wirklich war. Wie es sich damit auch verhalten mochte: als Ursache von Wenzels Absetzung wurde angeführt, daß er nichts gethan, das kirchliche Schisma zu heben; daß er Johann Galeaz Visconti (diesen entschlossenen Feind der Päpste) zum Herzog von Mailand erhoben; daß er das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert; daß er falsche Urkunden ausgefertigt *), daß er die Erhaltung des Reichsfriedens hintan gesetzt habe **). An Wenzels Stelle wurde der Pfalzgraf Rupert zum Könige der Deutschen gewählt; und nach der ihm vorgelegten Kapitulation sollte er — mira-

---

*) So wurden gewisse Blankets bezeichnet, welche Wenzel für größere oder geringere Summen hingegeben hatte, damit die Empfänger darauf ihre Freiheiten und Privilegien selbst bestimmen möchten.

**) Dieser Vorwurf bezog sich unstreitig auf das Verfahren gegen den erzbischöflichen Vikar Pomuck.

bile dictu! — allen Gebrechen des Reichs abhelfen, die gegen Wenzel vorgebrachten Beschwerden abthun, Italien gewinnen, den Kaisern zu ihrem künftigen Unterhalte Länder verschaffen. Muß noch bemerkt werden, welche Selbsttäuschung, oder welcher absichtliche Betrug diesem Vertrage zum Grunde lag?

Mit der Kaiserwürde war es in diesen Zeiten dahin gekommen, daß man sich eine Absetzung wohl gefallen lassen konnte; denn sie war fast in jeder Beziehung das Gegentheil von dem geworden, was ihre ursprüngliche Bestimmung mit sich brachte. Auch findet sich schwerlich eine Spur, daß Wenzel sich seine Absetzung hätte zu Herzen gehen lassen. Die ganze Sache war nur in so fern merkwürdig, als sie zu Stande kam zu einer Zeit, wo nichts zweifelhafter war, als die Rechtmäßigkeit eines Papstes, wo man also hätte annehmen mögen, daß durch den Papst dergleichen nicht bewirkt werden könne. Diese Erscheinung ist jedoch erklärt genug, sobald man sich erinnert, daß die sogenannte unterirdische Parthei an den Weltbegebenheiten in früheren Zeiten auch deßhalb einen sehr großen, wo nicht ausschließenden Antheil haben mußte, weil die öffentliche Meinung noch ohne Kraft war. Uebrigens bewies sich auch in diesem Falle, daß Staatshandlungen nicht selten die entgegengesetzten Wirkungen von denjenigen hervorbringen, die man beabsichtigt hat. Abgesetzt durch Bonifazius den Neunten, rächte sich Wenzel dadurch, daß er sein Erbkönigreich den Einwirkungen des Papstes entzog; und da sein Bruder Sigismund, als König von Ungarn, dasselbe that, so wurde hierdurch der erste Grund zu jener Kirchenverbesserung ge-

legt, welche im sechzehnten Jahrhundert begann, und im neunzehnten durch den Untergang der geistlichen Kurfürstenthümer vollendet wurde. Zur Einleitung dieser großen Umwälzung trug die Universität zu Prag das Ihrige bei. Ohne Wenzels Absetzung hätte Wiclefs Lehre in Böhmen weniger Eingang gefunden, und ohne einen Huß und einen Hieronymus von Prag und deren Schicksale auf dem Konzilium zu Kostnitz, hätte es weder einen Hussitenkrieg, noch einen Luther gegeben. So entwickeln sich die Dinge ganz aus sich selbst, wenn alles dazu gehörig vorbereitet ist; und alles, was die menschliche Weisheit aufbietet, diese Entwickelung zu verhindern, dient zuletzt nur zur Beförderung derselben.

Ruperts Regierung, welche von 1400 bis 1410 dauerte, war nichts weniger als heilbringend und ehrenvoll für Deutschland. Kaum hatte er Italien betreten, so sah er sich wieder herausgeschlagen. Brabant, das damals erledigt war, konnte er weder für das Reich, noch für sein Haus gewinnen. Mit gleich schlechtem Erfolge wurde der Landfriede von ihm gehandhabt; er brachte es sogar dahin, daß im Jahre 1405 zu Marbach ein Fürsten- und Städtebund wider ihn geschlossen wurde. Nur dem Kaiser Wenzel fügte er Schaden zu, theils durch die Einfälle, welche er seine Anhänger in Böhmen machen ließ, theils durch die Zurücknahme der Erwerbungen, welche Karl der Vierte in der Oberpfalz für die böhmische Krone gemacht hatte. Doch konnte Wenzel durch alle diese Unfälle nicht dahin vermocht werden, daß er dem Kaisertitel entsagte. Der Eigensinn, den er in dieser Hinsicht bewies, fand Unterstützung und Aufmunterung in den Forderungen,

welche der Erzbischof von Mainz an Ruprecht machte. Von der organischen Beschaffenheit der allgemeinen Regierung in Deutschland gelangt man zu einer deutlichen Anschauung, wenn man lieset, daß der Erzbischof von Mainz es zu seinen Vorrechten zählte, den kaiserlichen Hof mit Kanzler und Notaren (seinen Kreaturen) zu versorgen. Weil Ruprecht dies nicht gestatten wollte, so zerfiel er mit dem Erzbischof; und dies war die Ursache, daß das Reich, wie die Kirche, zwei Gewalthaber erhielt, die auf gleiche Rechtmäßigkeit Anspruch machten. Und dies dauerte fort bis zu Ruperts Tode.

Den langen Zeitraum von Karls des Vierten Tode bis zum Hintritt Ruperts (von 1378 bis 1410) war die Kurmark Brandenburg, mehr, als jedes andere deutsche Land, ein Opfer der Anarchie; und die Hauptursache dieser Erscheinung war, daß es durch Statthalter regiert werden mußte, denen es an den zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung nöthigen Mitteln fehlte.

Sehr oft ist diesen Statthaltern der Vorwurf gemacht worden, daß es ihnen an Fähigkeit gefehlt habe; doch um diesen Vorwurf zu rechtfertigen, hätte man vorher untersuchen sollen, wie viel von den Domänen und den übrigen Hülfsmitteln der Askanier noch übrig geblieben war, während der Verwaltung der Wittelsbacher.

Erwähnt haben wir bereits, daß Sigismund, um sich als König von Ungarn zu behaupten, die Mark an seine mitbelehnte Vettern verpfändete. Nichts war in diesen Zeiten üblicher, als ein solches Verfahren, weil der Geist der Leibeigenschaft die Fürsten beredete, Völker seien nur zu ihrem Vortheil vorhanden, und jedem anderen

Eigenthum gleich zu achten. Am meisten lebten kleine Fürsten in diesem Wahne, der sie nicht selten Kaufleuten gleich stellte, welche ein kleines Kapital wagen, um dadurch ein größeres zu gewinnen.

Von Sigismunds mährischen Vettern, Jobst und Procopius, besuchte nur der erstere von einer Zeit zur andern die Mark; und so oft er erschien, schrieb er Beden (Subsidien) aus, die er zu des Landes Besten anzuwenden versprach. Wie er sich dieses dachte, steht freilich darin; hatte er aber seinen Zweck erreicht, so begab er sich nach Prag, oder nach Mähren, und die Mark war gerade um so viel ärmer, als er mit sich genommen hatte. Eben dieser Kurfürst Jobst — denn mit dem ihm verpfändeten Lande hatte er zugleich den Titel gewonnen, der an demselben hing — verpfändete das Kurfürstenthum wieder an seinen Schwager, den Markgrafen Wilhelm von Meißen, der sich drei Jahre lang Mühe gab, die verscheuchte Ordnung zurückzuführen, aber, wie es scheint, nicht Herr werden konnte über einzelne adelige Familien, welche durch feste Burgen gesichert waren.

Solche Magnaten waren die Grafen von Ruppin in der Mittelmark, die Herren von Quitzow in der Priegnitz, und die Herren von Wedel in der Neumark. Die letzteren waren so mächtig, daß sie dem deutschen Orden für Hülfsgelder 100 gewaffnete Ritter, 100 Schützen, und überdies noch 400 Streitrosse stellen konnten. Jene benutzten ihre Ueberlegenheit mehr zur Verstärkung ihres Ansehns im Inlande; und wer von unseren Zeitgenossen noch die Ruinen ihrer festen Schlösser gesehen hat, begreift ohne Mühe, wie sie in die Versuchung gerathen konnten,

sich schwachen Statthaltern zu widersetzen, die ihnen Vorschriften geben wollten. Es läßt sich aber überhaupt schwer bestimmen, worin das Unrecht dieser sogenannten Usurpatoren gelegen habe; denn was sie waren, das waren sie nur durch die Schwäche derer, die ihnen, ohne von der nöthigen Gewalt unterstützt zu seyn, gebieten wollten, während die gesellschaftliche Ordnung immer nur dadurch möglich wird, daß es eine oberste Gewalt giebt. Ja, würde es nicht sogar unnatürlich gewesen seyn, wenn die Einzigen, von denen eine Opposition ausgehen konnte, gleichgültig geblieben wären gegen alle die Mißhandlungen, welche ihr Vaterland von Seiten seiner Fürsten erfuhr, um die gesellschaftliche Ordnung von Grund aus zu zerstören? Verpfändete nicht Jobst, nachdem er wieder zum Besitz der Mark gelangt war, einzelne Städte, Kammergüter und Zölle an einzelne Adelige? Und überließ Sigismund nicht, nach seines Bruders Johann unbeerbtem Tode, die ihm zugefallene Neumark erst dem Woywoden Stibor von Siebenbürgen für 63,000 ungarische Gulden, und dann (1402), mit Zustimmung dieses Woywoden, dem deutschen Orden für dieselbe Summe? Wie konnte, bei diesem anhaltenden Wechsel der Oberherrschaft, irgend etwas Gutes und Sittliches gedeihen? wie die Kultur des Landes zunehmen? Der Bürgerkrieg war herbeigeführt durch diejenigen, deren erste Bestimmung es ist, denselben abzuwenden; im Bürgerkriege aber erscheint die Nothwehr nur allzu leicht in dem Lichte des Frevels, ohne deßhalb das zu seyn, wofür sie ausgegeben wird.

Durch diese allgemeine Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes in der Mark, während der Periode von

1378 bis 1410, glauben wir uns der Nothwendigkeit, über jeden Statthalter ins Einzelne einzugehen, überhoben zu haben. Alle waren mehr oder weniger unglücklich in ihren Unternehmungen; alle mußten es werden, weil ihre Persönlichkeit nicht unterstützt war von einem Organismus, der auch nur den geringsten Werth gehabt hätte. Die unaufhörlichen Fehden hatten nur den Charakter der Raufereien, und ihren Ausgang bestimmte — nicht etwa der Verstand, sondern der Zufall. Bei Gelegenheit einer Unternehmung des Statthalters Lippold von Bredow gegen den Erzbischof von Magdeburg, wird des Schießpulvers als eines Angriffsmittels gedacht, von welchem dieser Statthalter zur Zerstörung der Festung Mylow habe Gebrauch machen wollen. Unmöglich ist dies deßhalb nicht, weil dieser Zerstörungsstoff, der in Europa zuerst bei der Belagerung der Festung Baza in Spanien gebraucht wurde, sich über die Pyrenäen hin nach Frankreich verbreitet hatte, wo er in der Schlacht bei Crecy (1346) den Sieg entschied. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, da wir, wenige Jahre darauf, eine Kanone in die Mark einrücken sehen, die jeden Widerstand rebellischer Edelleute zu Boden schlägt.

Sich selbst überlassen, mußte die Mark Brandenburg zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts sich in stets wiederkehrenden Bürgerkriegen zerreiben. Man darf es also als ein besonderes Glück betrachten, daß die eigenthümlichen Verhältnisse des Hauses Luxemburg, verbunden mit Sigismunds Geldbedürfniß, eine Veränderung in der Dynastie herbeiführten, die zur Grundlage einer besseren Ordnung der Dinge wurde. In der Person Friedrichs des Sechsten, Burggrafen von Nürnberg handelte es sich An-

fangs nur um einen neuen Statthalter; denn nur als solchem war ihm die Mark für 100,000 ungarische Goldgulden verpfändet, und Sigismund hatte sich die Kurwürde, so wie das Recht der Wiedereinlösung, ausdrücklich vorbehalten. Ruperts Tod, Sigismunds Bewerbungen um die Kaiserwürde, und die bedeutenden Ausgaben, welche diese Bewerbungen begleiten, änderteten den geschlossenen Vertrag zuerst, bis im Jahre 1415 auf ein neues Darlehn von 250,000 Floren dem Burggrafen die Marken, sammt der Kur- und Erzkämmerer-Würde, zu einem erblichen Eigenthum überlassen wurden.

Gleich mit dem ersten Eintritt Friedrichs des Sechsten in die Marken, begann für diese eine neue Aera, und wir werden im nächsten Abschnitte sehen, worin sie ihren Charakter hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

*
*   *

Der Mensch will leben — in der Gesellschaft leben — durch Verrichtungen leben, von welchen er weiß, oder zu wissen glaubt, daß sie der Gesellschaft nothwendig, oder nützlich oder angenehm sind.

Soll und darf man dies verhindern? Sind Gründe vorhanden, die Betriebsamkeit zu beschränken, zu fesseln?

Bei Beantwortung dieser Frage könnte man sich sehr stark ausdrücken, ohne im Mindesten die Wahrheit durch den Ausdruck zu verletzen. Wir begnügen uns jedoch damit, daß wir zu zeigen versuchen, wie das, was die Gerechtigkeit ganz unbedingt verwirft, auch gegen den richtig verstandenen Vortheil der Gesellschaft ist.

Um über die Wirksamkeit der Fesseln zu urtheilen, welche der Betriebsamkeit fast allenthalben angelegt sind, muß man diese in einer doppelten Beziehung beobachten: einmal, in sofern ihre Thätigkeit sich auf das Innere der Staaten bezieht; zweitens sofern sie dem Auslande National-Produkte zuführt, und dafür ausländische zurückbringt.

Wir beginnen damit, daß wir sie aus dem ersten Gesichtspunkt betrachten.

Die neuere Geschichte stellt zwei Beispiele auf, durch welche allen vorurtheilsfreien Geistern bewiesen werden kann, daß Fesseln, welche der Betriebsamkeit angelegt werden,

nichts weiter bewirken, als daß sie den allgemeineren Wohlstand verhindern, und eben dadurch das öffentliche Einkommen schmälern.

Um von diesen Fesseln befreit zu werden, stürzte sich Frankreich in die Revolution. Das Genesungsmittel war Anfangs noch schlimmer, als das Uebel, das dadurch verdrängt werden sollte. Der Kampf mit den Bevorrechteten artete in blutige Zwietracht aus. Zwanzig Jahre hindurch hatte Frankreich kostspielige und mörderische Kriege zu führen. Die reichsten Familien wanderten aus; geschickte Handwerker und Künstler gingen ins Ausland. Papiergeld, Maximum, Konskription, Invasionen und unmäßige Auflagen folgten auf einander, oder vereinigten sich, um den französischen Staat zu Grunde zu richten. Und doch — da man den Gedanken, der die Revolution herbeigeführt hatte, standhaft festhielt, nahm Frankreichs Betriebsamkeit mitten unter den Lasten, welche auf sie drückten, einen höheren Flug. Die Bevölkerung der Städte vermehrte sich beinahe um das Doppelte; die Quantität der Betriebsamkeits-Produkte verdreifachte sich. Einheimisch wurden Zweige der Betriebsamkeit, welche vor der Revolution ganz unbekannt geblieben waren; und was früher da gewesen war, erhielt Vervollkommnungen, die bei der Fortdauer der alten Fesseln ganz unmöglich gewesen seyn würden. Was aber waren die Ergebnisse dieser unerwarteten Fortschritte? Zunächst ein allgemeinerer Wohlstand; denn es verträgt sich mit keinem Zweifel, daß, obgleich die Bevölkerung Frankreichs seit der Revolution um fast acht Millionen zugenommen hat, doch die zahlreichste Klasse besser genährt, gekleidet und unter Dach und Fach gebracht

ist, als vor vierzig Jahren. Das zweite Ergebniß ist die bessere Ausstattung der Regierung; denn Frankreich bezahlt, ohne sich eben zu beklagen, das Doppelte von dem, was es vor der Revolution an Steuern zu entrichten hatte. Erhält Frankreich die nöthige Sicherheit für das Gute, das es durch die Revolution erworben hat: so kann es sich im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem musterhaften Wohlstand erheben.

Dies ist das eine Beispiel von den Wirkungen gesprengter Betriebsamkeits-Fesseln.

Das andere bietet Preußen dar.

Dies Königreich befand sich seit dem Kriege von 1806 und 1807 in den ärgsten Verlegenheiten. Diesen ein Ende zu machen, gab es kein wirksameres Mittel, als Befreiung der individuellen Kraft von allen den Hemmnissen, die sie bis dahin danieder gehalten hatten. Gesprengt wurden die Bande der Erbunterthänigkeit, um den Begriff des Eigenthums zu reinigen. Das Zunftwesen, das im Grunde nichts weiter war, als der erbunterthänige Zustand der städtischen Gewerbe, sah sich aufgelöset durch die Einführung einer Konkurrenz, die ihre Gränze nur in dem Stillstand der Erfindsamkeit antreffen konnte. Zu der Freiheit des Gewerbes trat die Handelsfreiheit hinzu. Alle diese Veränderungen waren das Werk geräuschloser Reformen; die Wirkungen derselben aber waren vollkommen so, wie in Frankreich; nur mit dem Unterschiede, daß keine dieser Wirkungen mit Menschenblut erkauft, keine um einen allzu hohen Preis erworben war.

Um diese Wirkungen vollständiger zu begreifen, ist durchaus nöthig, genauer zu erforschen, was es mit

dem Gegensatz der Gewerb- und Handelsfreiheit auf sich hatte.

Durch den Zwang, den das Zunftwesen in allen seinen Anordnungen auflegte, wurde die Geschicklichkeit aus dem Gewerbe verbannt; zugleich aber wurden die Mittel, Produkte sowohl zu vermehren als zu vervollkommen, beschränkt. Nur das Hergebrachte fand Gnade, und was darüber hinausging, galt für eine Art von Rebellion gegen das Handwerk, oder die Kunst. Es kam auf nichts Geringeres an, als das Gewerbe stationär zu machen; denn dies erschien als das bequemste Mittel, jeden bei seinem Einkommen und Würden zu erhalten.

War dabei auszuhalten?

Ueber alle diese Gebrechen des Zunftwesens findet man sich nur dann zurecht, wenn man weiß, daß der menschliche Verstand immer nur nach Maßgabe gesellschaftlicher Bedürfnisse und vorhandener Materialien schafft, wenn man also auf die erste Entstehung des Zunftwesens zurückgeht.

Diese erfolgte bekanntlich zuerst jenseits der Pyrenäen zu einer Zeit, wo es noch an allen den Mitteln fehlte, wodurch eine umfassende öffentliche Gewalt allein möglich wird. Es kam darauf an, die auf Kosten der Araber eroberten Plätze zugleich wieder zu bevölkern und zu vertheidigen. Zu diesem Endzweck mußte man Individuen aller Klassen in's Land ziehen und durch Bewilligung von Vorrechten zu einer bleibenden Niederlassung bewegen. Da nun jeder, der ein Gewerbe trieb, zugleich Vertheidiger der Gemeine war, der er angehörte: so mußten solche Einrichtungen getroffen werden, wodurch dieser doppelten

Be-

Bestimmung des Aktiv-Bürgers genügt würde, d. h. man mußte auf Mittel denken, das Gewerbe mit der Militärpflichtigkeit so zu vereinbaren, daß beide neben einander bestehen konnten. Das Natürlichste nun, das sich darbot, war: so wenig als möglich auf die unmittelbare Theilnahme des Bürgers an dem auszuübenden Gewerbe ankommen zu lassen und ihm so viel fremde Kräfte unterzuordnen, als sich dazu bereit finden lassen würden. Auf diese Weise entstand das Verhältniß des Meisters zu seinen Lehrburschen und Gesellen: ein Verhältniß, das für die letzteren sehr lästige Bedingungen in sich schloß, die jedoch angenommen werden mußten, weil es keine besseren gab. So bildete sich das Zunftwesen: seinem ersten Ursprunge nach eine treffliche Combination, sofern es dem größten aller gesellschaftlichen Bedürfnisse, dem Bedürfnisse, geordnet zu seyn, abhalf. Bedenkt man außerdem, welchen harten Bedingungen das Gewerbe in einer noch früheren Periode unterlag, so muß man in dem Zunftwesen sogar einen Fortschritt wahrnehmen, der in die Region der Freiheit führte. Auch wurde dies allenthalben empfunden; denn, wenn man in dem Zunftwesen nicht einen Fortschritt, nicht eine Vervollkommung wahrgenommen hätte, so würde sich dasselbe nicht von Spanien aus über ganz Europa verbreitet haben.

Gesellschaftliche Einrichtungen haben jedoch das Eigenthümliche, daß sich nie ein absoluter Werth an dieselben knüpft. Was in seinem Ursprunge vortrefflich ist, kann im Fortgange der Zeit seine Kraft verlieren und nach und nach so lästig werden, daß es umgebildet werden muß, wenn die Gesellschaft nicht anhaltend leiden soll. Was

nun das Zunftwesen betrifft, so leidet es keinen Zweifel, daß es unter uns noch in seiner ursprünglichen Herrlichkeit (so fern von einer solchen überhaupt die Rede seyn kann) fortbestehen würde, wenn sich im Verlauf der Jahrhunderte nicht eine öffentliche Macht gebildet hätte, die, indem sie das Gewerbe auf sich selbst zurückführte, dem Zunftwesen seine Hauptbestimmung raubte; nämlich die, die Gemeine, in der es wirksam war, vor allen Verletzungen zu bewahren, welche von außen kommen konnten. Um alles mit einem Worte zu sagen: in dem umfassenden Militär-System, das in den letzten Jahrhunderten emporgekommen ist, liegt der wahre Grund zur Entwerthung jener Einrichtungen, wodurch das Gewerbe nichts weiter war, als das Fundament parzieller Selbstvertheidigung. Auf sich selbst zurückgebracht, hätte nun das Gewerbe ganz von selbst seinen früheren Formen entsagen, und diejenigen annehmen sollen, welche seiner Bestimmung besser entsprachen: seiner Bestimmung, die nie eine andere seyn und werden kann, als durch Produktion aller Art gesellschaftlichen Bedürfnissen abzuhelfen. Allein, indem man den allmähligen Veränderungen, die in der Gesellschaft vorgehen, wenig nachdenkt, geschieht nichts häufiger, als daß die Harmonie der gesellschaftlichen Einrichtungen darunter leidet; alten Angewöhnungen getreu, glaubt man darin beharren zu können, zu einer Zeit, wo alles zu einer Verzichtung auf dieselben auffordert. So ist es denn geschehen, daß sich das Zunftwesen, gerade wie Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, weit länger erhalten hat, als es nothwendig und nützlich war; und darüber hat sich sogar die Ansicht entwickeln können, als ob es auf allen Stationen seiner Dauer gleich nachtheilig und

verderblich gewesen wäre, was durchaus nicht der Fall war, indem vor der Erfindung des Schießpulvers, oder vielmehr vor der, aus dieser Erfindung hervorgegangenen Organisation einer umfassenden öffentliichen Macht, keine bessere Ordnung möglich war, als die, die durch das Zunftwesen gebildet wurde. Dies Wesen konnte daher erst in unseren Zeiten verschwinden, und jeder Unglimpf, den man auf dasselbe wirft, beweiset nichts weiter, als die Unbekanntschaft seiner Verächter mit den Bedingungen der Vorwelt, welche ganz andere waren, als die der gegenwärtigen Zeit. Wozu überhaupt die Vergangenheit anklagen? Es giebt nichts Thörichteres! Die Gesellschaft ist ausgestattet mit einem Lebens-Princip, das sich nicht zerstören läßt. Wie weit sich dies Princip entwickelt haben möge: immer hat es sich nach einem natürlichen Gesetze entwickelt, das vermuthen läßt, die Gränze der gesellschaftlichen Verwandlungen sei lange noch nicht gefunden, und künftige Jahrhunderte könnten wohl etwas darbieten, wodurch das neunzehnte werde verdunkelt werden.

Der wesentliche Zweck dieser Digression über das Zunftwesen ist kein anderer, als der metaphysischen Ansicht von den gesellschaftlichen Erscheinungen, nach welcher man glaubt, der schöpferische Verstand des Menschen vermöge etwas ohne Veranlassung und Vorbereitung, aus allen Kräften entgegen zu wirken. Der Kampf der Regierungen mit dem Gewerbe hat wenigstens 150 Jahre (von Ludwig des Vierzehnten Zeiten an gerechnet) gedauert, ehe er zu dem Ergebniß geführt hat, das so viele Staatswirthschaftlehrer als das Produkt einer über Zweck und Mittel vollkommen aufgeklärten Vernunft darstellen möchten. Die-

sen ganzen Zeitraum hindurch war die Forderung der Regierungen, daß das Gewerbe mehr leisten sollte, als es vermöge der Formen, in denen es sich zu bewegen gewohnt war, leisten konnte; und daher die unaufhörlichen Klagen der Gewerbetreibenden über unerträglichen Druck während des achtzehnten Jahrhunderts: Klagen, welche in Frankreich in das Geräusch der Revolution verhalleten. Sehr allmählig gelangte man zu der Einsicht, daß, weil der Mensch nichts weiter hat, als seine Kraft und seine Zeit, man ihm, so viel als möglich, zum freien Gebieter über beides machen müsse, wenn er Außergewöhnliches leisten solle. So entstand die Idee von Gewerbefreiheit, die nur durch eine mehr oder minder gewaltsame Vernichtuug der alten Gewerbsformen ins Werk gerichtet werden konnte...

Mit dem Zerbrechen der Fesseln, welche auf dem inneren Verkehr (von dem auswärtigen Handel ist hier noch nicht die Rede) lasteten, hatte es keine andere Bewandtniß. Je weniger das Gewerbe für das Bedürfniß der Regierungen leistete, desto mehr waren diese herausgefordert, den Handel zu besteuern, was immer nur dadurch geschehen konnte, daß sie ihm Hemmnisse in den Weg stellten, die von ihm besiegt werden mußten, wenn er seine Bestimmung erfüllen wollte. Dahin gehörte nun, daß in einem und demselben Reiche jede einzelne Provinz für Ausland galt. In Frankreich war, vor der Revolution, jeder Frachtwagen der von Bretagne nach Provence ging, einer achtfachen Durchsuchung und einer siebenfachen Zollabgabe unterworfen. Welch ein wirksames Mittel, alle Handelsthätigkeit zum Stillstand zu bringen! In der That, man wundert sich darüber, das dieser Stillstand nicht erfolgte. Ganz

ausbleiben konnte er jedoch nicht, weil man sonst schwerlich auf den Gedanken gerathen seyn würde, dem Handel die Erleichterungen zu geben, die ihn allein fruchtbringend machen.

Gewerbe-Freiheit und Handels-Freiheit, so weit sie gegenwärtig in den civilisirtesten Staaten angetroffen werden, sind also das nothwendige Produkt der richtigeren Erkenntniß, die man, nach vielen Fehlversuchen, von der Natur der gesellschaftlichen Erscheinungen gewonnen hat. Mögen sie gegenwärtig noch für das Produkt, ich weiß nicht welcher Großmuth gelten: so wird doch ganz unfehlbar die Zeit kommen, als man bemerken wird, daß die Regierungen sich selbst den größten Vortheil stifteten, als sie endlich den Entschluß faßten, einen tausendfältigen Zwang in Freiheit zu verwandeln und nur dieser zu vertrauen. Welcher Produzent, wird man sagen, verbessert nicht, wenn er es kann, die Methode, nach welcher er hervorbringt? Und ist denn nicht jede Regierung Produzent, sofern die Hervorbringung der gesellschaftlichen Ordnung ihre ausschließende Bestimmung ist? Warum soll sie allein mit schlechten Werkzeugen und Maschinen arbeiten?" ...

* * *

Es ist zu erwarten, daß die Beispiele, welche Frankreich und Preußen gegeben haben, nicht unbefolgt bleiben werden; besonders verdient das letztere die Aufmerksamkeit aller Staatsmänner, denen es darum zu thun ist, der Gesellschaft zu geben, was der Gesellschaft ist, oder Schwäche in Stärke zu verwandeln. Nichts destoweniger darf man

sich nicht gegen die Schwierigkeiten verblenden, welche die Verwandlung des Zunftwesens in Gewerbefreiheit, so wie die des Prohibitiven in Handelsfreiheit mit sich führt.

Die Macht der Gewohnheit ist nur allzustark. Wie fehlerhaft eine gegebene Ordnung der Dinge auch seyn möge: man schickt sich darein, wenn man die Ueberzeugung hat, daß sie immer da gewesen ist und sich mit keiner Abänderung verträgt. Das Bedürfniß, zu leben, zwingt zur Arbeit; und wie sehr man auch bei dieser geplagt seyn möge, so bringt man wenigstens so viel zu Stande, daß man ein Daseyn behält. Hiermit zufrieden, glaubt man, jede Abänderung könne nur zu einer Verschlimmerung führen; und weil man sehr mangelhafte Begriffe sowohl von dem allgemeinen als von dem individuellen Vortheil hat, d. h. weil man über alles Gesellschaftliche sehr wenig aufgeklärt ist: so bildet man selbst den unsinnigsten Widerstand gegen das Gemeinnützliche. Daher die Hindernisse, auf welche die Reform bei jedem Schritt stößt. Verbindet der Reformator nicht den seltensten Muth mit richtigen Einsichten, so wird es ihm schwerlich gelingen, die Fesseln der Betriebsamkeit zu zerbrechen. Kaum wird bekannt geworden seyn, daß er mit dem Gedanken umgeht, Gewerbfreiheit zu gründen: so wird er sich bestürmt sehen von den Einsprüchen aller Derer, die für die Aufrechthaltung des Monopols und des hergebrachten Schlendrians betheiligt sind. Die Glieder der Zünfte und Korporationen werden sich zusammen thun, um das Gute zu verhindern; und um ihren Zweck desto sicherer zu erreichen, werden sie aus der Beamtenwelt alle diejenigen zu Hülfe rufen, von welchen sie zum Voraus wissen können, daß sie geborne Be-

schützer des Kleinlichen und Erbärmlichen sind. Zur Fortdauer der Misbräuche wirkt alsdann nichts kräftiger, als die mit den Misbräuchen verknüpften kleinen Gewinne. Beschränkte Geister, immer geneigt zu glauben, daß nur das Bestehende das Rechte sei — juristische Köpfe, deren jede Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in dem Lichte der Phantasterei erscheint, während sie die Wohlthaten der Verbesserungen sich nebenher nur allzu gern gefallen lassen — alle diese nehmen sich der von den Mitgliedern der Zünfte und Korporationen verbreiteten Bestürzung um so lieber an, weil nichts in ihnen ist, was sie in den Stand setzt, eine wirkliche Gefahr von einer scheinbaren zu unterscheiden, und weil sie sich nur allzuleicht einbilden, daß in ihren Klienten wahrhaft positive Kenntnisse und eine achtungswerthe Erfahrung anzutreffen sei. Wie sollte nun der entschlossenste Staatsmann unerschüttert bleiben bei diesem Getöse rund um ihn her? Wie nicht allmählig dahin gelangen, sich selbst zu gestehen, daß mit dem größten Wohlwollen und der vollständigsten Einsicht nichts gegen Vorurtheile und Wahnbegriffe auszurichten ist, so lange das Schicksal selbst nicht die Schäferstunde herbeigeführt hat, wo alle Sprödigkeit sich in Entgegenkommen und Willfährigkeit auflöst? In der That, ohne begünstigende Umstände gelingt nichts Großes und Edles der Gesellschaft:

> Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

* * *

Fordern allgemeiner und individueller Vortheil, daß Jeder das Recht habe, durch irgend eine nützliche Verrich-

tung sein Daseyn in der Gesellschaft zu gewinnen; kann man sich dieser Forderung nicht widersetzen, ohne dem Laster und dem Elende Thor und Thür zu öffnen; führen alle Beschränkungen des Gewerbes nur zur Verminderung der gesellschaftlichen Kraft; reicht selbst ein Maximum von Gewalt nicht hin, dies abzuwenden; kurz, giebt es eine Natur menschlicher Dinge, die erkannt seyn will, wenn sie richtig behandelt werden soll: so ist es nicht schwer, zu der Entdeckung zu gelangen, daß das, was man sucht, auf anderen Wegen gefunden werden muß, als die bisherigen gewesen sind.

„Was möchte jeder Staat gern haben?"

Geschickte Arbeiter in jedem Fache.

„Giebt es Mittel für diesen Zweck?"

Ganz unstreitig erreicht man den letzteren, wenn solche Einrichtungen getroffen sind, daß sich die Menschen zum Fleiß gewöhnen, damit sie arbeiten, und daß es ihnen nicht an den nöthigen Einsichten fehlt, damit sie gut arbeiten.

Der Volksunterricht kommt hierbei vor allem in Betracht. Er dient nicht bloß zur Verbesserung der Sitten, sondern auch zur Vervollkommung der Gewerbe. In den Schulen gewöhnen sich die Kinder zu gleicher Zeit zur Ordnung und zur Arbeit, und diese Gewöhnung hat Einfluß auf ihr ganzes Leben. Im Allgemeinen achten sich Menschen, deren Fähigkeiten einige Entwickelung erhalten haben, bei weitem mehr, als diejenigen, deren Jugend in Müssiggang und Unwissenheit verstrichen ist.

Manche reden von der Unterweisung auf eine so unbestimmte Weise, daß man glauben muß, sie wollen die-

selbe ohne Maß und Ziel verbreitet sehen. Dies sind die Pedanten, welche sich einbilden, alles Wissen sei abgeschlossen in der besonderen Art von Kenntnissen, wodurch sie in der Gesellschaft gelten. Selbst wenn man ihrem Eifer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, muß man noch immer wünschen, daß ihnen das Geschäft, den öffentlichen Unterricht anzuordnen, nie möge übertragen werden. Um zu beurtheilen, welche Unterweisung sich für Zöglinge paßt, muß man vor allen Dingen die Bestimmung derselben ins Auge fassen. Für die Klasse der Handwerker reicht eine sehr einfache Unterweisung hin; denn eine sehr zusammengesetzte würde sie der Betriebsamkeit weit mehr entziehen, als zuwenden. Wollte man alle jungen Leute, die sich durch ihre Anlagen auszeichnen, in die Gymnasien oder sogenannten Gelehrten-Schule bannen: so würde man der Gesellschaft einen sehr bedeutenden Schaden zufügen. In Wahrheit, wie sehr würden alle Fortschritte in Handwerk und Kunst verzögert werden, wenn alle gute Köpfe es verschmäheten, ein Handwerk zu üben oder in Fabriken zu arbeiten! Dazu würde alsdann noch kommen, daß der größte Theil dieser jungen Leute kein gesellschaftliches Daseyn gewinnen könnte; denn sie würden sich weder Aemter verschaffen, noch zur Handthierung zurückkehren können. Die Gesellschaft würde also nicht bloß die Vortheile entbehren, die sie ihr durch die Erlernung eines nützlichen Handwerks zugewendet haben würden, sondern sie würde auch leiden durch die Ausschweifungen, denen sich Leute überlassen, die außer Stande sind, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Im Lesen, Schreiben und Rechnen sollte billig selbst der Sohn des ärmsten Tagelöhners unterrichtet werden;

denn dies ist die allgemeine Grundlage für jede Art von Fortbildung, und wer ihrer entbehrt, steht mit keiner Sicherheit in der Gesellschaft da. Ist er nicht für ländliche Arbeiten bestimmt: so muß das Elementar-Zeichnen hinzukommen. Wer es in diesen Studien zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat und damit gesunde moralische Begriffe verbindet, ist im Stande ein Handwerk zu lernen. Für eine nicht geringe Anzahl von Fabrik-Verrichtungen, bedarf es keines geregelten Lehrjungenstandes, und für diejenigen Gewerbe oder Künste, deren Schwierigkeiten einen solchen nothwendig machen, müssen die Bedingungen frei seyn. Fehlt es dabei in den Hauptstädten nicht an Gewerbe-Schulen, worin die fähigeren Köpfe durch eine angemessene Unterweisung in der Mathematik, Mechanik, Chemie und Erdbeschreibung über die in bloßem Mechanismus abgeschlossenen Gränzen einer nützlichen Verrichtung hinausgeführt werden: so ist unstreitig für das Gewerbe alles gethan, was der gesellschaftliche Vortheil fordert. Es braucht alsdann nichts weiter hinzuzukommen, als daß die Gesetzgebung dem unterrichteten Arbeiter gestattet, sein Handwerk oder seine Kunst zu treiben, wie er es für gut befindet, und sich niederzulassen, wo das Bedürfniß der Verzehrer ihn zu einer Niederlassung einladet. Für seinen Lebensunterhalt ist jetzt gehörig gesorgt, und die Konkurrenz nöthigt ihn, nichts zu vernachlässigen, was dazu beitragen kann, daß seine Produktionen Abnehmer finden.

* * *

Als das Zunftwesen aufgehört hatte, ein Vertheidungs-System in sich zu schließen, verwandelte man es in eine Finanz-Quelle: man ließ sich nämlich Privilegien bezahlen und vervielfältigte diese, so viel man konnte. In Frankreich ging man hierin um so weiter, weil man die seltsamsten Vorstellungen von den Vorrechten eines Königs hatte. Heinrich III. trug kein Bedenken, in einem Edikt von 1581 folgende furchtbare Worte auszusprechen: „Arbeit zu gestatten, ist ein Domainial- und königliches Recht." In dem Zeitraum, welcher von 1581 bis 1691 verfloß, war man über dies Recht wenigstens so weit zur Besinnung gekommen, daß Ludwig der Vierzehnte es auf Meisterbriefe beschränkte; denn in seinem Edikt von 1691 sagte er: „Nur den Königen kommt es zu, Meister in Künsten und Handwerken zu machen." Fünf und achtzig Jahre später wiederholte Ludwig der Sechzehnte in einem Edikt von 1776 die Worte Heinrichs des Dritten, ohne sie einem König zuzuschreibeu und sagte: „Wir beeilen uns, eine solche Maxime zu verwerfen."

Man war also, wie es scheint, in Frankreich nach und nach zu der Entdeckung gelangt, daß, wer die Betriebsamkeit unterdrückt, um Geld zu erhalten, sich auf gleiche Linie mit demjenigen stellt, der die Saat verzehrt, die eine Ernte geben soll.

Wie ausgemacht dies aber auch seyn möge: so wird es, selbst bei dem gegenwärtigen Stande der Aufklärung, dem Gewalthaber, der die Betriebsamkeit in Fesseln schlagen will, nicht an Beistand fehlen; am wenigstens in der Klasse der Betriebsamen. Unternehmer bereden sich nur allzu leicht, daß, wenn sie ein ausschließendes Privilegium

für die und die Arbeit haben, sie weniger Mühe und mehr Gewinn haben werden; und um diesen doppelten Vortheil zu erlangen, sind sie stets bereit, ein Monopol zu bezahlen, dessen Kraft sie gegen die arbeitende Klasse, und gegen das Publikum richten können.

Was aber ist die Folge davon?

Fehlt es den Arbeitern an Geld, oder beunruhigt ihre Geschicklichkeit die Häupter der Korporationen, so können sie nicht Meister werden. Eine Unzahl von Menschen wird auf diese Weise verurtheilt, das ganze Leben hindurch zum Vortheil Anderer zu arbeiten. Dazu kommt noch, daß, je beschränkter die Zahl der Unternehmer ist, die Arbeitsleute desto mehr Mühe haben, sich Arbeit zu verschaffen, während es in der Gewalt der Meister steht, den Arbeitslohn zu vermindern. Welche Anhäufung von Ungebür! Wie viel Ursachen des Elends und der Laster!

Das Publikum, d. h. die Gesellschaft ist nicht minder das Opfer des Monopols. Der Preis, um welchen man das Privilegium erworben hat, will wieder eingebracht seyn; und was verhindert den Monopolisten, sich sein Produkt nach Belieben bezahlen zu lassen? Wofür wäre er denn Monopolist? Er braucht sich nicht einmal angelegen seyn zu lassen, wie er gute Arbeit liefern will, da ihm der Absatz für die schlechte nicht entstehen kann. In Frankreich fand man, so lange das Zunft- und Korporationswesen im Gange war, die besten Arbeiter nicht in den Hauptstädten, wohl aber in den Vorstädten derselben; und der einfache Grund dieser Erscheinung war, daß, indem die Schwurämter sich nicht über die Vorstädte ausdehnten, die Arbeiter genöthigt waren, besseres Produkt zu liefern, wenn

sie verkaufen wollten. So geschah es denn, daß zwischen Stadt und Vorstadt Smuggelei getrieben wurde; und schwerlich bedarf es des Zusatzes, daß diese in den meisten Fällen mit Gefahr verbunden war.

Wer, als Verwalter, die Betriebsamkeits-Zweige unter eine gewisse Anzahl von Privilegirten vertheilt, wird nicht vermeiden ein schlechter Vertheiler der Arbeit zu werden. Umstände, Bedürfnisse, Liebhabereien — wie leicht verändert sich dies alles! Es ist daher gar nicht selten, daß, im Zunft- und Korporations-Zwange, es der einen Art von Betriebsamkeit an Arbeitern mangelt, während die andere damit überladen ist. Gäbe es Gewerbe-Freiheit, so würden gewandte Arbeiter die Beschäftigung verändern; sind dagegen die Menschen eingepferchť, so sehen sie sich nur allzu oft gezwungen, müssig zu bleiben und Entbehrungen aller Art zu leiden, während die Arbeit ganz in der Nähe ihre Kraft in Anspruch nimmt und sicheren Lohn verheißt. Vergeblich beklagt sich in solchen Fällen die Gesellschaft; nicht für sie ist die Betriebsamkeit vorhanden, wohl aber für eine Handvoll Monopolisten, die daraus ein Erbstück für sich gemacht haben.

Die, welche nicht zugeben wollen, daß Privilegien in gewerblichen Dingen nicht bloß schaden, sondern auch positiv verderblich sind, kommen auf das Beispiel zurück, das England in dieser Beziehung giebt. „Wer leugnet, sagen sie, daß das Gewerbe in England blüht? und doch herrscht in den meisten Städten Englands Zunft und Korporations-Wesen." Wäre dem wirklich so, dann würde das, was wir von den Wirkungen der Gewerbe-Freiheit ausgesagt haben, allerdings nichts weiter seyn, als ein leeres Spiel

der Phantasie. Glücklicherweise jedoch sind die gesellschaftlichen Erscheinungen in England hinsichtlich des Gewerbes nicht anders, als auf allen übrigen Punkten der europäischen Welt. Vernehmen wir nur, was der pseudonyme John Nickolls über diesen Gegenstand aussagt; er, dem Niemand streitig macht, daß er England erforscht habe. Er sagt: „Man bemerkt, daß die Armen viel zahlreicher sind in den Städten, wo man die Manufakturen inkorporirt hat, als in den freien Städten; die Armen-Taxe ist in jenen um ein Drittel beträchtlicher .. Unser Handel würde weit langsamere Fortschritte gemacht haben, wenn man die Betriebsamkeit allenthalben in Fesseln gelegt hätte. Manchester, Leeds, Birmingham, wo es keine Zünfte giebt, nehmen unter unseren Manufakturstädten den ersten Rang ein. Das Kirchspiel Halifax hat, seit 40 Jahren, die Zahl seiner Bewohner sich vervierfachen gesehen; und mehrere, dem Zunftwesen unterworfenen Städte haben merkliche Abnahmen erfahren ... Die in den Ringmauern Londons gelegenen Häuser vermiethen sich schlecht, während Westminster, Southwark und die übrigen Vorstädte tagtäglich anwachsen. Sie sind frei; London dagegen hat seine 92 geschlossenen Gewerke, deren Mitglieder alle Jahre den Triumph des Lord Mayors in einem geräuschvollen Aufzuge zieren *).“

Es ließe sich über den verhandelten Gegenstand noch Manches bemerken; vorzüglich wenn man sich einlassen wollte auf das Lächerliche und Abgeschmackte in den Verordnungen, wodurch das Gewerbe geregelt werden sollte.

---

*) S. Remarques sur les avantages et les desavantages de la France et de la Grande-Bretagne et cet Pag. 210 u. 212.

Im ehemaligen Frankreich durfte kein Schlosser Nägel fabriziren. In London ist es noch gegenwärtig den Kutsch-Fabrikanten untersagt, Wagenräder zu machen; wogegen die Stellmacher das Recht haben, Wagen zu bauen. Dergleichen ist freilich kaum zu begreifen; indeß verschlägt es wenig, sobald die Rede ist von Zunftwesen und Gewerbezwang: denn Einrichtungen dieser Art bleiben, sobald das Wesen der Gesellschaft richtiger aufgefaßt ist, auch dann noch tadelhaft, wenn man absieht von den Misbräuchen, die dazu gehören. Das Verderbliche des Zunftwesens und Gewerbezwangs besteht darin, daß diese Einrichtungen ein Monopol mit sich bringen, das eben so nachtheilig wirkt für den Wohlstand der arbeitenden Klasse und den Vortheil der Verzehrer, als für den Fortschritt der Gewerbe und für die Sitten, welche unter Bedrückungen und Elend nothwendig schlechter werden. Wer ermißt, wie viel von den widerwärtigen Erscheinungen, welche das großbritanische Königreich darbietet, auf die Rechnung des Zunftwesens gesetzt werden muß? Eins ist klar, nämlich, daß jemehr das mittlere Europa sich von den Fesseln befreit, welche bis auf diese Zeiten die Betriebsamkeit gelähmt haben, das ehemals bewunderte England immer weiter zurückgehen und in Schatten treten wird. Die Klagen über zunehmende Armuth, welche in englischen Blättern ertönen *), dürften von einem Jahr zum andern verstärkt werden, bis es auch auf britischem Grund und Boden dahin kommt, daß man das Privilegien-Wesen auf-

*) S. die Allgemeine Preußische Staatszeitung vom 9ten August 1829 in dem Artikel, der aus dem Morning Advertiser entlehnt ist.

giebt. Es ist fast kindisch, die Ursache der wachsenden Verarmung in der Einziehung der kleinen Banknoten, und in der daraus entspringenden Beschränkung des Kredit-Bewilligens von Seiten der Banken zu finden. Der Thätigkeitskreis des brittischen Volks hat sich verkleinert; dies ist alles in allem. Er wird sich jedoch je mehr und mehr verkleinern, und zwar nach Maßgabe der Vergrößerung, welche der Thätigkeits-Kreis der mittel-europäischen Völker vermöge eines gesunderen (von Privilegien befreiten) Gesellschafts-Zustandes erfährt.

* * *

„Läßt sich annehmen, daß Gesetze, welche die Zulassung zur Arbeit regeln (Zunft- und Korporations-Wesen), die Waaren-Fülle zu verhindern erspießlich sind?"

Blickt man um sich her, so bemerkt man nicht ohne Bedauern, daß eine sehr große Anzahl außer Stande ist, sich nützliche oder selbst nothwendige Dinge zu verschaffen, weil diese allzu hohen Preises für sie sind. Daraus entspringt der ganz natürliche Wunsch, daß die Quantität der Produkte sich vermehren möge, damit ihr Werth geringer werde. Da alle Menschen Verzehrer sind, so haben, in dieser Beziehung, Alle gleiches Interesse, zu wünschen, daß es eine Produkten-Fülle gebe. Sogar der Kaufmann, der sich um ein Monopol bewirbt, will diese Ausnahme von der Gewerbe-Freiheit nur für seinen Kram, und beweiset dadurch, daß der allgemeine Vortheil die Konkurrenz fordert.

Die Gegner dieser Meinung erwiedern hierauf: „wird von gewissen Waaren allzu viel gefertigt, so sehen die Unterneh-

ternehmer sich genöthigt, ihre Arbeiten, wo nicht gänzlich einzustellen, doch einzuhalten; und so oft dieser Fall eintritt, werden die Arbeiter, denen sie Beschäftigung und Brot geben, in Kummer und Elend versinken. Solchem Unglück kommt man nur dadurch zuvor, daß man die Versorgung der Gesellschaft, Korporationen anvertraut. Alsdann ist von einer unbesonnenen Spekulation nichts zu befürchten: die Unternehmer, deren Zahl beschränkt ist, kennen die Bedürfnisse der Verzehrer, und die Mittel, diese Bedürfnisse zu befriedigen; sie hüten sich, Veranlassung zu einem Ueberschwall zu geben, der ihr Vermögen in Gefahr bringen, und ihren Arbeitern verderblich werden würde."

Was sagt dies Raisonnement, wenn man es etwas schärfer auffaßt? Nichts mehr und nichts weniger, als: „verhindern wir doch die Menschen an der Arbeit, da wir nicht die Gewißheit haben, daß sie sich in ihrer Thätigkeit gleich bleiben können." Also, um künftigen Verlegenheiten vorzubeugen, will man damit anfangen, daß man sie auf der Stelle herbeiführt und gleichsam organisirt.

Freilich muß das Monopol der Waaren-Anhäufung entgegen wirken; denn diejenigen, die es ausüben, haben ein nur allzu starkes Interesse, die Produkte unter dem Stande der Bedürfnisse zu halten, weil sich nur unter dieser Bedingung theuer verkaufen läßt: Verminderung des Vorraths und Erhöhung des Preises, dies sind die natürlichen Wirkungen des Monopols. Allein diese Wirkungen sind ein allgemeines Uebel, das eben so sehr die Arbeit, als den Verzehr der Gesellschaft trifft. Und ist es wohl vernünftig, sich diesem Uebel zu unterwerfen, um den parziellen Nachtheilen zu entgehen, die aus einer gewissen

Anzahl unbesonnener Spekulationen entstehen, denen Unwissenheit und Begehrlichkeit zum Grunde liegt?

Es muß aber zugleich bemerkt werden, daß dieses Uebel die meiste Dauer in sich schließt. Ist das Gewerbe frei, so mag ihm begegnen was da wolle; bei jedem Unfall weiß der Einzelne sich zu helfen, und da die Geister in voller Thätigkeit sind, und die Rettungsmittel, welche sich darstellen, ungehindert anwenden können, so werden alle Schwierigkeiten leichter überwunden, und das Unglück so schnell als möglich zurückgedrängt. Giebt es dagegen, statt der Gewerbe-Freiheit, Korporationen und Privilegien, so drückt ein Unfall nur desto länger auf die Gesellschaft; man seufzet und kann ihn gleichwohl nicht beseitigen. In dem einen System giebt es also wohl parzielle und vorübergehende Nachtheile; allein das zweite ist durch sich selbst ein allgemeines und bleibendes Uebel. Unstreitig hat alles seine Gefahren; doch je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr erschrickt man vor den Unordnungen, denen die Gesellschaft ausgesetzt ist, wenn man die durch Privilegien erzeugten Uebel denjenigen vorgezogen sieht, welche die Konkurrenz zu Wege bringt.

Die Furcht, daß die Unternehmer sich durch die Konkurrenz gegenseitig schaden werden, ist weit weniger begründet, als die, daß sie durch das Monopol der arbeitenden Klasse und der Gesellschaft im Allgemeinen schaden. Unter den Beschränkungen der Gewerbefreiheit leidet eine Unzahl, während nur Wenige Vortheil davon ziehen. Lassen wir dabei nicht unbemerkt, daß die Mitglieder der Zünfte und Korporationen sich unter einander auf das Unverkennbarste schaden. Was sie kaufen, ist eben so ver-

theuert, als was sie verkaufen, dergestalt, daß die Korporationen sich unter einander fortdauernd schröpfen.

Herr von Sismondi rechnet, in seiner Art und Weise die gesellschaftlichen Erscheinungen aufzufassen, das Uebermaß in der Fabrikation zu den größten Plagen des menschlichen Geschlechts. Nach den lebhaften Befürchtungen, denen er sich in dieser Beziehung hingiebt, möchte man glauben, er werde auf die Wiederherstellung der Zünfte und Innungen dringen, „die — so drückt er sich darüber aus — zugleich die Zahl der Produzenten und die Thätigkeit jedes Einzelnen unter ihnen beschränkten, so daß die Produktion nie über die Nachfrage hinaus ging, ihr sogar nicht einmal gleich kam." Nichts desto weniger erklärt Herr von Sismondi diejenigen für abgeschmackt, welche diese Wiederherstellung versuchen; denn er ist überzeugt, daß das Heilmittel größeren Schaden anrichten würde, als das Uebel ist, dem man dadurch abhelfen möchte. Täuschen wir uns jedoch nicht über diesen Punkt! Will man es nicht auf den Vortheil, die Einsicht und Klugheit der Fabrikanten und Kaufleute ankommen lassen, um dem Uebermaß in der Fabrikation zuvorzukommen, oder demselben abzuhelfen, wenn man nun einmal nicht glaubt, daß die Nachtheile der Konkurrenz von allen die geringsten sind: so muß man seine Zuflucht nehmen, entweder zu den Korporationen, oder zu irgend einem andern Unterdrückungsmittel; denn um die Produktion zu beschränken, muß man die Betriebsamkeit unterjochen. Was heißt aber die Produktion beschränken? Jeder aufgeklärte Staatsmann muß bei diesem Ausdruck Schauder empfinden; denn wird dadurch wohl etwas Anderes aus-

gesagt, als daß man die Arbeit vermindern und den Verbrauch vertheuern soll?

Allerdings findet man bisweilen Ursache, sich über die Wirkungen der Konkurrenz zu betrüben; allein man ist deßwegen nicht minder gezwungen, ihre Vorzüge anzuerkennen. Denken wir uns folgenden Fall, der nur allzu leicht eintreten kann. Ein rechtschaffener Mann, der zugleich Vater einer starken Familie ist, läßt sich auf ein Fuhrwesen ein, wodurch er Reisende und Waaren von dem einen Ort nach dem andern versetzet. Sein Gewerbe gedeihet eine längere Reihe von Jahren hindurch; seine Familie ist glücklich. Plötzlich entzieht ein Konkurrent ihm einen bedeutenden Theil seiner Vortheile, und bringt dadurch seinen Glückszustand in Gefahr. Wenn jedoch der neue Unternehmer dem alten den Rang abläuft, troß den Vorzügen, die diesem seine früheren Verbindungen gaben: so kann die Ursache schwerlich eine andere seyn, als daß jener das Publikum auf eine schnellere, bequemere oder billigere Weise bedient. Wie viele Reisende, Kaufleute, Verbraucher finden ihre Rechnung bei dieser Verbesserung des Fuhrwesens! Soll man sie ihrer Vortheile und Annehmlichkeiten berauben, und zugleich dem neuen Unternehmer hinderlich werden, sein und seiner Familie Wohl zu gründen? Soll man sich den Fortschritten einer so wesentlichen Art der Betriebsamkeit widersetzen, wie die ist, wodurch alle Mittheilung erleichtert wird? Und zu welchem Zweck? Etwa damit der alte Unternehmer sich gemächlich bereichere, ohne seine Einrichtungen zu verbessern? Bemerken wir auch das noch, daß nichts ihn verhindert, seine Bemühungen zu verdoppeln; daß er

dazu sogar gereizt wird, und daß er auch von seiner Seite verbessern, und so den verlornen Vortheil wieder einbringen kann. Ohne Zweifel würde man nicht Ursache haben, ihn zu beklagen, wenn er ein Privilegium genossen hätte; dann aber müßte man alle diejenigen bedauern, die, bei einem gleichen Grade von Rechtschaffenheit und Einsicht, durch ihn verhindert worden wären, zu arbeiten, oder die er wohl gar gezwungen hätte, nur für ihn zu arbeiten. Vor Allem muß Gerechtigkeit gelten; die Gerechtigkeit aber will, daß Jeder die Früchte seiner Betriebsamkeit ernte. Wo Konkurrenz untersagt ist, da verurtheilt man den Verstand und die Thätigkeit zum Dienst der Unwissenheit und Trägheit.

* * *

„Sind Zünfte und Korporationen gute Polizei-Mittel?" — Wir wollen versuchen auch diese Frage zu beantworten.

Wenn man die Betriebsamkeit unter das Zunft- oder Korporations-Joch bringt, so kann man damit allerdings den Zweck verbinden, Bankerotten zuvorzukommen, den Betrug zu verhindern und Ordnung unter den arbeitenden Klassen zu halten.

Da das Monopol die Zahl der Unternehmer vermindert: so ist es wohl möglich, daß mit ihm weniger Bankerotte zum Vorschein kommen, als wenn Jeder die Berechtigung hat, sein Glück zu versuchen. Damit würde es sich aber nicht besser verhalten, als wenn man geltend machen wollte, daß die Sterblichkeit auf zehn Personen geringer sei, als auf dreißig.

Zünfte und Korporationen, sehr strenge, wenn es darauf ankommt, Leute aufzunehmen, deren Talent beunruhigt, sind sehr nachsichtig gegen solche, die keine Besorgniß dieser Art verursachen. Zugegeben jedoch, daß eine Einrichtung, wie die der Zünfte und Korporationen, eine gewisse Zahl von Schwindlern, Unbesonnenen und Unwissenden von dem Gewerbe entfernt halten, und sie eben dadurch verhindern kann, ihrem Verderben entgegen zu gehen; darf man darüber aus der Acht lassen, wie groß die Zahl derer ist, welche durch eben diese Einrichtung ausser Stand gesetzt werden, ein Auskommen zu gewinnen, und ihr Wohlseyn durch rechtliche Unternehmungen zu vermehren? Wie viel Schlachtopfer, von den armen Arbeitern an, denen man die Arbeit verbietet, oder die von einem armseligen Tagelohn leben müssen, bis hinauf zu den reichen Kapitalisten und den geniereichen Erfindern, die sich nicht unterstehen dürfen, Unternehmungen zu beginnen, deren Früchte die ganze Gesellschaft mit ihnen theilen würde! Mag eine solche Einrichtung einzelne Gewissenlose verhindern, auf das Vermögen rechtschaffener Kaufleute zu spekuliren; dafür ertheilt sie Andern das Vorrecht, alle ihre Landsleute zu berauben. Wird die Gesellschaft durch jene vor einigen Vergehungen bewahrt, welche man durch gute Gesetze, den Bankerott betreffend, leicht unterdrücken würde: wie viel Elend, Laster und Verbrechen gehen aus den Hindernissen hervor, die sich der freien Betriebsamkeit widersetzen?

Wer wüßte wohl nicht, wie illusorisch die Aufsicht der Korporationen war, sofern es darauf ankam, sich der Redlichkeit der Verkäufer zu versichern? Man würde et-

was sehr Ueberflüssiges thun, wenn man eine Untersuchung darüber anstellen wollte, wie oft die Vorsteher der Zünfte und Innungen die ihnen anvertraute Autorität benutzt haben, um ungestraft zu betrügen; man braucht bloß zu fragen, ob die aus dem Monopol entspringende Erhöhung aller Preise nicht ein fortdauernder Betrug war. Wie! man befürchtet, daß Fabrikanten und Arbeiter von einer Zeit zur andern das Publikum verkürzen möchten, und man giebt beiden das Mittel in die Hand, es fortdauernd zu verkürzen, indem man sie von der Konkurrenz befreiet?

Manche haben behauptet, daß Zünfte und Innungen nothwendig seien, um die zahlreichste Klasse in Ordnung zu erhalten. Kennt man die hergebrachte Polizei der Werkstätten, und wirft man sodann einen Blick auf die Zeiten öffentlicher Unruhen: so urtheilt man vielmehr, daß Zünfte und Innungen für den angegebenen Zweck bald unnütz, bald gefährlich sind. Wahrlich, man macht die Menschen dadurch nicht lenksamer, daß man ihnen einen Körperschaftsgeist einhaucht. Nur allzu oft war es in früheren Zeiten der Fall, daß die Gesellen einen Laden, eine Herberge, eine Stadt in Verruf erklärten; und dann zog alles aus. Dieser Geist ist noch immer nicht erloschen; er offenbart sich noch in allen den Tummulten, die von den Arbeitern ausgehen, obgleich diese viel seltener geworden sind. Kommt es darauf an, die Arbeiter zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten, so wie überhaupt zu einem gesitteten Betragen zu zwingen: so kann dies durch Gesetze bewirkt werden, welche strenge sind, ohne der Gewerbefreiheit zu schaden. In Zeiten der Unruhe sind die

Korporationen nur allzu oft die Heerde der Partheiung gewesen.

* * *

„Allein — so wird man fragen — soll die Betriebsamkeit gar keine Beschränkung erfahren? soll das Gewerbe unbedingt frei seyn? Wo bleibt alsdann die Sicherheit der Gesellschaft?“

Hierüber noch ein Wort.

Nur allzu oft hat man die Freiheit für einen Zweck gehalten; allein sie ist nur Mittel, und der Zweck ist die gesellschaftliche Wohlfahrt. Da nun, wo die Freiheit gegen den allgemeinen Vortheil streitet, muß sie Beschränkungen erfahren. Sofern jedoch allen vorurtheilsfreien Geistern erwiesen ist, daß Freiheit dem Gewerbe allein zusagt, muß die Nothwendigkeit der Ausnahmen auch den Charakter der Evidenz an sich tragen.

So springt z. B. in die Augen, daß man eine Profession nicht frei geben kann, welche in der Zubereitung von Medikamenten besteht und den Verkauf von Giften gestattet. Wer sie üben will, muß der Gesellschaft Gewähr leisten für seine Einsichten und für seine Rechtschaffenheit.

Es würde zu wünschen seyn, daß man nie die Zahl solcher Personen beschränkte, welche eintreten können in Professionen, für die man Gewährleistungen fordert. Je mehr unterrichtete und rechtschaffene Menschen solche Professionen vereinigen, um so besser befindet sich das Publikum. Man fürchtet, daß, indem die Gewinne sich allzu

sehr theilen, einige von diesen Individuen, zur Vermehrung derselben, ihre Zuflucht zu unerlaubten Mitteln nehmen möchten; allein das Mittel, wodurch man dieser Gefahr vorbeugen möchte, hat das Bestreben, ganze Körperschaften zu verderben. Indem man die Zahl der Stellen beschränkt, schafft man Posten, deren Preis alles Maß überschreitet. Welche Intriguen sodann, um sich die zur Erwerbung derselben nöthigen Mittel zu verschaffen! Wie viel Spekulationen auf denjenigen Akt des Lebens, der am wenigsten ein Gegenstand der Spekulation seyn sollte! Hat man borgen müssen, so befindet man sich zwischen Gläubiger und Klienten, die man auszieht, um seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Besaß man die erforderliche Summe, so muß das Publikum die Zinsen sehr theuer bezahlen. Diese enormen Vorschüsse kündigen ein Vermögen an, das große Ausgaben gestattet, und sogar gebietet. Wie viel Fallstricke für die Titelträger! Würde man wohl wirksamere Mittel finden können, um die Menschen zur Habsucht, zur Verachtung aller Uneigennützigkeit und zur Verhärtung für jedes Zartgefühl zu bewegen?

Auch ohne Zünfte und Innungen zu stiften, bringt man einen großen Theil ihrer Wirkungen dadurch hervor, daß man die Zahl der Unternehmer beschränkt. Große Städte entgehen diesem Mißbrauche nur mit Mühe. Brot, Fleisch, Salz, Holz, als Feurungs-Material, Fuhrwesen rc. sind beinahe beständig Monopolen unterworfen, ohne daß irgend ein Gesetz zu dieser Verletzung der individuellen Freiheit und des öffentlichen Vortheils berechtigt. Man vermehrt auf diese Weise das Vermögen einiger Kaufherren auf Kosten der Verzehrer. Geschieht dies in der Be-

sorgniß, daß es an Vorrath fehlen möchte? Diese Besorgniß läßt sich nicht rechtfertigen. Giebt es in einem Lande Betriebsamkeit und Käufer, so ist es ganz unmöglich, daß Nachfragen unbefriedigt bleiben. Geschieht es, um die Kaufleute zur Erfüllung der Bedingungen zu nöthigen, welche die gute Ordnung und der allgemeine Vortheil vorschreiben? Es würde eben so gerecht als leicht seyn, alle die, welche gewisse Gewerbe treiben wollen, denselben Bedingungen zu unterwerfen. Geschieht es, um eine Steuer zu erheben? Die Konkurrenz würde nicht verhindern, eine Taxe zu erheben, die vielleicht noch einträglicher wäre.

Personen, welche neue Produkte liefern oder neue Methoden der Produktion in Gang bringen, haben ein natürliches Recht auf die Früchte ihres Talents, und selbst eines glücklichen Zufalls. Da wollen nun Einige, daß die Regierung alle nützlichen Erfindungen an sich kaufen soll, um sie ohne Zeitverlust zu verbreiten. Dies ist jedoch ein Gedanke, der nicht ins Werk gerichtet werden kann; denn bald würde die Regierung zu viel geben, bald der Erfinder zu wenig erhalten: einer von beiden Theilen würde sich also verletzt fühlen. Andere möchten, daß eine Erfindung nie aufhörte, das Eigenthum ihres Urhebers zu seyn. Allein er ist nicht der Einzige, der sich zu dieser neuen Entdeckung erheben konnte; und das Gebiet, das der menschliche Verstand durchläuft, darf nie in besondere Besitzungen getheilt werden . . . Die Gesetze vereinbaren die verschiedenen Ansprüche, wenn sie den Urhebern der Entdeckungen ein ausschließendes Privilegium, obgleich nur

auf einen festgesetzen Zeitraum, gewähren. Man ertheilt auch Vervollkommnungs- und Importations-Patente. Die letzteren sind vielleicht mehr schädlich als nützlich, wenn die Kommunikationen leicht sind, wenn es nicht an Kapitalen fehlt, und wenn die nöthige Thätigkeit in der Gesellschaft anzutreffen ist.

Fast giebt es kein Land, dessen Regierung sich nicht mehrere Fabrikationen vorbehalten hätte. Allein es giebt nur eine einzige, von der sich behaupten läßt, daß sie, dem allgemeinem Vortheile zufolge, der Regierung angehören müsse. Dies ist die des Münzens oder Geldprägens: denn obgleich der eine und der andere Fürst dies Vorrecht auf eine unverantwortliche Weise gemißbraucht hat, so gewährt doch der Staat eine weit sicherere Garantie, wenn er den Münzen das zur Bestätigung ihres Werths nothwendige Gepräge giebt, als Privatpersonen je gewähren könnten.

Die Regel ist, daß, wenn die Regierungen sich einer Fabrikation bemächtigen, sie die Produzenten berauben und die Verzehrer schlecht bedienen; und wer wüßte wohl nicht, daß dies darin liegt, daß sich die Regierungen mit etwas befassen, was nicht für sie vorhanden ist, weil sie wesentlich auf die immaterielle Produktion angewiesen sind? Ist man nicht geneigt zu glauben, die Pulverfabrikation gehöre ausschließend der Regierung an? Gleichwohl beweiset das Beispiel Englands, daß dies nicht nothwendig der Fall ist, und was noch mehr sagt, in England ist das Pulver wohlfeiler und besser. Den Gefahren dieser Fabrikation läßt sich dadurch begegnen, daß man sie Verord-

nungen unterwirft, ähnlich denen, die für ungesunde oder beschwerliche Manufakturen gelten.

Für keine Art der Betriebsamkeit, womit sie sich befassen, sollten die Regierungen die Konkurrenz zurückweisen; das Münzen allein ausgenommen, das sich nicht mit einer Konkurrenz verträgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drei Briefe eines Mexikaners
an
die Redaktoren des Couriers der Niederlande *).

Erster Brief.

Auch ich, meine Herren, bin durchaus der Meinung des Herrn Grafen von Aberdeen: Spanien nährt keine ernstlichen Entwürfe wider Mexiko, wiewohl es sich bis-

*) Wir glauben durch die Mittheilung der nachfolgenden drei Briefe unseren Lesern einen hohen Genuß zu gewähren; denn irren wir nicht sehr, so stellen sie die größte Thatsache unseres Jahrhunderts, die Unabhängigkeit Amerika's von den Bestimmungen der Mutterländer, in dasjenige Licht, worin diese Thatsache Jedem erscheinen sollte, dem der Entwickelungsgang der europäischen Welt seit drei Jahrhunderten nicht ganz unbekannt geblieben ist. Ein Mexikaner, welcher die europäischen Mächte über ihr Verhältniß zu den neuen Reichen belehrt, die sich auf dem amerikanischen Kontinent gebildet haben — welche Erscheinung! Wer hätte vor zwanzig Jahren an die bloße Möglichkeit derselben geglaubt? Nun wohl! sie ist eingetreten, und der Leser selbst mag urtheilen, was er von dem Ausgange des letzten Versuchs, der von Kuba aus zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses zwischen Spanien und Mexiko gemacht werden soll, zu halten hat. Alles will sich vollenden; dies bringt die den Dingen angeborne Kraft mit sich. Bei diesem Bestreben muß selbst Das zum Besten dienen, was keinen anderen Zweck hat, als eine verschwundene Vergangenheit zurückzuführen. Zwei Erscheinungen des gegenwärtigen Augenblicks versprechen gleichartig zu endigen: die Expedition, welche von Kuba ausgegangen ist, und die Bildung des neuen Ministeriums in Frankreich: beide Maßregeln werden befördern, was durch sie abgewendet werden soll.

Anm. d. Herausg.

weilen an der süßen Täuschung einer neuen Eroberung laben mag. Die Räthe Ferdinands des Siebenten können leicht Schwachköpfe seyn; warum denn nicht? Ganz zuverlässig aber sind sie nicht Verräther an ihrem Könige und an ihrem Vaterlande; und das müßten sie seyn, wenn sie, aus Muthwillen und ohne alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, die einzige Kolonie, die ihnen übrig geblieben ist, und mit dieser ihr einziges kleines Heer und ihre einzige kleine Flotte aufs Spiel setzen wollten. Und selbst wenn diese Herren, an ihrem Kamine und in einer Viertelstunde kriegerischer Begeisterung, das längst erwartete Zeichen schriftlich geben wollten, so würden sie, glauben Sie mir, in der Vaterlandsliebe oder in der Selbstsucht der Obrigkeiten in der Havanna, allem Anscheine vollkommener Willfährigkeit zum Trotz, noch artige Steine des Anstosses für einen so sinnlosen Entwurf finden. In der Havanna lebt man den Oertern allzu nahe, um sich zu verblenden gegen die unermeßlichen Schwierigkeiten, welche die Expedition sowohl bei ihrer Landung, als während ihres Aufenthalts auf Mexikanischem Grund und Boden, erwarten. Man ist zugleich allzu aufgeklärt über die wahre Stimmung der Gemüther auf der Insel Cuba, als daß man diese auch nur einen Augenblick ihrer Schutzmittel berauben, und es dem ersten Besten überlassen sollte, die Unabhängigkeit zu proklamiren. Weder der Admiral Laborde, dem es weder an Verstand noch an Wissen fehlt, noch der General Vives, der sein Metier gelernt hat, noch der Intendant Pinillos, noch irgend ein fähiger Mann der Insel, wird seine Verantwortlichkeit für nichts und wieder nichts verpfänden, und der Mit-

schuldige einer ministeriellen Albernheit werden wollen; um so weniger, da Verlust der Aemter die Folge eines mißlungenen Versuchs seyn würde. Denn Sie wissen wohl, wenn Minister eben so unverletzlich als untrüglich sind, so muß es irgend Jemand geben, der für sie bezahlt; das Publikum verlangt Genugthuung.

„Aber, werden Sie mich fragen, wozu denn alle diese Kriegsrüstungen, diese Truppensendungen nach der Havanna, diese Kriegslieder in Madrid und die blitzschleudernden Artikel in der Quotidienne?" Hilf Himmel, meine Herren Redaktoren, nichts läßt sich leichter erklären! Vor allen Dingen muß man seinem Könige den Hof machen, der König aber sieht es nicht gern, daß man ihm sein Erbtheil verkümmert; denn, lassen sie uns gerecht seyn, je geringer die Zahl seiner Unterthanen, desto geringer die der Glücklichen, die von ihm regiert werden. Ferner muß man des National-Stolzes schonen; denn er ist verwundet von der maledeieten Emanzipation, und deßhalb muß man die Miene annehmen, als ob noch nicht alles aufgegeben sei. Auch muß man die auswärtigen Staatsgläubiger amüsiren, indem man sie mit der entfernten Möglichkeit einer Zinszahlung unterhält. Wie könnte man vermeiden, sich den Mächten wichtig zu machen? Außerdem muß man einige Hundert Privilegirte (Zivilisten oder Militaire) in der Havanna anstellen, weil sie sonst in Madrid schiefe Mäuler machen möchten. Und wollen endlich nicht die Minister, die Intendanten, die Liferanten leben? Allerdings kostet dies jährlich einige Millionen; doch wer bezahlt diese? Die Bewohner Kuba's, die zuletzt doch nur Amerikaner sind — Schufte,

welche früh oder spät . . . Nun wohl, bis dieser Tag eintritt hat man das Schäfchen geschoren.

Geben wir jedoch zu, was unzulässig scheint: die Expedition finde wirklich Statt. Wie groß wird in dieser Voraussetzung ihre Stärke, was ihre Bestimmung, die Zahl der Feinde, auf welche sie stoßen wird, der Hülfstruppen, auf welche sie rechnen kann, wie wahrscheinlich endlich der Erfolg seyn? Dies alles bildet Gegenstände über welche sich ins Klare kommen läßt.

In der Havanna, meine Herren Redaktoren, gab es, nach amtlichen Angaben, am Schlusse des Januar 1829 18000 Mann, d. h. nach den von den Quartier-Meistern eingereichten Etats, es gab 18000 Soldaten, die genährt und gekleidet werden mußten. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß man 18000 Streitfähige beisammen hatte. Zieht man die Kranken, die Genesenden, die Ordonanzen, die Bedienten, die verheiratheten Männer u. s. w. ab, so stellt sich dies, wie jeder Militär es Ihnen bestätigen wird, auf ein gutes Drittel. Doch ich liebe das Feilschen nicht; ich nehme die Zahl für so voll, wie sie gegeben ist. Also meinetwegen 18000 Mann! Von diesen 18000 Mann sind mehr als die Hälfte eingeborne Milizen, folglich verdächtig bis zu einem gewissen Punkt; denn müssen sie nicht die Meinung ihrer Mitbürger theilen, die dem Mutterlande eben nicht günstig ist? . . . eine Sache die vollkommen erwiesen ist durch die Deportationen, Auswanderungen und Einkerkerungen der achtungswerthesten Einwohner der Insel. Die eingebornen Milizen können also nicht allein gebraucht werden, weder zur Vertheidigung der Insel, noch zu einer Landung auf benachbarten Küsten: jenes

nicht,

nicht, weil sie leicht auf den Einfall gerathen könnten, die ganze Insel für ihre Rechnung zu behalten; dieses nicht, weil sie sich mit dem Feinde vereinigen könnten, um mit ihm zurückzukommen und die Unabhängigkeit des väterlichen Heerds zu proklamiren; denn Havanna's Kinder sind ja eben so gut Amerikaner, als die Bürger Mexiko's. Man sieht sich also genöthigt, eine Verschmelzung mit 9000 Spaniern zu bewirken, die ich Ihnen bewillige und die die einzige Macht sind, auf welche man in Kuba für Angriff und Vertheidigung rechnen kann. Von diesem so gemischten Heere wird man also einen Theil zurücklassen müssen, während man die Expedition mit dem Ueberreste bestreitet. Wie viele werden nun auf der Insel zurückbleiben? Richten Sie, meine Herrn, Ihre Aufmerksamkeit auf nachfolgende besondere Umstände: die Ausdehnung der Küsten; die Nachbarschaft der Küsten Kolumbiens, Mexiko's und der vereinigten Staaten; die Vorliebe der Kreolen für die Unabhängigkeit; die 263000 Sklaven und die 13000 Freigelassene, welche Kuba zählt; das Beispiel und der Einfluß von San Domingo u. s. w., und antworten Sie mir nun auf die Frage, ob die Spanier mit gutem Gewissen weniger als 10000 Soldaten zurücklassen können? Die Garnison der einzigen Stadt Havanna ist bisweilen zahlreicher gewesen. Zur Wiedereroberung Mexiko's bleiben also nur 8000 Mann übrig, und von diesen besteht die Hälfte aus Kreolen oder Mulatten, welche nie Pulver gerochen haben, den Heerd zum ersten Male verlassen und für eine Sache streiten, die wahrlich nicht die ihrige ist. Was die Tapferkeit der andern Hälfte (der europäischen Spanier) anlangt, so können Sie darüber leicht ins Klare

kommen, wenn Sie sich erinnern, daß diese Hälfte, zu Kadiz und Koruña gepreßt, nicht etwas Anderes und Beßeres seyn kann, als eine Anhäufung von Abenteurern, begnadigten Missethätern und Landstreichern.

„Wie, so werden Sie fragen, die Spanier sollten auf der Insel Kuba nur 9000 europäische Soldaten haben, da man seit 1814 Verstärkungen über Verstärkungen dahin gesendet hat?" Höchstens, meine Herrn Redaktoren; und sehen Sie hier den Beweis. Im Jahre 1824 gab es auf Kuba drei europäische Bataillone, die Gerippen nicht unähnlich sahen, weil sie schon seit einigen Jahren unter dem Einfluß des mörderischen Klima der Antillen gelebt hatten. Von Kadiz und Koruña hat man seitdem nur kleine Expeditionen gesendet, von welchen die stärkste, nach den Angaben der spanischen Zeitungsschreiber, nicht über 2600 Mann hinausging und deren Gesammtzahl sich etwa auf 8000 beläuft. Unterwegs hat man die Garnison von Puerto Rico verstärkt und setzt man nun die übertriebenen Zahlen auf das zurück, was sie ausdrücken sollten, und zieht man alle diejenigen ab, welche dem gelben Fieber ihren Tribut gezahlt haben: so werden Sie mit mir darin übereinkommen, daß ich bei Zulassung der fraglichen Zahl sehr großmüthig gewesen bin.

An welchem Ort nun wird die Expedition landen? Etwa in der Umgegend von Vera-Cruz? Alsdann kann sie nicht eine Festung in ihrem Rücken lassen, die eine ziemlich starke Besatzung in sich schließt: eine Besatzung, die sie auf ihrem Marsch beunruhigen und ihre Kommunikation mit der Küste abschneiden kann. Sie muß den Anfang also damit machen, daß sie sich auf eine Belagernug ein-

läßt, und zwar im heftigsten Sonnenbrand, ohne den Schutz eines einzigen Dorfs, ohne den Schatten eines Baums, auf dem ungesundesten und unfruchtbarsten Boden Amerika's. Sie muß sich sodann St. Juan's de Ulloa, des Schlüssels zum Hafen, bemächtigen, dessen Batterien in wenigen Stunden die Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln können. Sonst hilft der Besitz von Vera-Cruz zu nichts. Ist es aber wohl wahrscheinlich, daß die Mexikaner dem ganzen Schauspiel mit verschränkten Armen zusehen werden?

Soll die Expedition bei Boquilla de Piedra landen? Immer wird sie genöthigt seyn, über Vera-Cruz nach Mexiko auf scheußlichen Wegen vorzudringen, auf Wegen, wo sie ihr Geschütz zurücklassen muß, und ihren Kriegs- und Mundvorrath nur auf Mauleseln fortschaffen kann. Befindet sie sich einmal auf der Heerstraße, so wird sie sich noch immer in derselben Alternative befinden, als ob sie ihre Landung bei Vera-Cruz zu Stande gebracht hätte. Will sie nach Sota la Mariana gehen? Sie wird eine wahre Wüste zu durchlaufen haben, ehe sie zu San Luis de Potosi, der ersten Stadt, die ihr einige Hülfsquellen darbieten kann, anlangt. Von Sota la Mariana bis nach Mexico sind, was nicht aus der Acht gelassen werden darf, mehr als 200 spanische Meilen zurückzulegen, und San Luis liegt noch nicht auf der vollen Hälfte des Weges. Sollten also die Spanier daselbst auch wohlgehalten anlangen, so würden sie dadurch noch nichts gewonnen haben; um so weniger, weil San Luis ein offener Ort und ohne alle militärische Wichtigkeit ist.

Soll die Expedition endlich die Küste von Yukatan

wählen? Ohne allen Zweifel würde diese Halbinsel, deren Luft rein und deren Boden fruchtbar ist, einen trefflichen Landungs-Punkt darbieten, um daselbst die Ereignisse mit weniger Gefahr, als anderwärts, zu erwarten, oder um sie zum Heerd der Intriguen zu machen, die man in Mexiko oder Guatimala anspinnen könnte. Doch auch nur zu diesem Zweck; denn die Vereinzelung dieser Halbinsel, die Schwierigkeiten ihrer Kommunikationen und ihre Entfernung von dem Mittelpunkt jener beiden Republiken: dies alles macht, daß sie kein schicklicher Abgangspunkt für eine Division ist, welche erobern will. Dazu kommt noch, daß die Spanier, um sich in Yukatan zu halten, den Anfang damit machen müssen, daß sie Kampeche wegnehmen, und zwar durch einen Handstreich, weil diese Kriegsstadt stark genug ist, sie mehrere Monate lang aufzuhalten. Werden nun die Mexikaner in Kampeche einen verrätherischen Gouvernör und eine treulose Besatzung haben? Werden sie nicht so vorsichtig gewesen seyn, hie und da kleine Beobachtungs-Corps aufzustellen? Man müßte sie für die unbesonnensten Menschen halten, wenn sie diesen, seit vier Jahren bedroheten Punkt ihrer Küste, auf welchem sie allein zu verwunden sind, vernachlässigt haben sollten.

Doch ich will noch mehr zugestehen. Sämmtliche Küsten sollen den Spaniern offen stehen; ihre Landung, wo sie auch erfolgen möge, soll zu Stande gebracht werden, ohne daß eine Kanone gelöst wird; niemand soll sie, während ihres Aufenthalts auf der Küste, beunruhigen; das Fieber soll jeden Soldaten respektiren; kurz alles soll ihnen lächeln. Werden sie nun aber nicht genöthigt seyn, sich nach dem Innern zu in Bewegung zu setzen? Nun

gut! ich bin begierig zu erfahren, wie sie ihren Marsch einrichten werden. Soll man annehmen, daß sie mit Verstand zu Werke gehen werden? Werden sie also Besatzungen zurücklassen, um ihre Kommunikationen mit der Küste zu sichern? Werden sie Magazine zu bewachen, Fuhrwesen zu bedecken, Straßen zu reinigen und gangbar zu machen haben? Alsdann werden ihre achttausend Mann von dem Dienst verschlürft werden, und was man dem General en Chef mit größter Sicherheit vorhersagen kann, ist, daß ihm zum Angriff und zur Vertheidigung nichts weiter übrig bleiben wird, als die Herrn Obertrommelschläger. Entschließen sich dagegen die Spanier, rücksichtslos vorzugehen, ohne sich um irgend etwas zu bekümmern, denn wehe ihnen nach dem ersten Schlage! Kein einziger würde übrig bleiben, um seinen Landsleuten zu sagen, was aus seinen Kameraden geworden.

Doch wie könnten sie es wagen, mit 8000 Mann einzuschreiten in den unermeßlichen Raum eines feindlichen Landes, das mehr als 7 Millionen Einwohner zählt und eine furchtbare Armee auf den Beinen hat? Ja, meine Herrn Redaktoren, eine furchtbare Armee im eigentlichen Sinne des Worts, wenn man weiß, was es mit amerikanischen Heeren auf sich hat. Nach dem letzten, in den Kammern abgestatteten Berichte, haben die Mexikaner 20000 Linien-Truppen und 30000 Milizen; außerdem aber haben sie eine National-Garde von 50000 Mann, die sie nach Belieben in Thätigkeit setzen können. Sie haben 12 Regimenter Kavallerie; sie haben eine große Zahl von verabschiedeten Kriegern, welche auf den ersten Ruf zu ihren alten Fahnen eilen werden; sie haben, was das Beste ist, eine männ-

liche, kräftige und muthvolle Bevölkerung, von welcher wenigstens ein Drittel den kleinen Krieg versteht. So stark waren die amerikanischen Patrioten bei weitem nicht, als sie die Spanier zum Kapituliren zwangen. Und doch waren unter der Verwaltung des Vicekönigs Apodaka die Rechte des Königs von Spanien vertheidigt von 90000 Streitern und unter diesen gab es 14000 alte Schnurbärte, welche aus der Halbinsel anlangten, nachdem sie sich manch schönes Mal mit den Soldaten von Austerlitz gemessen hatten, was sich immer besser ausnimmt, als die 8000 Helden des neuen Kreuzzuges.

Nur ein einziger Fall ist denkbar, in welchem eine solche Expedition Entschuldigung finden könnte; nämlich wenn die spanische Regierung die Gewißheit hätte, daß die Soldaten der Republik schaarenweise zu denjenigen übergehen würden, die sie früher besiegt haben; oder auch, daß ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung für seine ehemaligen Beherrscher Gefühle der Anhänglichkeit und Sympathie brüte, die beim Anblick der feindlichen Bataillone sich Luft machen werden. Hoffnungen dieser Art mag die spanische Regierung in großer Fülle nähren; allein wie kann sie darüber zu irgend einer Gewißheit gelangt seyn? Was ist in Mexiko geschehen, das zu solchen Voraussetzungen berechtigte? Allerdings hat es nicht an Verschwörungen gefehlt. Allein waren die Verschwörer nicht sammt und sonders Spanier? Man hat, bald hier bald da, das Schwert gegen einander gezogen; doch niemals zur Vertheidigung der Rechte des Königs von Spanien. Es haben Unruhen Statt gefunden; allein was war ihr Zweck oder ihr Vorwand? Die Vertreibung der Spanier. Es giebt noch

eine geringe Zahl von Individuen, die, ungeachtet ihrer alten und guten Dienste, ihren leidenschaftlicheren Mitbürgern Mistrauen eingeflößt haben. Doch was hat man ihnen vorgeworfen? Nichts weiter, als daß sie sich durch die Vorspiegelungen der in Mexiko residirenden Spanier verleiten lassen, oder daß sie zuviel Mitleid mit dem Schicksal derselben haben; nicht selten haben sich alle Vorwürfe auf bloße Freundschafts- und Familien-Verbindungen bezogen. In allem Diesen sehe ich nun nichts, was zu dem Argwohn verführen könnte, als gebe es im Schoße der Republik noch eine spanische Parthei. Dagegen nehm ich aufs Bestimmteste wahr, daß der Haß gegen Ferdinand's Trabanten sehr verbreitet, sehr volksthümlich seyn muß, weil er Allen zum Banner und zur Entschuldigung dient, die zur Erreichung ihrer Zwecke und zur Durchführung ihrer Entwürfe in dem Volkswillen eine Stütze suchen.

„Sollte es jedoch nicht eine Minderzahl geben, welche ermüdet von politischen Krämpfen, die Gelegenheit beim Schopf fassen möchte, um zu einiger Stabilität durch Verträgnisse mit den Spaniern zu gelangen?" .. Befreite Kreolen sollten sich mit vertriebenen Kolonisten vertragen? Ha, meine Herrn Redaktoren, ein solcher Gedanke kann nur in dem Kopfe eines Europäers emporkommen! Wissen Sie denn wohl, was das Wort vertragen in der Kolonial-Sprache bedeutet? Ich wette darauf, daß sie es nicht wissen, und deshalb habe große Lust, Ihnen diesen Ausdruck zum Frommen Ihrer Leser in meinem nächsten Briefe zu erklären.

Zweiter Brief.

Wenn, in einem Rechtsstreit, die eine Parthei der andern einen gütlichen Vergleich anbietet: so heißt dies soviel, daß sie ihrerseits bereit ist, einen Theil ihrer Ansprüche fahren zu lassen, vorausgesetzt, daß ihre Nachgiebigkeit vergolten wird durch einige Zugeständnisse.

In diesem Fall gewinnt Jeder etwas: zunächst hört der Streit auf; ferner, je zweifelhafter die Frage und je weit aussehender und ungewisser der Entscheid ist, desto mehr sind die Partheien dabei betheiligt, sich gegen die Zufallswürfe dadurch zu bewahren, daß jede sich wechselseitige Vortheile sichert.

Was würden Sie aber sagen, wenn der, der ein Abkommen in Vorschlag bringt, die Forderung machte, daß sein Gegenpart, um diese Herablassung zu verdienen, seiner Instanz, seinen Rechten und jeder Art von Entschädigung entsagen solle? Unstreitig werden Sie antworten: „eine Forderung dieser Art ist vernunftwidrig, unzulässig; denn am Ende würde dieser Vergleich, gleich einer vollendeten Vorurtheilung, ihn des Gegenstandes, um welchen gestritten wird, berauben. So lange der Rechtsstreit dauert, bleibt wenigstens die Hoffnung.“

Nun wohl, meine Herrn, dieser Art würden Spaniens Hintergedanken seyn; so würde es sich mit den Fallstricken verhalten, die es dem emancipirten Mexiko legen würde. Es würde sagen: vertragen wir mit einander; vorher müßt ihr jedoch wieder Kolonie werden, d. h. fallt zurück in die Unterdrückung, die eure lange Geduld ermüdete und euch die Waffen gab. Vertragen wir mit einan-

der; aber leistet Verzicht auf eure Unabhängigkeit, eure Freiheit, eure National-Würde, kurz auf alles, was ihr durch zwanzigjährige Siege errungen habt, so wie durch das Blut eines Zwölftels eurer Bevölkerung. Vertragen wir mit einander; allein verlaßt eure Plätze, reißt eure Epauletten ab, verschließt eure Comptoire, verbrennt eure Oelbäume, entwurzelt eure Weinstöcke; säet was ich euch erlauben werde, erntet nur was ich nicht an mich nehme, kauft nur was ich euch nicht verkaufen mag, und kauft es um den Preis, den ich euch setzen werde; seyd in allen Dingen die gefälligen Sklaven des Monopols. Vertragen wir mit einander; aber gerichtet werdet ihr nach Ausnahme-Gesetzen; eure Presse bleibt unterdrückt; schreien dürft ihr nicht über die Willkühr, deren Opfer ihr seyn werdet; um Gerechtigkeit von euren subalternen Tyrannen zu erhalten, bleibt auch kein anderes Mittel, als über weite Meere hin eure Beschwerden in Madrid zur Sprache zu bringen; zerreißet eure Bücher; vergeßt was ihr gelernt habt und denkt für die Zukunft nicht daran, eure Einsichten zu vermehren; schweigt und küsset die Hand, die euch schlägt, oder knebelt. Glauben Sie nun wohl, meine Herrn, daß Spaniens Vorschlag, so ausgelegt, bei uns sehr viel Annahme finden würde?

Und doch ist in dieser furchtbaren Litaney nichts Uebertriebenes. Wahrlich nicht; denn was ich gar nicht in Rechnung gebracht habe, ist die unvermeidliche Rückkehr der größten Kolonial-Plage: der Kasten-Aristokratie, welche aus jedem neuen Ankömmling des Mutterstaats, wäre er auch nur ein entwischter Galeeren-Sklave, einen Edelmann alten Stammes macht, und jedem Kaufmann den Ein-

tritt in das Konseil des Gouvernör's verschafft, wofern sie ihm nicht das Recht gewährt, ihn nach Herzenslust zu leiten und zu lenken.

Welches Heil würde uns übrigens der Vergleich verschaffen? Womit kirrt man uns? Denn, um sehr viel zu erhalten, bedarf es wenigstens einiger Zusicherungen, wenn man diese auch nicht zu halten gedenkt. Man verspricht, nicht länger mit uns Krieg zu führen. Das wäre ganz gut, wenn man uns wirklich bekriegte; auch müßte man, wenn in dem Versprechen etwas Verdienstliches enthalten seyn sollte, den Krieg mit Vortheil führen. Allein, wenn seit vier Jahren der Kampf nicht dadurch zum Stillstand gebracht ist, daß es an Streitern gefehlt hat, so muß man annehmen, er sei zum Stillstand gekommen, weil es den Angreifern an Lust gefehlt hat, sich zu schlagen. Eine mexikanische Brigg, nach einem hartnäckigen Widerstande von zwei Fregatten genommen, und einige zwischen Korsaren gewechselte Kanonenschüsse — hierauf beschränken sich seit der Ergebung des Forts San Juan de Ulloa alle Feindseligkeiten. Was die Drohungen und Prahlereien betrifft, womit man zu Madrid und zu Havanna so verschwenderisch ist: so haben sie uns nicht sehr viel Furcht einflößen können, da es ihnen bisher ganz an Vollziehung gemangelt hat. Wird man uns versprechen, unseren Zwietrachten ein Ende zu machen? Ganz unstreitig; doch nur durch Gendarmen statt der Friedensrichter, und durch Galgen statt der Argumente. Wird man uns Gewähr leisten, daß wir künftig in Ruhe leben werden? Ohne Zweifel; gerade so ruhig, wie zu Barcelona und zu Lissabon. Daß

wir glücklich seyn werden? Ja, so glücklich, als wir es 1810 waren.

Man wird vielleicht noch weiter gehen, man wird aussagen, daß Spanien, aufgeklärt durch Erfahrung, Mexiko nicht länger als eine Kolonie betrachten wolle und entschlossen sei, es eben so zu behandeln, wie es selbst behandelt wird. Eben so? Gütiger Himmel! darin liegt nichts, was in Versuchung führen könnte. Will es uns etwa Institutionen geben, die noch liberaler sind, wie die seinigen? Wozu sollte das taugen? Die Constitution wurde auch zu Mexiko proklamirt und nie waren wir mehr geplagt *). Wenn man 1400 span. Meilen zurückzulegen hat, um vor dem Könige oder vor den Cortes eine Klage wegen Verletzung der Gesetze vorzutragen, so haben die Beamten Zeit genug, ihre Verantwortlichkeit außer jeden Bereich zu stellen. Spanien könnte jeder Art von Aufsicht über uns entsagen, könnte das Recht, uns zu besteuern, uns zu verwalten, uns zu vertheidigen, uns selbst überlassen, könnte nichts für sich behalten wollen, als die Schutzherrlichkeit, nichts forderu als Subsidien und einige Vorrechte für seinen Handel; und doch könnten wir auf nichts eingehen, ohne den Vorwurf der Schwachköpfigkeit zu verdienen.

Sind wir reich genug, um uns selbst genug zu seyn, sind wir vernünftig genug, um uns selbst zu regieren und

---

*) Der Briefsteller bezeichnet hier unstreitig die zu Bayonne im Jahre 1808 geschmiedete Constitution; denn schwerlich ist die der Cortes in Mexiko proklamirt worden.

stark genug, um uns zu vertheidigen — wozu brauchen wir Spanien? Ihm einen Heller zahlen, hieße, unser Geld zum Fenster hinauswerfen; seinem Handel Vorrechte ertheilen, hieße, den Handel anderer Völker beeinträchtigen und folglich unseren Märkten schaden. Sind wir dagegen Elende, Narren, Feige oder wenigstens Schwächlinge: wozu alsdann an Spanien irgend eine Summe zahlen? Würde es in diesem Falle etwas Anderes thun, als uns unserem Schicksale überlassen, als uns dem ersten Besten, der sich mit uns bemengen wollte, Preis geben?

„Bei dem Allen muß eine Kolonie, im Augenblick ihrer, entweder vollendeten oder noch bedingten Emancipation, dem Mutterlande, das sie während ihrer Minderjährigkeit beschützt hat und das bei ihrer Volljährigkeitserklärung in seinen Rechten verletzt, in seinem Einkommen verkürzt werden wird, Dankbarkeit beweisen." Das wäre ja, als sagten wir, ein Sohn müsse, sobald er das vom Gesetz festgestellte Alter erreicht hat, seinen Eltern die Akte bezahlen, die seine Großjährigkeit proklamirt. Welche Abgeschmacktheit! Für das, was weder versagt, noch verzögert, noch verhindert werden kann, giebt es keinen Dank. Nicht die Eltern haben den Verstand des Sohnes zur Reife gebracht, alle seine physischen Anlagen entwickelt und ihm einen Bart gegeben; die Natur hat dies geleistet, indem sie, zur Hervorbringung dieser Wirkungen, sich einen Zeitraum von 25 Jahren gesetzt hat; der Natur allein verdankt also der junge Mann seine Unabhängigkeit; das Gesetz konstatirt dabei nur eine Thatsache. Nun wohl, meine Herrn Redaktoren, aus demselben Grunde hat eine sich emancipirende Kolonie — und sie emancipirt sich nur

weil sie sich selbst genug ist — dem gewesenen Mutterlande keine Verbindlichkeit für eine Wohlthat, die gar nicht von dem Willen desselben abhing: sie hat gelebt, sie ist herangewachsen, und dies ist ein reines Geschenk der Zeit. Sie hat Pflege erhalten, sie hat von den Verwaltungs-Maßregeln die sie geleitet haben, Nutzen ziehen, sie hat, indem sie den Fortschritten einer Zivilisation, welche weiter als die ihrige reichte, folgte, sich schneller aufklären können, als wenn sie ihrem eigenen Lichte überlassen geblieben wäre; allein, was immer zu ihrem Vortheil von Seiten des Mutterlandes geschehen seyn möge — hat es wohl je die Absicht gehabt, die Epoche der Emancipation zu beschleunigen? hat es nicht vielmehr abgezweckt auf Verlängerung der Knechtschafts-Periode? Die Antwort ist nicht zweifelhaft. Hat demnach Spanien seinen amerikanischen Kolonien einige Dienste geleistet, so hat es dabei für eigene Rechnung gearbeitet; und wahrlich es hat sich nicht schlecht bezahlt gemacht durch die neun Milliarden Piaster, die es, nach Robertsons Berechnung, in dem Zeitraum von 1492 bis 1775 aus seinen Bergwerken gewonnen hat, die übrigen Boden-Produkte Amerika's gar nicht in Anschlag gebracht *). Hätte es diese Vortheile einernten können, wenn es sich gleich geblieben wäre in den Verheerungen der ersten Eroberer?

Zum Beweise, daß die Emancipations-Epoche einer Kolonie nicht von dem guten Willen des Mutterstaats ab-

---

*) Was Mexiko betrifft, so hat es, nach Humboldt, von 1690 bis 1803 nicht mehr und weniger als 2,027,930 008 Piaster gemünztes Geld geliefert.

hängt, dient besonders der Umstand, daß bisweilen mit diesem guten Willen nichts ausgerichtet ist. Angenommen das Königreich der Niederlande wollte Curacao, oder Dänemark die Insel St. Thomas in Freiheit setzen, würden diese beiden Inseln dadurch frei werden? Gewiß nicht; denn sie sind weder bevölkert, noch reich, noch stark genug, um den Beistand des Mutterstaats entbehren zu können. Wenig Tage nach der Emancipation würden sie der Raub eines Eroberers werden, oder an der Schwindsucht sterben.

Und wird man diese Epoche hinausschieben können, da sie nicht beschleunigt werden kann? Verständigen wir uns! So lange eine Kolonie bei Beschwerden stehen bleibt, um die Abstellung derselben zu bewirken, kann der Mutterstaat sie unter der Ruthe erhalten, vorausgesetzt, daß er billig genug ist, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und daß er sich dabei auf eine geschickte Weise benimmt. Auch ein Vater kann seine Autorität über die Gränzen des Gesetzes hin ausdehnen, wenn er, als wahrer Freund seiner Kinder, um sich ihre Zuneigung zu sichern, auf das, was ihr Alter und ihre Bedürfnisse fordern, einzugehen versteht. In dem einen, wie in dem anderen Falle kann man auf die Fortdauer eines Gehorsams rechnen, der, weil er niemals unterbrochen wurde, zur Gewohnheit geworden und um so schwerer zu überwinden ist, weil man noch nicht den Versuch gemacht hat, ob man stark genug seyn werde, um frei zu bleiben. Ist dagegen das Joch einmal abgeschüttelt, so ist der Zauber zerstört. Die Anstrengungen, welche nöthig sind, um sich in dem errungenen Rechtszustande zu behaupten, werden zur Entdeckung aller der Hülfsmittel führen, die man hatte und die, um

einzutreten in die Erscheinung, nur der Gelegenheit harreten. Der mehr als fünf und zwanzigjährige Sohn wird an demselben Tage volljährig, wo er seine Volljährigkeit geltend macht; denn er hat für sich das Gesetz. Auf gleiche Weise wird eine der Emancipation fähige Kolonie an demselben Tage frei, wo sie sich über ihre Rechte erklärt; denn indem sie den Fehdehandschuh hinwirft, wird sie die Stärke des Arms wahrnehmen, den sie für gelähmt hielt, oder dessen sie sich nicht zu bedienen verstand.

Nein — wiederholen wir es doch tausend Mal! — die Unabhängigkeit der Völker ist nicht das Werk menschlichen Eigensinnes. Sie ist vorherbestimmt *); sie ist Bedingungen sine quibus non unterworfen; sie ist die unvermeidliche Folge der Entwickelung ihrer Fähigkeiten. Will man den feststehenden Tag beschleunigen oder verzögern, so kann man, mit gleichem Erfolge, durch einen Druck mit dem Finger die Bewegung eines Rades, das durch eine konstante Kraft in Umschwung erhalten wird, beschleunigen oder hemmen wollen.

Sie sehen, meine Herren, daß zwischen einer thatsächlich emancipirten Kolonie und ihrem ehemaligen Mutterstaat jeder Vertrag, der sich nicht auf eine vollständige Anerkennung der Unabhängigkeit stützt — und zwar ohne Kaufpreis, ohne Trinkgeld — durchaus unthunlich wird. Das ist jedoch noch nicht genug. Er würde auch unnütz seyn. Die allergeringste Bewilligung zu Gunsten des Mutterstaats wurde einem stillschweigenden Geständniß von Sei-

*) Soll unstreitig nichts weiter sagen, als: sie folgt dem allgemeinen Entwickelungsgesetz.

Anm. des Uebers.

ten der Kolonie gleich kommen, daß sie nicht das Recht gehabt, sich zur Unabhängigkeit zu erheben. Hatte sie nun dies Recht nicht, so konnte dies nur daher rühren, daß sie kein Eigenthumsrecht besaß. Sie ist also rebellisch, verbrecherisch gewesen. Sie ist also auch jetzt noch ungesetzlich konstituirt, selbst für die Unterhandlung mit dem Gegner, weil sie keine bessere Ansprüche hat, als die der siegenden Usurpation. Alles also, was ihr bewilligt werden kann, wird nur so lange verbindende Kraft haben, als es ihr nicht entrissen werden kann. Ich glaube nicht, daß es der Mühe werth ist, eine solche Schlußfolge mit eigenen Gelde zu erkaufen.

„Allein die vereinzelten Individuen!" Sondern sich die vereinzelten Individuen von der Masse, kehren sie ihre Waffen gegen ihre Mitbürger: so werden sie immer nur elende Ueberläufer seyn. Erinnern Sie sich des Generals Arnold! *) Welchen Nutzen brachte sein Abfall? Nie wird jemand eines so schönen Rufs, eines so verdienten Einflusses genießen. Gleichwohl erntete er nur schmachvolle Berühmtheit, den Fluch der Patrioten und die Verachtung selbst derjenigen, denen er alles aufgeopfert hatte. Weshalb denn? Weil er eine sehr gemeine Wahrheit verkannt hatte, die, daß man es in Volkskriegen immer mit der großen Mehrheit halten muß; denn die Mehrheit ist immer das Volk, und das Volk bleibt oben.

Glücklicher Weise haben wir in Mexiko keine Arnolde gehabt; wir werden dergleichen auch nie erhalten. Es kann

*) Aus den Zeiten des nordamerikanischen Freiheitskrieges.
Anm. des Uebers.

kann bei uns Mißvergnügte, Trotzköpfe geben — Menschen sogar, die in ihren Affektionen verletzt, oder in dem, was sie ihren Vortheil nennen, augenblicklich verkürzt sind. Ich mag dergleichen nicht verneinen. Bei uns, wie allenthalben, sind Aemter zu vertheilen, ist Einfluß zu üben, giebt es getäuschte Hoffnungen, verkannte Rechte. Denken Sie noch hinzu, daß, da wir kaum aus einer Umwälzung hervorgegangen sind, wir noch nicht Zeit gehabt haben, weder unsere Leidenschaften nach einer langen Gährung zu beruhigen, noch unsere von den Begebenheiten und Gefahren emporgeschraubten Köpfe abzukühlen. Es ist daher gar nichts Außergewöhnliches, daß wir noch nicht in dem Besitze jener Stabitität sind, die nur die Zeit geben kann — jener vollkommenen Uebereinstimmung, welche die Frucht des allgemeinen Wohlseyns ist. Mögen doch diejenigen, die uns unsere vorübergehende Unruhe, unsere häuslichen Streitigkeiten zum Vorwurf machen, sich daran zurückerinnern, was in ihren Ländern geschah, ehe die Institutionen und die Gesetze, auf welche sie gegenwärtig so stolz sind, Wurzeln treiben konnten! Erst mögen sie ihre eigene Geschichte befragen und dann ihre Vorwürfe wiederholen, wenn sie das Herz dazu haben.

Seien Sie indeß ganz unbesorgt; auch der am meisten verletzte, am meisten beleidigte Usurpator hat durch die Revolution ein Kleinod von so großem Werthe erworben, daß er es durch die größten Leiden nicht zu theuer erkauft hat. Ich meine: ein Vaterland. Mit diesem kann nach und nach jede Wunde geheilt werden; das leuchtet ihm ein. Es giebt ihm Rechte, welche er früher nicht hatte: ein Daseyn, eine Zukunft. Hat er das Amt, nach

welchem er strebte, nicht erlangt, so giebt es wenigstens kein Gesetz, das ihn für unfähig erklärt; die geringste Veränderung in dem Persönlichen des Staatsdienstes kann seine Stellung verbessern. Will er die Lücken ausfüllen, die er in seinem Vermögenszustande sich hat gefallen lassen müssen? Alle Stände, alle Professionen, die ganze Betriebsamkeit steht ihm offen. Hat er Klagen vorzubringen? Die Presse ist frei. Hat er sich gegen Unrecht und Bedrückung zu vertheidigen? Die Gerichtshöfe sind geöffnet. Ist er das Opfer einer Kabale, eines Mißverständnisses geworden? Er kann von der Zeit und von dem Gerechtigkeitssinn seiner Mitbürger die Rechtfertigung erwarten, die ihm gebürt; denn die Wahrheit dringt durch, und die Partheien stehen sich nicht immer feindlich gegenüber. Konnte denn der Mexikaner, so lange er der Leibeigene Spaniens war, sich schmeicheln, wohlfeileren Kaufes aus seiner Verlegenheit zu kommen? Und durch welchen anderen Köder könnte ihn Spanien heut zu Tage verführen?

Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich meiner Feder freieren Lauf gelassen habe, als ich vielleicht gesollt hätte. Ich hatte Ihnen zu beweisen, daß, wenn es für Spanien keine Wahrscheinlichkeit einer zweiten Eroberung giebt, auch keine Möglichkeit dessen, was man Vertrag oder Vergleich zu nennen pflegt, Statt findet; ich meine den mezzo termine in der Politik, der gewöhnlich Niemand befriedigt. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, Ihnen ein Paar Worte über den Nachtheil zu sagen, den dieser stationäre Kampf der europäischen Handelswelt zufügt, so wie über das einzige Mittel, das Europa hat, ihm ein

Ziel zu setzen. Dies wird den Gegenstand meines dritten und letzten Schreibens ausmachen.

Dritter Brief.

Schreiben Sie, meine Herren Redaktoren, mir, in Folge des Inhalts meiner beiden Briefe, nur nicht die Absicht zu, als möchte ich die Meinung verbreiten, daß es für uns Amerikaner die gleichgültigste Sache von der Welt sei, ob wir mit Spanien in Frieden oder in Krieg sind. Wenn Spanien seine ehemaligen Kolonien weder erobern noch angreifen kann, so vermag es gleichwohl, ihnen bedeutenden Schaden zuzufügen, und selbst der ist sehr bedeutend, daß es sie nöthigt, immer auf ihrer Hut zu seyn. Täglich von Havanna's Truppen bedroht, sehen die neuen Staaten Amerika's sich genöthigt, zahlreiche Heere auf den Beinen zu haben: Heere, welche mit ihrer Bevölkerung und ihren Finanzen in keinem Verhältniß stehen. Wie viel Arme werden dadurch dem Ackerbau und der Betriebsamkeit in Gegenden entzogen, wo der Mangel an geschäftigen Händen das größte Hinderniß der gesellschaftlichen Entwickelung ist! Müssen nicht drei Fünftel ihrer Budgets verwendet werden, Bataillone zu besolden und zu ernähren, welche freilich müssig sind, deßhalb aber für den Fall einer Invasion nicht weniger unterhalten werden müssen? Was würden Milizen ohne Mannszucht leisten? Da Unabhängigkeit das Leben dieser Staaten ist, so muß alles der Sorge für die Erhaltung dieser Unabhängigkeit untergeordnet werden. Daher ihre militärische

Außenseite; daher der Einfluß ehrgeiziger Häupter; daher die versteckten Diktaturen, wie die Bolivars, und die offenen Tyranneien, wie die des Doktors Francia.

Dieser provisorische und gewissermaßen erzwungene Zustand hemmt plötzlich den Aufschwung der neuen Republiken. Im Mangel an Zeit und Mitteln wird die innere Organisation aufgeschoben und der Staatsdienst leidet. Da sie die Zahlung auswärtiger Anleihen nicht an ihren Einkünften ersparen können, so verschwindet ihr Kredit; und wie ohne Kredit Länder beleben, die wesentlich produktiv, aber arm an Kapitalien sind, weil Krieg und politische Stürme das Privatvermögen so stark zersplittert haben? Denken Sie noch hinzu, daß spanische Ränke anhaltend die Geister bearbeiten, und daß die gebieterische Nothwendigkeit nicht selten den Regierungen außerordentliche Maßregeln aufgedrungen hat, die, wie gerechtfertigt sie auch durch die Umstände seyn mögen, deßhalb nicht minder kostbar und verwirrend sind. Dahin gehört z. B. die Vertreibung der Spanier aus Mexiko. Die Politik forderte sie, nicht weniger das Bedürfniß unserer Selbsterhaltung; allein wir sind deßhalb nicht weniger um einige Millionen ärmer geworden. Denn die Achtung für gut oder schlecht erworbenes Eigenthum hat uns dahin gebracht, daß wir sie mit der von uns gemachten Beute haben von dannen ziehen lassen. Wollten wir unsere politischen Körper am Leben erhalten: so mußten wir uns zu dieser Abnehmung eines seiner Glieder entschließen. Späterhin werden wir uns, dies ist meine Ueberzeugung, nur um so besser befinden; allein für den Augenblick sind wir durch einen starken Blutverlust geschwächt.

Und da nun einmal die Rede von dieser unglücklichen Vertreibung ist, so halt' ich für meine Pflicht, im Vorbeigehen Thatsachen zu berichtigen, die man mit so viel Wohlgefallen entstellt hat. Als Ursache dieser Maßregel nennt man bald den Partheigeist, bald die Hydra der Revolution, bald die Bösartigkeit des mexikanischen Charakters. Nichts ist weniger begründet. Nicht die Mexikaner haben die Spanier vertrieben, wohl aber Ferdinand der Siebente, der, indem er sich so hartnäckig weigerte, Mexiko's Unabhängigkeit anzuerkennen, seine Unterthanen in eine zweideutige Lage brachte, worin sie sich, den Eingebornen des Landes gegenüber, nicht behaupten konnten. Vorzüglich aber hat das unvorsichtige Betragen einiger Spanier zu ihrer Vertreibung die Veranlassung gegeben: sie konspirirten ganz offen gegen die Einrichtungen des Landes, weckten alte Feindseligkeiten, und verwickelten ihre Mitbürger in Verfolgungen, die sie selbst in Gang gebracht hatten. So vergalten sie die Gastfreundschaft, womit man ihnen zuvorkam. Im Jahre 1823 rauchten noch die Trümmer der von den Spaniern in Brand gesteckten Städte, standen noch die Blutgerüste, worauf Tausende von Mexikanern ihre Vaterlandsliebe mit ihrem Leben gebüßt hatten; und doch waren die Mexikaner so großmüthig, daß sie sich nicht bloß mit ihren ehemaligen Feinden versöhneten, sondern diese sogar in ihre Dienste nahmen. In diesem Jahre und in den nächstfolgenden besetzten Spanier ein Drittel der öffentlichen Aemter. Man fand sie im Kongreß, im Ministerium, in der Vollziehungsgewalt. Ihnen waren die Regimenter, die Provinzen, die Küsten anvertraut. War dies ein Beweis von Haß, von

Mißtrauen? Wenn sich nun in den Jahren 1826 und 1827 der Auftritt veränderte, wessen ist die Schuld? Wir haben es bereits gesagt, und wir wiederholen es: Nach der Konvention von Cordova hat Niemand in Mexiko die Spanier bei ihrem Namen genannt, bis sie uns gleichsam zwangen, uns dieses Namens zu erinnern.

Jetzt zurück zur Sache! Man ist also, wie es scheint, darin einig, daß der Eigensinn der spanischen Regierung durch tausend Eingriffe den Fortgang unserer politischen Wiedergeburt hemmt. Wozu es verhehlen? Dies hieße täuschen und uns selbst betrügen wollen. Allein sind wir denn die einzigen Schlachtopfer? Man richte diese Frage an den europäischen Handel, an unsere Gläubiger, an die Gläubiger Spaniens, an Spanien selbst, das wie jeder Andere bei unserer Wohlfahrt betheiligt ist; denn, wie wir in der Folge sehen werden, ist es gleich den Uebrigen eingeladen, sich an die Tafel zu setzen und mit zu schmausen.

Das betriebsame Europa bringt zuviel hervor, und das allenthalben. Man hat in diesem Jahre auf der Leipziger Messer russische Waaren mit deutschen Waaren wetteifern gesehen *). Die lange Dauer des Friedens, der schnelle Anwuchs der Bevölkerung, der Gebrauch der Maschinen, die Anwendung der Wissenschaft auf die Gewerbe,

---

*) Diese Thatsache erklärt die Ernennung eines russischen Konsuls zu Havannah. Ein erster Schritt, auf welchem bald wichtigere Schritte folgen werden; denn sobald die kaiserliche Regierung eingesehen haben wird, daß es für die Produktenfülle der russischen Fabriken des Absatzes bedarf, wird sie es schwerlich an sich fehlen lassen, um die Märkte der neuen Staaten zu gewinnen; und ihre 16 Millionen werden ein wenig mehr verbrauchen, als die Bewohner Kuba's.

dies alles vereinigt sich, um in Europa die Produktion über den Verzehr zu erheben. Es bedarf also des Absatzes. Und wo will man ihn finden, wenn nicht in der neuen Welt?

Dieser Ueberzeugung, so wie der Nothwendigkeit, Waaren loszuschlagen, welche die Magazine beschwerten, muß man dem Schwindel beimessen, der sich der europäischen Kaufleute bemächtigte, als ihnen die amerikanischen Märkte geöffnet wurden. Jeder beeilte sich, hier abzusetzen, was er Gutes oder Schlechtes hatte, ohne die Oertlichkeiten zu kennen, ohne sich über die Hülfsquellen und Bedürfnisse zu unterrichten, ohne die Gefahren einer thörigten Konkurrenz zu fürchten. Amerika war zu einem Eldorado geworden. Und hierin lag der Grund, weßhalb die, welche in ihren ersten Unternehmungen scheiterten, so bewegliche Klagelieder anstimmten, und sich an dem dürftigen Amerika hielten, während sie nur ihren eigenen Unverstand hätten anklagen sollen *).

---

*) Dasselbe läßt sich von den Bergwerksgesellschaften sagen. In London meistens von Engländern gebildet, waren sie anfänglich nur Gegenstände des Wuchers, oder Vorwände des Betrugs. In dieser Epoche des Wahnsinns war der bloße Name eines Bergwerks eine feste Grundlage, um darauf ein Projekt zu bauen, eine Gesellschaft zu errichten, und (was dabei unstreitig die Hauptsache war) Aktien an der Börse auszugeben. Um die Lage und den Reichthum des Bergwerks bekümmerte man sich so gut als gar nicht. War es fortan ein Wunder, wenn von diesen Gesellschaften so viele zu Grunde gingen, da sie blindlings weiter tappten, große Gehalte bewilligten, ein Heer von Beamten anstellten, von welchen die Mehrzahl nichts vom Bergbau verstand, kostspielige Maschinen anschafften und versendeten, ohne vorher zu wissen, ob sie an Ort und Stelle brauchbar seyn, und ob das nöthige Brennmaterial sich in der Nähe be-

Jetzt hingegen, wo das Gleichgewicht zwischen Einfuhr und Verzehr wieder hergestellt ist, leugnet Niemand, daß die neue Welt Europa's Betriebsamkeit von einem wahren Schiffbruch gerettet hat.

Berechnen Sie nun, meine Herren, was geschehen seyn würde, wenn Amerika Ruhe und Frieden gehabt hätte — und was geschehen wird, wenn es wachsen, sich aufklären, und die unermeßlichen Hülfsquellen, die es in sich schließt, entfalten kann!

Ja, was geschehen muß, wenn höherer Wohlstand den amerikanischen Regierungen erlauben wird, die Einfuhrzölle, welche gegenwärtig zu Kriegskosten verwendet werden, allmählig herabzusetzen; wenn die Durchgangszölle verschwinden werden; wenn eine gute Finanz-Organisation einen Ueberschuß zur Bezahlung der Zinsen unserer Staatsschuld, und zur allmähligen Tilgung derselben gestatten wird *); wenn neue Märkte sich öffnen werden, nach

---

finden würde; mit Einem Worte: da sie den Rath der Kundigen verwarfen, alles veränderten und zerstörten? Dies war denn wiederum die Schuld Amerika's! Um Bergwerke, die seit Jahren aufgegeben sind, zu bearbeiten, bedarf es der Zeit, der Vorschüsse, der Kenntnisse. Man vereinige dies alles, und man wird sehen, ob Amerika's Eingeweide unfruchtbar sind.

*) An Mitteln dazu fehlt es uns nicht. Ich rede von Mexiko. Mit 13 Millionen Piaster ist die Bundesregierung allen ihren Ausgaben gewachsen. Nun wohl! unsere Zölle haben im Jahre 1827 mehr als 8 Millionen eingetragen; gut organisirt bringt das Tabacks-Monopol allein gute 4 Millionen; die Kontingente der Staaten geben eine Million; die übrigen Steuern, wie Alcabala, Briefpost, Pulver, Loterien, Münzstätten u. s. w. gehen über 3 Millionen hinaus. Also ein Ueberschuß von 3 Millionen, um unsere Dividenden zu zahlen, die sich nur auf 2 Millionen jährlich belaufen

Maßgabe neuer Bedürfnisse, und einer größeren Fülle von Mitteln zur Befriedigung derselben; wenn ein vervollkommneter Ackerbau und eine entwickelte Betriebsamkeit so viel Gegenstände des Austausches darbieten werden, daß der Spekulant zu dem Vortheil der Einfuhr noch den der Rückfracht hinzufügen kann.

Was geschehen wird, wenn der Seefahrer weder die Hudeleien einer Blockade, noch die Beschädigungen eines Korsaren, noch die Ausschweifungen jener verruchten Seeräuber zu fürchten haben wird, deren Diebeshöhle Kuba ist; wenn die Sicherheit der Meere die Assekuranz-Prämien vermindert haben wird, und wenn die Befrachtungskosten nicht länger von der Begehrlichkeit, sondern von der Konkurrenz werden bestimmt und abgeschätzt werden. Wie viele Spekulationen schlagen gegenwärtig fehl, weil die Kommunikation mit so vielen Hindernissen zu kämpfen hat, und so viel unvorhergesehenen Unfällen ausgesetzt ist! Wie viel andere, welche unfehlbar einschlagen würden, unterbleiben, es sei aus Furcht, oder weil man den wahren Zustand der Dinge nicht kennt! Der europäische Handel, der von der Emanzipation Amerika's bereits großen Vortheil gezogen hat, wird diese also nicht eher nach ihrem ganzen Umfange benutzen können, als bis Spanien sich zu einer Anerkennung der Unabhängigkeit bequemt hat. Diesen Augenblick muß er mit Andacht herbei wünschen, und nebenher denjenigen zu Leibe gehen, die seinen Eintritt beschleunigen können, es aber nicht wagen, entweder aus

---

werden, sobald unsere Finanzen geregelt sind, sogar auf den Fall, daß keine Ersparungen in der Verwaltung möglich seyn sollten.

elenden Rücksichten von Schicklichkeit, oder aus mißverstandenem Erbarmen mit dem ehemaligen Mutterlande.

Und wer sind diese? Die Regierungen. Und wie könnten sie es? Dadurch, daß sie Spanien in die Unmöglichkeit versetzen, einen eben so zweck- als erfolglosen Krieg noch länger fortzusetzen.

Dazu aber bieten sich zwei Mittel dar.

Das erste, indirekt und langsameren Erfolges, würde darin bestehen, daß man Spanien jede Hoffnung einer Unterstützung oder Hülfe raubte. Dies würden diejenigen Mächte, welche die Unabhängigkeit der neuen Staaten noch nicht anerkannt haben, dadurch bewirken, daß sie Freundschafts- und Handelsverträge mit ihnen schlössen. Spanien, auf diese Weise auf seine eigene Kraft zurückgeführt und nicht länger von trügerischen Täuschungen emporgehalten, würde seiner Nichtigkeit, sowohl hinsichtlich eines Angriffes, als hinsichtlich einer Abwehr, sehr bald inne werden.

Das zweite Mittel, direkter, wirksamer und unfehlbaren Erfolges, würde darin bestehen, daß man, für eine gewisse Anzahl von Jahren (25 Jähre z. B.) den neuen Staaten ihr gegenwärtiges Territorium, den Spaniern den Besitz von Kuba und Puerto-Rico sicherte. Respektirt Spanien während dieser Periode, seine ehemaligen Kolonien, und hat es zugleich nichts von diesen zu befürchten: so wird es entwaffnen, weil seine Rüstungen in dieser Voraussetzung zwecklos werden würden; so wird es zu vernünftigen Ideen zurückkehren; so wird es auf den Rath seiner Freunde achten, den Vortheil seines Handels ins Auge fassen, und aus freien Stücken alles thun, was ihm gegenwärtig noch zuwider ist.

„Allein hieße dies nicht, sich **einmischen**?“ Die volle Wahrheit zu gestehen, ich habe noch nicht fassen können, was man in Europa bei diesem Worte denkt. Gesehen habe ich, daß die Bourbons sich, im Namen der Freiheit, in die Angelegenheiten der Vereinigten Staaten gemischt haben; und haben sie sich nicht auch, im Namen des Königthums, in die Angelegenheiten Spaniens gemischt? Ich habe ferner erlebt, daß England, aus **Menschlichkeit**, mitgewirkt hat, die armen Griechen gegen Mahmud's Wuth zu beschützen, während es, aus Politik, die armen Portugiesen von Don Miguel dezimiren läßt. Früher hatte ich erlebt, daß drei Mächte eingeschritten waren, um Polen zu theilen; und ist Oesterreich nicht zweimal eingeschritten in die Angelegenheiten Neapels, und zuletzt auch in die Angelegenheiten Piemonts? . . .

Bei allen diesen Widersprüchen hege auch ich die Meinung, daß man sich nicht mischen soll in die **häuslichen** Angelegenheiten eines Volks; daß jedes Volk berechtigt ist, die und die Einrichtungen anzunehmen oder zu verwerfen, sich zu zanken oder in der Eintracht einer mährischen Brüdergemeine zu leben. Was diesen Punkt betrifft, so predigen Sie, meine Herren, einem Bekehrten. Alles was ich verlange, ist — nicht eine Dazwischenkunft dieser Art, sondern ein einfaches diplomatisches Verfahren.

Rußland, Frankreich und England haben der Türkei **verboten**, etwas wider Herrn Capo d'Istria's Griechenland zu unternehmen; nicht als hätten sich diese Mächte in fremde Angelegenheiten mischen wollen, sie sind dessen, wie sie täglich sagen, unfähig: sondern nur um neues Unglück abzuwenden. Nun wohl! warum sollten diese

Mächte Spanien das Verbot ersparen, womit sie gegen die Türkei aufgetreten sind? Warum den neuen Staaten Amerika's die Theilnahme versagen, die sie den Griechen zu Gute kommen lassen? Ist etwa kein Unglück abzuwenden, wenn Spanien den Krieg mit Mexiko und Kolumbien aufs Neue beginnt? wenn es dort eine Parthei zu sich herüber zieht? wenn die Zwietracht wieder auflebt? wenn die Galgen wieder aufgebaut werden müssen? Ist kein Unglück abzuwenden, wenn Mexiko und Kolumbien, in der vollen Ueberzeugung, daß Kuba in Spaniens Händen immerdar ein Hinderniß ihrer Stabilität und Wohlfahrt bleiben werde, sich entschließen, dem ehemaligen Mutterlande diese Inseln um jeden Preis zu entreißen? Nichts ist sogar leichter. Längst hätten sie es mit drei Bataillonen und 20,000 Gewehren zu Stande bringen können, wenn sie nicht zurückgeschaudert hätten vor dem furchtbaren Gedanken einer Sklavenempörung. Ja, zur Ehre der beiderseitigen Regierungen sei es gesagt: hundert Vorschläge sind ihnen gethan worden, die Insel zur Empörung zu bringen, und zwar von den Bewohnern der Insel selbst. Bisjetzt haben sie nicht darauf eingehen wollen. Doch, wie alles sein Ziel hat, so auch ihre Geduld, und spricht einmal die Nothwendigkeit, dann wird die Sittlichkeit schwirigen. Wehe dann der Insel Kuba! wehe den Antillen!

Uebrigens ist die erste Pflicht einer Regierung, das Eigenthum und die Betriebsamkeit der Bürger zu schützen, und Gefahren, selbst entfernte, abzuwenden. Ist zu diesem Endzweck erforderlich, daß man sich zwischen zwei kriegführenden Partheien ins Mittel schlage, oder der einen zum Nachtheil der andern beistehe: so muß dies geschehen. Und geschieht es denn nicht wirklich? Was be-

deuten denn die Allianzen, die Vermittelungen, die bewaffneten Protestationen, die man kennen gelernt hat, seitdem die Angelegenheiten der Völker in stärkere Berührung gekommen sind? Lord Bolingbrocke sagte zu Ludwigs des Vierzehnten Ministern: „Ob es gut ist, daß Frankreich und Spanien von einer Familie regiert werden, das weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß dies England nicht zusagt.“ Wollte Lord Bolingbrocke, als er das sagte, sich in die Angelegenheiten Frankreichs und Spaniens mischen? Nein, aber er übte das natürliche Recht eines Beschützers der brittischen Angelegenheiten.

Setzen wir einen Augenblick den Fall, daß der Graf von Aberdeen, um den Kaufleuten Londons und Liverpols auf ihre von allen Zeitungen wiederholte Bitten gerecht zu werden, zu Spanien sagte: „Ich frage und untersuche nicht, ob ihr das Recht oder die Macht habt, Mexiko wieder zu erobern; thut es, wenn ihr könnt. Allein da, wenn euch das Unternehmen gelingt, und selbst wenn ihr zurückgeschlagen das Land in Unordnung bringt und verheert, meine Landsleute 200 Millionen Pf. St., die sie angelegt haben, verlieren würden: so nehmt es mir nicht übel, daß ich euch verhindere, ihnen diesen Nachtheil zu verursachen, wofern ihr ihnen ihre Kapitalien nicht dadurch gewährleistet, daß ihr vorher die gleiche Summe in der Londoner Bank niederlegt.“ Führte der Graf von Aberdeen wirklich diese Sprache, welcher rechtschaffene Mann würde ihm daraus einen Vorwurf machen? Die materiellen Interessen Englands müssen in dem Urtheil eines brittischen Ministers jeder anderen Betrachtung vorangehen.

Angenommen, daß Frankreich, daß Preußen, daß die

Niederlande, daß endlich die Hansestädte dieselben Gewährleistungen forderten: würde sie daran Unrecht thun?

Da Spanien, wie ich fürchte, nicht Geld genug haben würde, um die beunruhigten Mächte zufrieden zu stellen, könnten diese sich wohl abfinden lassen mit bloßen Verheißungen, mit Einschreibungen in das große Buch der spanischen Staatsschuld? Das Einfachste würde demnach immer darin bestehen, daß man das Uebel in seiner Quelle hemmte, daß man, wie wir zu verstehen gegeben haben, die Fortsetzung der Feindseligkeiten dadurch verhinderte, daß man jedem sein Gebiet gewährleistet.

„Aber — wird man mir zurufen — Jeder hat das Recht, Krieg zu führen, wenn er will; dies inhärirt der Suveränetät." Darauf antworte ich: ganz recht; allein Jeder hat auch die Befugniß, den Krieg zu verhindern, wenn er es kann und wenn es ihm zusagt.

Man wird noch einwenden, daß Spanien auf diese Weise behandeln, so viel seyn würde, als seine Ohnmacht mißbrauchen, daß man ihm Rücksichten schuldig sei, weil es zurückgekommen und unglücklich ist; daß es dem einen verwandt, dem andern befreundet sei; daß diese Verwandte und Freunde nichts weiter thun können, als daß sie von einer Zeit zur andern ihren guten Rath ertheilen, und im Uebrigen gelassen zusehen, wie es sich zu Grunde richtet. Seltsame Höflichkeit! Ich sehe einen von seiner Leidenschaft Verblendeten, sich in einer Bahn bewegen, die ihn spornstreichs an den Abgrund führt, der ihn verschlingen wird; ich könnte ihm den Weg verrennen, aber ich thue es nicht aus Furcht, daß er ungehalten werden könnte, und darum beschränke ich mich darauf, ihn zu warnen. Dies wäre das Richtige? Gewiß nicht. Ich werde also damit an-

fangen, daß ich ihm, auch wider seinen Willen, das Leben rette und mich an sein Uebelnehmen nicht kehre, fest überzeugt, daß er mir danken wird, wenn er wieder zur Vernunft gekommen ist.

Wenn England (und in England nennt man jede andere Macht) nicht zu wiederholten Malen seine ganze Rhetorik angewendet hätte, um Spanien zu einer Anerkennung der nenen Staaten zu bereden, so müßte man sich seine Zurückhaltung aus einem Mangel an Ueberzeugung, hinsichtlich der Nothwendigkeit dieser Maßregel erklären; allein, da es in diesem Sinne gesprochen hat, so ist dies ein Beweis, daß es die Anerkennung für nützlich und nothwendig für die Wohlfahrt seines Freundes hält; denn sonst würde es sich des Rathgebens enthalten. Warum nun aber auf halbem Wege stehen bleiben?

„Spanien — sagt man — hätte schon vor mehreren Jahren die Unabhängigkeit seiner ehemaligen Kolonien anerkennen sollen; alsdann würde es Subsidien und Vorrechte erhalten haben. Jetzt hingegen, wo man ihm alles versagt, was kann es dabei gewinnen, daß es auf seine sogenannten Rechte Verzicht leistet?“ Was es dabei gewinnen würde, das sollen Sie auf der Stelle hören.

Gewinnen würde es, sofern alles, was die Havanna hervorbringt, und gegenwärtig für nichts und wieder nichts für Kriegskosten aufgeht, nach Madrid gehen und daselbst auf Gegenstände öffentlichen Nutzens verwendet werden könnte.

Gewinnen würde es ferner, sofern eben diese Havanna, vermöge ihrer glücklichen Lage, zu einem wahren Stapelorte werden würde, wohin jeder Kaufmann seine Sendungen richten könnte: Sendungen, die für die Häfen der neuen Republik bestimmt wären. Welch ein Zuwachs an Wohl-

fahrt für die Kolonie! Welche Vermehrung des Einkommens für den Mutterstaat, vorausgesetzt, daß er die Kolonie im mindesten liberal behandeln wollte!

Es würde einen Absatz für seine Weine und seine katalonischen Branntweine gewinnen, die in Europa Niemand mehr haben will, die aber in Amerika vermöge alter Gewohnheit noch Eingang finden würden.

Dasselbe gilt von seinen Malaga-Trauben, von seinen Mandeln, von seinen Likör-Weinen und von allen übrigen Produkten seines Bodens.

Seine Seidenwaaren, die nicht den Werth der Lyoner haben, seine Leinewande, welche weit hinter den deutschen und niederländischen zurückstehen, sein Alcoy-Papier — kann dies alles wohl außerhalb der neuen Welt Absatz finden? — Um zu zeigen, wie weit die Macht der Gewohnheit reicht, muß ich bemerken, daß die deutschen Fabrikanten bis auf den heutigen Tag genöthigt sind, den für das Innere Amerika's bestimmten Waaren einen spanischen Anstrich zu geben, um ihnen schnellen Absatz zu verschaffen.

Es würde endlich auch in sofern gewinnen, als es seine Verbindungen mit seinen ehemaligen Korrespondenten wieder anknüpfen, und sich unmerklich an die Spitze der Handelsbewegung stellen könnte. Dieselbe Sprache, dieselbe Religion, dieselben Gewohnheiten, dieselben Vorurtheile: dies, dies sind die wahren Privilegien, welche kein Vertrag erschüttern, keine andere Nation streitig machen kann.

Man bedenke doch, wie viel die Vereinigten Staaten gegenwärtig England bringen, und wie viel sie ihm ehemals kosteten!

Dies alles also büßt Spanien über seinen blinden Eigensinn ein; solche Verluste bereiten ihm seine Freunde durch ihre Nachgiebigkeit.

Wahr ist, daß, während des bestehenden Interdikts, die Bande täglich mehr erschlaffen, die Vortheile sich je mehr und mehr vermindern. Jedoch ist noch nicht alles verloren, und der gesunde Menschenverstand sagt, daß man nicht alles zu Grunde gehen lassen soll.

Mein Tagwerk ist beendigt, und glücklich werd' ich mich preisen, wenn meine Bemühungen einiges Licht werfen auf eine Erörterung, welche das Gedeihen der Welt so innig berührt.

Manuel Eduard de Gorostiza.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Wesentliche Umbildung der Kurmark Brandenburg unter dem ersten Fürsten des Hauses Hohenzollern.

Man kann das unstätte und regellose Einwirken der Dynastien Wittelsbach und Luxemburg auf den gesellschaftlichen Zustand der Kurmark als die Vorbedingung derjenigen Ordnung betrachten, welche Friedrich der Sechste, Burggraf von Nürnberg, als Statthalter des Kaisers Sigismund, in diesem Staate stiftete; denn jede Welt, d. h. jeder geordnete Zustand, was immer der Gegenstand desselben seyn möge, kann sich nur aus einem Chaos entwickeln. Dabei aber spricht die Art und Weise, wie dieser merkwürdige Fürst zu Werke ging, für seine vollendete Klugheit. Da ohne sehr strenge Maßregeln nichts auszurichten war: so trat er zuerst in der Mark — nicht in der eigenen Person, sondern nur als Statthalter des Kai-

sers auf. Zwar gewinnt es, den Urkunden zufolge, das Ansehn, als ob Sigismund sich Anfangs die Oberherrlichkeit vorbehalten hätte; allein war dies noch mehr, als eine bloße Verabredung zwischen dem Kaiser und dem Burggrafen, mit dem Endzweck, diesem die Besitznahme des Landes und den Zurücktritt in die Fürstenrechte zu erleichtern? . . . Wem anders, als dem Burggrafen von Nürnberg, verdankte Sigismund die Kaiserkrone? und wie läßt sich annehmen, daß der Fürst, der in jeder anderen Beziehung der Rathgeber und Führer Sigismunds war, sich, als künftiger Verweser der Kurmark, Bedingungen unterworfen haben sollte, die nicht wesentlich von ihm selbst herrührten? In der Eigenschaft eines kaiserlichen Statthalters glaubte Friedrich der Sechste alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen könnten, leichter zu besiegen; und in diesem Betracht ist man genöthigt, die Fiktion, womit er sich einführte, als einen Vorwand zu betrachten, der nur von menschenfreundlicher Gesinnung herrührte. Sobald er jedoch einsah, daß seine erkünstelte Rolle ihn nicht zum Ziele führen würde, nahm er seine Zuflucht zu Mitteln, die über alles hinausgingen, was jemals die kaiserliche Autorität bewilligen konnte.

Nach beendigter Kaiserwahl langte der Burggraf unter dem Geleite des Kurfürsten von Sachsen, am 4. Juni 1412 in der Neustadt Brandenburg an, wohin er schon vorher die Stände beschieden hatte. Seine Erscheinung war den Städten höchst willkommen; denn sie bedurften eines Beschützers, der sie vor den Gewaltstreichen des Adels bewahrte. Dieser Theil der Bewohner der Kurmark kam also dem neuen Statthalter mit seiner Huldigung entgegen.

Auch ein großer Theil des Adels blieb nicht zurück; an seiner Spitze standen die Grafen von Ruppin und sämmtliche Bischöfe und Prälaten. Nur etwa sieben adelige Häuser bildeten die Opposition. Diese hatten während der Anarchie unter den Wittelsbachern und den Luxenburgern, den größten Theil der landesherrlichen Domänen theils gegen unbedeutende Geldvorschüsse, theils durch andere noch minder lobenswerthe Mittel an sich gebracht; und da sie vorhersahen, daß der neue Statthalter sie nicht in dem Besitz ihrer Erwerbungen lassen würde, so vereinigten sie sich zu einem Widerstande, der nichts Geringeres bezweckte, als den Burggrafen aus dem Lande zu jagen. Die Chroniken nennen Kaspar Gans von Putlitz, die Herren von Maltitz, Hans und Dietrich von Quitzow, Richard von Rochow und Achim von Bredow, nebst den meisten Edelleuten im Havellande, als diejenigen, die mit dem Burggrafen nichts gemein haben wollten; und ihre Beweggründe zum Widerstande leuchten noch jetzt, zwar nicht als gültig, doch als erklärend ein. Kaspar Gans von Putlitz, Landshauptmann in der Altmark und Priegnitz, hatte auf eine Weise verwaltet, daß er Ursache hatte die Rechenschaft zu fürchten, zu welcher der neue Statthalter ihn ziehen konnte. Die Quitzow waren im Besitz von wenigstens 12 Domänen, die sie gegen Zurücknahme des Pfandschillings herausgeben sollten; und dasselbe scheint der Fall mit Wichard von Rochow und mit Achim von Bredow gewesen zu seyn; zum wenigsten weiß man, daß jener in dem Besitz der damals freilich noch unbedeutenden Stadt Potsdam war. Das Stichwort der Verbündeten war: „Sollte es auch das ganze Jahr hindurch Burggrafen regnen, so sollen sie

doch nicht in der Mark emporkommen." Dies führte ganz natürlich zum Kriege. Die Rebellen fanden den Beistand des pommerschen Herzogs Swantibor, dessen Söhne Otto und Kasimir noch im Okt. 1412 in die Kurmark einfielen, wo sie bis Cremmerdam vordrangen. Hier stießen sie auf das von dem Grafen von Hohenlohe angeführte Heer des Burggrafen.

Schlachten waren in diesen Zeiten nicht viel mehr, als bloße Raufereien, wodurch nichts entschieden wurde. Obwohl nun die Truppen des Burggrafen aus dem Felde geschlagen wurden: so war für den neuen Statthalter dadurch doch eben so wenig verloren, als für seine Feinde würde verloren gewesen seyn, wenn sie geschlagen worden wären; denn in einem solchen Falle zog man sich in die festen Schlösser zurück, die in der Regel so angelegt waren, daß man in ihnen jeder Belagerung trotzen konnte. Der Kampf des Burggrafen mit den rebellischen Edelleuten des Landes würde ein unendlicher gewesen seyn, und Friedrich der Sechste ganz unfehlbar das Schicksal seiner Vorgänger in der Verwaltung der Mark erlebt haben, hätte er sich nicht, kraft einer seltenen Entschließung, in dem Besitz eines Mittels befunden, das ihm ganz neue Wege zu bahnen versprach. Dies Mittel war ein ungethümes Geschütz, wegen seiner Schwerfälligkeit die faule Grete genannt.

Die Sorglosigkeit der Chroniken-Schreiber hat uns um die Kenntniß aller der Umstände betrogen, unter welchen Friedrich der Sechste dies Werkzeug der Zerstörung erwarb. Erwägt man, daß es das erste war, wovon in Deutschland zur Vernichtung der festen Schlösser Ge-

brauch gemacht wurde, und erwägt man insbesondere, daß das, was gegenwärtig „preußische Monarchie" genannt wird, sich ohne die Entschlossenheit des Burggrafen, die seiner Autorität widerstrebenden Bollwerke der Rebellion in Trümmer zu verwandeln, schwerlich jemals gebildet haben würde: so hat man in der That sehr viel Ursache zu bedauern, daß alle die Beziehungen, in welchen er zum Besitz der „faulen Grete" gelangte, nie ins Licht gestellt worden sind. Sich über diesen Punkt bloßen Vermuthungen hinzugeben, würde ohne allen Nutzen seyn. Bleibt man stehen bei dem, was am meisten bewahrheitet ist: so muß man zugeben, daß die preußische Monarchie, sofern sie das Werk des hohenzollerschen Fürstengeschlechts ist, in Spanien vorbereitet worden sei. So weit nämlich die historische Forschung reicht, muß man den Arabern das Verdienst einräumen, das Schießpulver aus dem Orient nach Europa gebracht, und die Europäer in dem Gebrauch desselben unterrichtet zu haben *). Sie waren es, welche bei der Eroberung von Baza im Jahre 1312 zuerst Kanonen gebrauchten. Von welcher Art diese gewesen, läßt sich freilich nicht mehr ausmitteln; waren sie aber von Metall, so ist nichts einleuchtender, als daß man in der Behandlung der Erze bedeutende Fortschritte gemacht haben mußte, ehe man auf den Gedanken gerathen konnte, den erfunde-

---

*) Kaum ist es nöthig zu bemerken, daß die Sage von einem gewissen Berthold Schwarz, dem man die Erfindung des Schießpulvers zuschreibt, grund falsch ist, weil darin nichts mit sich selbst übereinstimmt, weder der Name des angeblichen Erfinders, noch sein Geburtsort und Stand, noch endlich der Ort und die Zeit, wo er seine Erfindung gemacht haben soll.

nen Zerstörungsstoff als eine Kraft zu gebrauchen, um Steine, eiserne Kugeln und andere schwere Körper zu werfen. Von Spanien nach Frankreich verpflanzt, verbreitete sich das Schießpulver zwar über Deutschland und Italien; doch geschah dies, wie es scheint, sehr langsam und allmählig. In der Schlacht bei Creci diente das Schießpulver offenbar nur zum Schrecken; doch darf man annehmen, daß man im südlichen Frankreich damit viel mehr ausrichtete: denn in der „Allgemeinen Geschichte von Languedok" wird einer, von einem Artilleristen des Königs, im Jahre 1345 dem Domänen-Schatzamte der Landvoigtei ausgestellte Quittung gedacht, worin die Rede ist von eisernen Kanonen, wie auch von Pulver und Blei zur Bedienung des Geschützes. Man darf also annehmen, daß, während der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, das Geschützwesen zuerst in Deutschland bekannt geworden sei. Daß sehr viele deutsche Fürsten davon keine Kenntniß nahmen, darf uns nicht verwundern, da ihr ganzes Bestreben nur dahin ging, in dem einmal gewonnenen Gesellschaftszustande zu beharren. Eben so wenig aber darf es uns wundern, daß die Burggrafen von Nürnberg eine Ausnahme machten. Dem Kunstfleiß und der Betriebsamkeit so nahe gestellt, wie sie es waren, würden sie Vorwürfe verdient haben, wenn sie nicht auf alles eingegangen wären, was ihr Ansehn und ihre Macht vermehren konnte. So geschah es denn, daß sie von allen deutschen Fürsten die ersten waren, die sich eine Kanone verschafften. Unstreitig erforderte dies Werkzeug der Zerstörung einen großen Aufwand; allein, gereicht es ihnen nicht zur

besonderen Ehre, daß sie diesen nicht scheueten, um einen Vorzug mehr zu erhalten?

Man kann d. J. 1413 als dasjenige betrachten, wo die „faule Grete" zuerst in die Mark einrückte. Auch über die Art und Weise, wie sie von einem Ort zum andern geführt wurde, ist nichts aufgezeichnet worden; doch geschah dies, wie später bei der Belagerung Konstantinopels, unstreitig durch Walzen in Verbindung mit Zugvieh. Den ersten Gebrauch machte man von ihr gegen die Herren von Maltitz. Drei Brüder dieser Familie hatten die landesherrliche Domäne Trebbin inne, und weigerten sich den Pfandschilling zurückzunehmen, den der Burggraf ihnen anbot. Da nun Gewalt gebraucht werden mußte, so belagerte der Burggraf sie in Trebbin; und so groß war die Betäubung, die sich der Rebellen bemächtigte, daß sie sich schon am zweiten Tage ergaben. Will man sich eine deutliche Vorstellung von dem, was der Burggraf bewirkte, machen: so muß man sich dessen erinnern, was Cortez und Pizarro in Amerika leisteten, und was Jeder ohne Ausnahme leistet, der Erstaunen erregt, d. h. einen Stillstand aller Gedanken und Entschlüsse erzwingt. Dies geschehe durch natürliche Mittel, oder durch bloße Gaukeleien: die Wirkung ist überall dieselbe; denn der Mensch ist nur allzu geneigt, in allem, was ihn überrascht, oder was er nicht zu begreifen vermag, eine höhere Macht zu erkennen, der er sich unterwerfen muß.

Nach Trebbin kam die Reihe der Belagerung an das Schloß Frisack. So stark das Mauerwerk dieses Schlosses war, so getraute sich doch Dietrich von Quitzow nicht,

es zu vertheidigen; er entfloh auf Wegen, die ihm allein bekannt waren, und seine feste Burg gerieth nur um so schneller in die Gewalt der Burggrafen. Nach Plauen geführt, brachte die „faule Grete" auf die vierzehn Schuhe dicke Mauer des Schlosses dieselbe Wirkung, wie in Frisack, hervor, und ehe noch das Mindeste entschieden war, entwischte Hans von Quitzow in der Gesellschaft seines jüngeren Bruders Henning, der seit kurzer Zeit aus Paris zurückgekommen war, wo man in diesen Zeiten Theologie studirte, wenn man auf einträgliche Pfründen Anspruch machte. Die Belagerung des Schlosses zu Plauen hatte kaum ihren Anfang genommen, als Wichard von Rochow dem Kurfürsten Rudolph von Sachsen sein Schloß zu Golnow übergab, ohne sich noch mehr auszubedingen, als den freien Abzug. Er begab sich nach Potsdam, das ihm für 400 Schock böhmische Groschen verpfändet war, und machte seinen Frieden mit dem Burggrafen, der ihm auf die Verwendung des Abts von Lenin zwar Golnow (eine Herrschaft, zu welcher in dieser Zeit 20 Dörfer gehörten) zurückgab, doch mit der Bedingung, daß er auf den Pfandschilling, für welchen er Potsdam inne hatte, Verzicht leistete, und außerdem noch 600 Schock Groschen böhmischer Währung als Strafe erlegte. Als auch Plauen gefallen war, blieb noch Büten übrig, wo Goswin von Brederlow sein Wesen trieb. Gewarnt durch das Schicksal der Quitzow, hielt dieser Edelmann es nicht für rathsam, sich gleicher Gefahr auszusetzen. Er übergab also freiwillig seine Burg. Diesem Beispiele folgten viele Andere. Ueberhaupt soll der Burggraf, während des Jahres 1413, in vier und zwanzig festen Burgen sämmtliche landesherrliche

Domänen wiedererobert haben. In einem gesellschaftlichen Zustande, der seinen Charakter in der Unfreiheit hatte, war dies durchaus nothwendig, wofern die fürstliche Autorität nicht für immer verloren seyn sollte; und wenn man im neunzehnten Jahrhundert über den Werth der Domänen anders urtheilt, so läßt sich davon kein besserer Grund angeben, als daß sich die Reichthümer im Verlauf der Zeit mehr vertheilt haben, und daß das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit zugleich mannichfaltiger und größer geworden ist: ein Umstand, der vorzüglich dahin gewirkt hat, daß an die Stelle einer Produkten-Wirthschaft die Geldwirthschaft hat treten können.

Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß der Burggraf Friedrich in diesem seinen Unternehmen sich des Beistandes aller benachbarten Fürsten zu erfreuen hatte. Des Kurfürsten Rudolph des Dritten von Sachsen haben wir bereits gedacht. Außer diesem leisteten Hülfe: der Herzog Waerzlaw von Pommern Wolgast, der Erzbischof Günther zu Magdeburg, die Herzöge zu Mecklenburg Schwerin und die Fürsten zu Wenden. Alle diese Nachbarn waren, wie es scheint, dabei betheiligt, daß die fast neunzigjährige Anarchie der Mark, während welcher einzelne von ihnen nur allzu viel gelitten hatten, endlich zum Stillstand gebracht wurde, und einer besseren Ordnung der Dinge Raum gab. Macht man sich einen deutlichen Begriff von diesem Kriege wider die märkischen Rebellen: so entdeckt man leicht, daß der Beistand der Bundesfürsten sich darauf beschränkte, die Widerspänstigen in ihre feste Burgen zurückzudrängen, Ohne die faule Grete würde nichts Wesentliches geleistet worden seyn; denn die festen Burgen waren

versehen mit allem, was dem Widerstande Dauer geben, und folglich den Angriff ermüden konnte. Der ersten, in Deutschland gebrauchten Kanone ist demnach das Uebergewicht zuzuschreiben, das, von der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an, die fürstliche Autorität über die Aristokratie der größeren Gutsbesitzer nach und nach gewann. Wäre jene noch vorhanden, so würde sie von allen Denkmälern der Vergangenheit bei weitem das werthvollste seyn, nämlich als dasjenige Werkzeug, wodurch zuerst ein fester Grund zur gesellschaftlichen Ordnung und zu der höheren Entwickelung gelegt worden ist, wodurch sich die letzten Jahrhunderte vor allen früheren ausgezeichnet haben. Daß die Rebellen dem Schrecken wichen, den die „faule Grete" ihnen einflößte, darf ihnen schwerlich als Feigheit angerechnet werden. Der menschliche Muth unterscheidet sich unter allen Umständen von dem bloß thierischen dadurch, daß er sich mit einer Beurtheilung der bevorstehenden Gefahr verbindet. Fällt bei dieser Beurtheilung jedes Verhältniß der persönlichen Kraft zu dem Gefahr drohenden Gegenstande in sich selbst zusammen: so ist nichts natürlicher, als daß selbst der erprobteste Muth sich in Furcht auflöset, weil der menschliche Muth in sich selbst nichts weiter ist, als eine, in wiederholten Versuchen und gemachten Erfahrungen allmählig überwundene Furcht. Was also den märkischen Rebellen dieser Zeit begegnete, das begegnete ihnen nach natürlichen, in der menschlichen Organisation selbst eingeschlossenen Gesetzen, ohne daß man ihnen deßhalb irgend einen Vorwurf zu machen berechtigt ist. Unter gleichen Bedingungen, d. h. beim ersten Eintritt einer neuen Erfindung von gleicher Furchtbar-

keit, würde sich dieselbe Erscheinung unfehlbar wieder-holen.

Als die Rebellion gedämpft und die landesherrlichen Domänen wiedererobert waren, übertrug der Burggraf, mit Zurücklassung der faulen Grete, seine Autorität einem Manne, in dessen Ergebenheit und Verstand er das größte Vertrauen setzte. Dies war Johann von Bieberstein, den er zu seinem Vice-Statthalter ernannte. Er selbst ging im Jahre 1414 nach den fränkischen Fürstenthümern zurück, um sich vorzubereiten zur Theilnahme an der großen europäischen Begebenheit, welche um diese im Werke war, d. h. an dem Konzilium zu Kostnitz, das dem kirchlichen Schisma ein Ende machen sollte. Man macht sich eine falsche Vorstellung von Friedrich dem Sechsten, wenn man an ihm nichts weiter in Anschlag bringt, als den Burggrafen von Nürnberg, den Fürsten von Anspach, d. h. des fränkischen Fürstenthums unterhalb des Gebirges, und den Statthalter des Kaisers Sigismund in der Mark. Wie viel er auch dieser staatsbürgerlichen Grundlage verdanken mochte: was kein äußeres Verhältniß ihm geben konnte, war sein Genie, seine genaue Kenntniß der Menschen und der Dinge, seine vollendete Klugheit, mit einem Worte seine ganze Persönlichkeit. Durch diese war er der ausgezeichnetste Fürst im ganzen deutschen Reiche, und wenn Sigismund in ihm seinen ersten Bankier hatte (was an und für sich einen hohen Grad von Abhängigkeit in sich schloß), so bedurfte er seiner noch weit mehr, als eines zuverlässigen Rathgebers in der großen Angelegenheit, deren Gegenstand der allgemeine innere Friede Europa's war. Ohne von Friedrich dem Sechsten begleitet zu seyn, konnte also

Sigismund auf dem Konzilium zu Kostnitz nicht ohne Nachtheil erscheinen; und weiter unten werden wir sehen, in welchem Akte sich das spätere Verhältniß der Könige von Preußen zu den deutschen Kaisern aus dem Hause Oesterreich zuerst darstellte.

Indem wir in diesen Untersuchungen des Konziliums zu Kostnitz mit einiger Ausführlichkeit gedenken, bitten wir den Leser, uns den Vorwurf zu ersparen, daß wir Fremdartiges einmischen. Was in dem Zeitraum vom 1. Nov. 1414 bis zum 22. April 1418 (so lange dauerte das Konzilium) geschah, ist so weit entfernt etwas Vereinzeltes zu seyn, daß man behaupten kann, nichts habe auf den gesellschaftlichen Zustand der Kurmark Brandenburg noch stärker zurückgewirkt, als der Ausgang jenes großen Kongresses, auf welchem die weltliche Macht der geistlichen behülflich werden sollte, zum Frieden mit sich selbst zurückzukehren. Zu Kostnitz wurde der Grund zu jener Reformation des sechzehnten Jahrhunderts gelegt, die, indem sie das Verhältniß der Kirche zum Staate in jeder Beziehung abänderte, den Fürsten des Hauses Brandenburg ganz neue Richtungen gab: Richtungen, die seitdem nie verlassen worden sind.

Da in der Geschichte des menschlichen Geschlechts nichts anziehender ist, als die Kenntniß der Uebergänge von der einen Erscheinung zur andern: so sehen wir uns sogar genöthigt, bis auf die Entstehung des Konziliums zu Pisa zurückzugehen, um den ersten Keim der Verwandlung aufzufinden, welchen die europäische Welt seit dem Anfange des 15. Jahrh. erfahren hat.

Bonifaz der Neunte starb den 1. Oktober 1404, wie

man behauptet hat, auf den, ihm von dem Gesandten Benedikts des Dreizehnten gemachten Vorwurf, daß er ein Simonist sei. Was durch diesen unerwarteten Todesfall für die Wiederherstellung des Kirchenfriedens gewonnen war, ging durch den Eigennutz der römischen Kardinäle wieder verloren. Vielleicht, daß ihre Verhältnisse zu dem römischen Volke ihnen keine andere Wahl ließen, als den heil. Stuhl ohne Zeitverlust wieder zu besetzen: wie es sich aber auch damit verhalten mochte, nach sehr kurzer Zeit hatte Bonifazius in dem Kardinal-Priester des heil. Kreuzes zu Jerusalem Cosmas Migliovati, einen Nachfolger erhalten, der sich nach seiner Thronbesteigung Innozenz der Siebente nennen ließ. Zwar hatte er sich vor seiner Erwählung der Bedingung unterworfen, daß er seine Würde niederlegen wolle, wenn die Wiederherstellung des Friedens der Kirche ein solches Opfer heische; allein, da die Beurtheilung der Nothwendigkeit dieses Opfers dem Papste selbst anheim gestellt war, folglich das darzubringende Opfer von seinem Entschlusse abhing, so konnte die Bedingung eben nicht ernstlich gemeint seyn. Auch zeigte sich sehr bald, daß der neue Papst über diesen Punkt nicht anders gesinnt war, als seine Vorgänger. Das einzige Mittel zur Hebung des lästigen Schisma schien ihm ein Konzilium im Lateran zu seyn; zum wenigsten war von einem solchen nichts Wesentliches zu befürchten. Er schrieb also ein solches Konzilium aus. Doch ehe sich in den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, die er zu diesem Endzweck nach Rom entbot, irgend einen Entschluß entwickeln konnte, sah sich der Papst selbst aus Rom vertrieben. Zwei Jahre verweilte er mit seinen Kardinälen in Viterbo, und wäh-

rend dieses Zeitraums wurde der Gedanke eines laterani-
schen Konziliums zu einem Traum. Als hierauf die Aus-
söhnung mit den Römern erfolgt war, traten Neckereien
mit Benedikt dem Dreizehnten ein. Dieser Gegenpapst be-
gab sich nämlich nach Genua, von wo aus er seinen Ne-
benbuler um sicheres Geleite für Abgeordnete ersuchen ließ,
die wegen eines zu treffenden Vergleichs mit ihm unter-
handeln sollten. Innozenz, jetzt wieder sicher, schlug dies
Geleite mit der Bemerkung ab: „er zweifle, ob ein recht-
mäßiger Papst sich mit gutem Gewissen in einen Traktat
einlassen könne, der von einem Gegenpapst und Usurpator
gesucht werde." Von jetzt an verklagten sich beide Päpste
vor dem Richterstuhl Europa's: Benedikt stellte Innozenz
den Siebenten als einen Hinterlistigen dar, der, uneinge-
denk des vor seiner Erwählung abgelegten Eides, die Fort-
dauer der Spaltung wünsche; dieser beschuldigte jenen der
Falschheit und Arglist, und sagte von ihm, daß er die
ganze Unterhandlung nur angefangen habe, die Christen-
welt zu täuschen. Eine in Genua ausgebrochene Pest trieb
den scheinbar friedlich gesinnten Papst nach der Provenze
zurück. Innozenz gerieth in neue Händel mit dem Könige
von Neapel; zog dabei aber nicht den Kürzeren. Inzwi-
schen hatte Benedikt, durch seine, wenn gleich nur schein-
bare Nachgiebigkeit den französischen Hochmuth beleidigt;
und indem die Universität zu Toulouse sich zuerst wider
eine Cession erklärte, mit welcher man bis dahin vollkom-
men zufrieden gewesen war, entwickelte sich, bei einer fort-
dauernden Bearbeitung desselben Gegenstandes, in Frank-
reich zuerst, die Idee eines allgemeinen Konziliums zur
Umbildung der Kirche in Haupt und Gliedern. Karl der

Sechste sah sich aufgefordert, ein solches Konzilium zu veranstalten; und somit war der erste Antrieb zu einer Umwälzung gegeben, durch welche man sich von einem vorhandenen Uebel befreien wollte, das man weder nach seinem Umfange noch nach den Mitteln kannte, die davon allein befreien konnten.

Ehe das aufsteigende Gewitter zur Entwickelung gedieh, starb Innozenz der Siebente. Sein Nachfolger, Gregor der Zwölfte, glaubte es dadurch beschwören zu können, daß er die Verbindlichkeit übernahm, sich mit seinem Nebenbuhler zu vergleichen. Als ein Mann, der hoch in den Siebzigen stand, würde er Wort gehalten haben, wenn seine Nepoten ihm nicht unablässig zugeflüstert hätten, daß es besser sei, zur Hälfte Papst zu bleiben, als gar nicht. Inzwischen hatte Gregor der Zwölfte nicht umhin gekonnt, Benedikt den Dreizehnten von seiner Erhebung und von seinem Eide zu benachrichtigen. Dieser, seiner alten Politik getreu, that, als ob für ihn nichts erfreulicher sei, als Zusammenkuuft und Einigung. Savona wurde von ihm in Vorschlag gebracht, als der bequemste Ort zu einer Unterredung, die mit einem Vergleich endigen sollte. Kaum aber waren die Sachen so weit gediehen, als Gregor bereuete. Er widerstand den Mahnungen seiner Kardinäle, und zögerte noch immer, als Benedikt bereits auf der genuesischen Küste angelangt war. Neue Unruhen in Rom, die vielleicht das Werk der Kardinäle waren, hatten allein die Kraft, ihn erst nach Viterbo, und von da nach Siena zu versetzen. Je näher indeß die beiden Päpste aneinander gebracht wurden, desto mehr fürchteten sie sich vor einander, gleich zwei Gauklern, von welchen jeder durch den

andern übertroffen zu werden ahnet. Gregor besonders wollte lieber in seine alte Lage zurücktreten, als es auf einen Kampf ankommen lassen. Da dies nicht thunlich war, so droheten die Kardinäle, ihn im Stich zu lassen, wenn er sich nicht nach Savona begäbe. Unter diesen Umständen verschlimmerte sich die Lage des Papstes nicht wenig durch das, vor seiner Erwählung gegebene Versprechen, nicht eher neue Kardinäle ernennen zu wollen, als bis der Vergleich geschlossen sei. Gedrängt durch die Erklärung seiner ersten Rathgeber, ernannte er für den Nothfall, den er kommen sah, vier neue Kardinäle, ehe irgend ein Schritt zur Einigung mit Benedikt geschehen war; die alten Kardinäle aber wollten bei der Promotion nicht zugegen seyn, um nicht eines Eidbruchs theilhaftig zu werden. Zerfallen mit dem Papste, dachten sie nur auf Mittel, sich von ihm zu trennen. Gregor seinerseits verbot ihnen, bei Strafe des Verlustes ihrer Würde, sich ohne seine Erlaubniß von Lucca (wo er sich gerade aufhielt) zu entfernen. Wie hätte ein solcher Befehl jetzt noch geachtet werden mögen! Der Kardinal Aegidius, ein Mann von unbescholtenem Charakter, machte den Anfang. Ihm folgten die übrigen Kardinäle, die neu ernannten ausgenommen, nach Pisa; und zerrissen war von diesem Augenblick an das Band, woran die Autorität des Papstes hing.

Angelangt in Pisa, rechtfertigten die Kardinäle ihr Verfahren durch ein Manifest, das sie nach allen Gegenden hin verbreiteten. Sie appellirten zugleich von Gregor, dem Statthalter Christi auf Erden, an Christus selbst und an ein allgemeines Konzilium, von welchem sie eingestanden,

daß

daß es die Handlungen der Päpste billigen und verwerfen könne. In dem Schreiben womit sie jenes Manifest und diese Appellation begleiteten, machten sie kein Geheimniß daraus, daß beide Päpste, gleich abgeneigt von einem Vergleiche, täglich neue Ausflüchte ersonnen, um die Welt zu täuschen, und dem einzigen Mittel, wodurch die Kirche aus ihrer unglücklichen Lage gebracht werden könne, neue Hindernisse in den Weg zu legen. Dabei ermahnten sie die weltlichen Fürsten sowohl als die Prälaten der Kirche, sich dem Gehorsam Gregors und Benedikts mit gleicher Entschlossenheit zu entziehen, und bis zum Zusammentritt des allgemeinen Konziliums gegen die Bullen und Verordnungen zu protestiren, welche von dem einen oder von dem andern ausgehen könnten.

Es giebt Lagen, worin dem ärgsten Schlaukopfe nichts anderes übrig bleibt, als aufrichtig und ehrlich zu seyn, und gerade in einer solchen Lage befanden sich die abtrünnigen Kardinäle. Unstreitig glaubten diese Verwegenen, daß sie, auch wenn sie den Laienstand zu Hülfe riefen, das Heft in ihren Händen behalten würden. Hierin mußten sie sich freilich um so nothwendiger verrechnen, da alles, was seit einem Jahrhundert, d. h. seit der Verlegung des heil. Stuhls nach Avignon, mit dem Papstthum vorgegangen war, von dem gesellschaftlichen Bedürfniß nach einer besseren Lehre herrührte. Die beiden Päpste thaten inzwischen das Ihrige, die Verwirrung zu vermehren. Benedikt, der sich in Frankreich nicht für gesichert hielt, ging nach Perpignan, wohin er ein Konzilium ausschrieb; Gregor, ein geborner Venetianer, begab sich, auf Karl Malatesta's Einladung, von Lucca nach Rimini, und wählte

daselbst Udine, eine in dem Kirchsprengel von Aquileja gelegene Stadt, zum Versammlungsort eines Konziliums.

Also drei Konzilien zur Aufhebung des Schisma! In Wahrheit, das sicherste Mittel den Schaden unheilbar zu machen! Das meiste Vertrauen fanden die in Pisa versammelten Kardinäle schon deßhalb, weil sie die Opposition bildeten. Ursprünglich sieben an der Zahl, sahen sie sich bald durch die Kardinäle Benedikts des Dreizehnten verstärkt, welche mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Betrachtet man die Päpste als Monarchen und die Kardinäle als Minister oder erste Räthe: so hatte die europäische Welt im Jahre 1409 das seltsame Schauspiel, daß Diener ihre Gebieter vor die Schranken forderten, um über sie zu richten. Was gegenwärtig ganz unmöglich seyn würde, das hatte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts seinen Grund in der Ueberlegenheit der Aristokratie, die in der Kirche nicht geringer war, als im Staate.

Das Konzilium zu Pisa wurde den 25. März 1409 in der Kathedral-Kirche dieser Stadt eröffnet. Anfangs eben nicht zahlreich, gewann es nach und nach einen Glanz, auf welchen wenige gerechnet haben mochten. Gleich nach den ersten Sitzungen waren nicht weniger als 20 Kardinäle, 180 Erzbischöfe und Bischöfe, 300 Aebte, 282 Doktoren der Gottesgelahrtheit, die drei lateinischen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem und die Gesandten der Könige von Frankreich, England, Sizilien und sehr vieler anderer Fürsten gegenwärtig. Eine feierliche Messe, von einem der ältesten Kardinäle gehalten, diente als Weihe, und unmittelbar darauf entwickelte einer von den Doktoren der Theologie den Gegenstand der Be-

rathschlagung in einer Rede, worin er die Zerrüttung der Kirche und die Mittel, diesem trostlosen Zustande abzuhelfen, mit Beredtsamkeit schilderte. Sofern es darauf ankam ein befriedigendes Ergebniß zu gewinnen, war freilich die Größe der Versammlung und die mit derselben nothwendig verbundene Mannichfaltigkeit der Ansichten das stärkste Hinderniß; außerdem aber saßen hier Männer zu Gericht, die in der Sache, worüber geurtheilt werden sollte, nur allzu sehr verstrickt waren. Da der Aufhebung des Schisma, welche den Hauptgegenstand bildete, gewisse Prozeduren vorangehen mußten, wenn sie mit Feierlichkeit vollzogen werden sollte: so begaben sich in der nächsten Sitzung zwei Kardinäle, begleitet von einem Erzbischof, einem Bischof und einem Advokaten des Konziliums, auf Befehl der Versammlung, an die Kirchthüre, und forderten daselbst, mit lauter Stimme, Peter von Luna und Angelius Corarius (die Päpste Benedikt und Gregor) auf, sich vor das Konzilium zu stellen. Dieselbe Mahnung erging zu gleicher Zeit an die zurückgebliebenen Kardinäle. Sobald nun über den Erfolg dieser formellen Ladung Bericht erstattet war, wurde beschlossen, daß das Konzilium wider die Prätendenten der päpstlichen Würde und wider die ihnen anhangenden Kardinäle, als wider Solche verfahren solle, die sich hartnäckig weigerten, auf die an sie ergangene Vorforderung zu erscheinen. So geschah es wirklich einige Tage darauf, indem das Urtheil des Konziliums erst laut verlesen und dann von dem Kardinal von Poitiers und von dem Bischof von Palestrina an die Kirchthüre angeschlagen wurde. Die von König Ruperts Gesandten aufgeworfene Frage: ob Kardinäle dem Papste den Gehorsam aufkündigen, ein

allgemeines Konzilium veranstalten, und den Papst vor dasselbe fordern könnten? beantwortete das Konzilium, nach Vertreibung der Gesandten, dahin, daß das Kollegium der Kardinäle in der bedenklichen Lage, worin die Kirche sich gegenwärtig befinde, allerdings das Recht habe, ein allgemeines Konzilium zusammen zu berufen; daß ein allgemeines Konzilium die Kirche selbst sei, und folglich ein gültiges Urtheil abfassen könne; daß die Zahl der versammelten Prälaten hinreiche, ein allgemeines Konzilium zu bilden, und daß die beiden Prätendenten hinlänglich wären vorgefordert worden. Und hierdurch war ein Grundsatz ausgesprochen, der das ganze Kirchenthum in seiner doppelten Grundlage (der Lehre und der Hierarchie) erschütterte: ein Grundsatz, welcher mit dem der Volks-Suveränetät der neueren Zeit die größte Aehnlichkeit hatte, indem er die Unumschränktheit des Oberhaupts der Kirche geradesweges vernichtete. Nur eine förmliche Absetzung der beiden Päpste konnte die letzte Wirkung desselben seyn.

Der Antrag dazu wurde in der nächsten Sitzung — es war die siebente — von dem Advokaten des Konziliums gemacht, der, nach einem Bericht von dem ersten Ursprung der Spaltung bis auf den damaligen Tag, die Versammlung ersuchte, beide Prätendenten wegen gleicher Schuld abzusetzen, ihren Anhängern aber alle Aemter und Pfründen zu entziehen. Den Advokaten des Konziliums unterstützte der Bischof von Salisbury durch eine feurige Rede, worin er die Absetzung der beiden angeklagten Päpste, die Vollendung eines eben so großen als nothwendigen Werkes nannte. Es wurden nun noch Zeugen vernommen, um die von dem Advokaten des Konziliums wider beide

Kompetenten angeführten Thatsachen zu beglaubigen; und als dies geschehen war, bewies ein französischer Doktor der Gottesgelahrtheit, Namens Peter Plaon, noch einmal die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen die angeblich Ueberführten aus der unbezweifelten Superiorität der Kirche oder eines allgemeinen Konziliums über den Papst. Und so erfolgte denn in der funfzehnten Sitzung (5. Juni 1409) die Absetzung der beiden nebenbulenden Päpste durch ein Endurtheil, welches der Patriarch von Alexandrien, unter dem Beistande der Patriarchen von Antiochien und Jerusalem, verlas.

Es läßt sich behaupten, daß das, was hierdurch geschah, nothwendig geworden war: die Einheit der Kirche konnte schwerlich durch irgend ein anderes Mittel wieder hergestellt werden, als durch die Absetzung zweier Päpste, von welchen jeder seine Rechtmäßigkeit mit gleichem Eigensinn geltend machte, um sich auf seinem Standpunkte zu behaupten. Indeß war dadurch doch nur wenig geleistet; denn erstlich fehlte es an den Mitteln, die Abgesetzten zur Entsagung zu bewegen, und zweitens, wenn sie nicht zu resigniren fest entschlossen waren, so war das Uebel sogar vermehrt, sofern zu den zwei Nebenbulern ein dritter hinzu kam, der, für wie rechtmäßig er sich auch halten mochte, wiederum nicht die Mittel hatte, seine Bestimmung als Repräsentant der kirchlichen Einheit zu erfüllen.

Was mehrere einsichtsvolle Männer vorhergesagt hatten, erfolgte wirklich nach der Wahl Alexanders des Fünften, bisherigen Erzbischofs von Mailand; und es erfolgte um so nothwendiger, weil das Konzilium, ehe es zu dieser Wahl schritt, auf den Vorschlag des Erzbischofs von

Pisa feststellte: „daß der zu Erwählende das Konzilium nicht aufheben und die versammelten Väter nicht eher aus-einander gehen lassen sollte, als bis eine allgemeine Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern zu Stande gebracht seyn würde."

Man ersieht zwar aus dieser Forderung, daß die versammelten Väter zum Theil Männer waren, welche die Begebenheiten, seit der Rückkehr der Päpste von Avignon nach Rom, nicht als etwas betrachteten, das nur von der Persönlichkeit der Päpste herrühre; und diese Ansicht gereicht ihnen unstreitig zur Ehre. Allein was konnten eben diese Männer bei einer „Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern" denken, vorausgesetzt, daß sie die Natur ihrer Wirksamkeit begriffen hatten? Diese Frage verdient noch gegenwärtig beantwortet zu werden; und ihre Aufhellung ist um so nothwendiger, je furchtbarer die Ereignisse dadurch wurden, daß sich gleich Anfangs sehr viel Mißverstand in die Beantwortung der aufgeworfenen Frage mischte.

Das Wesen der römisch-katholischen Kirche war abgeschlossen: 1) in der besonderen Beschaffenheit ihrer Lehren, welche ihren Grundcharakter im Uebernatürlichen hatten; 2) in einer Hierarchie, welche sich von dem Augenblick an ausgebildet hatte, wo aus den römischen Bischöfen nicht bloß unabhängige Fürsten, sondern sogar europäische Universal-Monarchen geworden waren. Lehre und Hierarchie waren für einander da; denn wäre die erste so einfach und begreiflich geblieben, wie sie beides in ihrem Ursprunge war, so würde kein Grund vorhanden gewesen seyn, sie durch eine sorgfältig abgestufte Autorität zu be-

schützen, welche von dem Oberhaupte der Kirche durch allerlei Mittelstufen bis zum Dorfpfarrer reichte, und selbst diesem ein höheres Ansehn sicherte. Große, in allen Zeiten stark empfundene Gebrechen, waren von dieser Ordnung der Dinge freilich unzertrennlich; denn es läßt sich von dem neunten Jahrhundert an (wo das kirchliche System sich zuerst vollständiger entwickelte) kein Zeitraum nennen, in welchem man nicht über den Verfall der Kirche geklagt hätte. Untersucht man jedoch, was es mit diesen, immer von der Geistlichkeit selbst herrührenden Klagen auf sich hatte: so muß man sogleich eingestehen, daß darin sehr viel Mißverstand war. Da man nämlich weder die Lehre noch die Hierarchie anklagen wollte: so konnte, streng genommen, auch gar nicht von einem Verfall des Kirchenthums die Rede seyn, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde nicht, weil der Lehre nichts an Uebernatürlichkeit, der Hierarchie nichts an Autorität abging. Es fehlte unstreitig sehr viel daran, daß die Gesellschaft sich dabei wohl befunden hätte; allein, was ging das Wohl der Gesellschaft einer Kirche an, die keine andere Aufgabe lösen wollte, als alle gesellschaftlichen Verhältnisse nach ihrem privativen Vortheile zu bestimmen? Man könnte zwar sagen: eine dunkle Ahnung von der Nothwendigkeit eines besseren (nicht in übernatürlichen Lehren und einer erdrückenden Hierarchie abgeschlossenen) Kirchenthums habe zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die Mißvergnügten bewogen, auf eine Verbesserung zu dringen; und da das sittliche Ideal im Menschen niemals ausstirbt, so würde man auf dieses zurückkommen müssen, um die Erscheinung in ihrer Totalität zu erklären. Gegen diese Vor-

aussetzung aber streitet der Ausdruck: „Verbesserung in Haupt und Gliedern.“ Was zunächst dabei auffällt, ist, daß der Lehre gar keine Erwähnung geschieht. Diese sollte also bleiben, was sie bisher gewesen war. Auch die Hierarchie sollte unverändert bleiben, und nur in dem Verhältniß des Hauptes zu den Gliedern sollten Abänderungen Statt finden. Sagt dies nun etwas mehr, als daß die kirchliche Beamtenwelt unzufrieden war mit der Behandlung, welche sie von ihrem Chef erfuhr? Die Unumschränktheit des letzteren sollte also vermindert werden, damit jedes Mitglied der Hierarchie in seinem Wirkungskreise das Maß von Freiheit behielte, das Amt und Titel gaben. Zuletzt kam alles darauf an, daß Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte ihren Geldbeutel in ihrer Gewalt behalten, d. h. nicht länger genöthigt seyn wollten, die zu weit getriebenen Forderungen des Papstes zu befriedigen. Diese Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte wollten also zu dem Papste in dasselbe Verhältniß treten, worin die weltlichen Stände zu ihren bezüglichen Landesherren standen, wobei sie freilich ganz übersahen, daß die kirchliche Regierung ein Ding war, das nur so lange fortdauern konnte, als es jede gegenwirkende Kraft von seinem Wesen ausschloß. Wäre man zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts über organische Gesetzgebung vollständiger belehrt gewesen, als man es wirklich war: so würde der Antrag auf eine „Umbildung in Haupt und Gliedern“ gänzlich unterblieben seyn. Dieser Antrag schloß etwas Unmögliches in sich; nur daß die versammelten Väter zu Pisa dies nicht einsahen.

Alexander der Fünfte bestätigte alle Schlüsse des pisanischen Konziliums; und nachdem seine Krönung erfolgt

war, wurde in der letzten Sitzung dieses kirchlichen Kongresses festgesetzt: daß, nach Verlauf von 3 Jahren, und zwar im April 1412, ein anderes allgemeines Konzilium an einem Orte gehalten werden sollte, den man ein Jahr zuvor bezeichnen würde; „auf diesem, so drückte man sich darüber aus, sollte das glücklich angefangene Werk der Reformation an Haupt und Gliedern vollendet werden.“ Während die Erzbischöfe und Bischöfe in ihre Sprengel, die Aebte in ihre Klöster zurückgingen, begab Alexander, von sämmtlichen Kardinälen begleitet, sich nach Pistoja. Er wollte sich von hier nach Rom begeben, wohin er von den Römern selbst eingeladen war; allein geschreckt von der Rolle, welche der König Ladislaus in Neapel spielte, zog er, auf das Zureden des Kardinals Cossa, der sein Vertrauen besaß, eine Niederlassung in Bologna vor. Hier erkrankte er bald nach seiner Ankunft; und als ein Greis, der das 71ste Jahr zurückgelegt hatte, starb er den 10. Mai 1410 nach einer thatenlosen Regierung von etwas mehr als 10 Monaten. Seine beiden Kompetenten überlebten ihn, und die christliche Kirche befand sich mit ihren Gebrechen noch einmal auf demselben Punkt, worauf sie vor dem pisanischen Konzilium gestanden hatte.

Von Alexanders des Fünften Kompetenten hatte sich Gregor der Zwölfte nicht wenig Mühe gegeben, ein Konzilium zu Stande zu bringen; da jedoch die Venetianer nicht auf seiner Seite waren, so hatte ihn weder die Gunst des Königs Rupert, noch die des Königs von Neapel im Mindesten gefruchtet; ja, für seine Sicherheit besorgt, hatte er sich auf den Galeeren des letzteru Königs nach Neapel geflüchtet, um daselbst den Ueberrest seines vorgeschrittenen

Lebens ungestört genießen zu können. Benedikt der Dreizehnte war inzwischen in Perpignan geblieben, wo er, von Aragon, Castilien, Schottland und dem Grafen von Armagnac als rechtmäßiger Papst anerkannt, seiner förmlichen Absetzung zum Trotz, bis zum Jahre 1424 seine oberpriesterliche Rolle fortspielte.

König Rupert starb bald nach Alexander dem Fünften; und da in Deutschland die Parthei der Luxenburger durch die Bemühungen der Burggrafen von Nürnberg die Oberhand gewann, so wurde nach Jobst's von Mähren im Jahre 1411 erfolgtem Hintritt, Sigismund, König von Ungarn, von den Kurfürsten auf den Königsthron erhoben. Die zu Bologna versammelten Kardinäle wählten inzwischen den Kardinal Cossa, Alexanders des Fünften Vertrauten, zu seinem Nachfolger, nicht etwa seiner sittlichen Eigenschaften wegen, sondern weil er reich war und sich auf dem Konzilium zu Pisa durch seinen Oppositionsgeist ausgezeichnet hatte: ein Umstand, der den Kardinälen die Hoffnung einflößte, er werde das angefangene Werk der Kirchenverbesserung in Haupt und Gliedern zu Stande bringen helfen. Cossa nahm nach seiner Erhebung die Benennung Johann der Dreiundzwanzigste an, und um sich überall in Gunst zu setzen, bestätigte er die Verordnungen Alexanders des Fünften und des Konziliums zu Pisa. Dies würde unstreitig nicht ohne Erfolg geblieben seyn, hätte er sich nicht zugleich genöthigt gesehen, die Geldhülfe der christlichen Königreiche in Anspruch zu nehmen.

Bei den Franzosen die meiste Bereitwilligkeit voraussetzend, weil er, in dem Streite des Königs Ladislaus

mit dem Herzoge Ludwig von Anjou, auf die Seite des letztern getreten war, verlangte er den Zehend von allen geistlichen Pfründen, die Einkünfte aller erledigten Kirchenämter, und die Verlassenschaft der verstorbenen Geistlichen; und zwar eben so sehr nach kanonischen, als nach bürgerlichen Rechten. Diese Forderung nun war es, was die Franzosen beleidigte. Mit dem Parlemente der Hauptstadt machte die Pariser Universität gemeinschaftliche Sache zur Zurechtweisung des Papstes, der sich zuletzt gefallen lassen mußte, das als eine Unterstützung aus freier Bewegung (donum charitativum) anzunehmen, was er unter den unbedingtesten Rechtstiteln gefordert hatte. Die Händel, in welche der neue Papst mit dem König von Neapel verwickelt wurde, trugen zur Verminderung seines Ansehns nicht wenig dadurch bei, daß Johann seinen über diesen König ausgesprochenen Bannfluch zurücknahm, sobald Ladislaus mit einem zahlreichen Heere vor Rom erschien, um das Oberhaupt der Kirche zur Rechenschaft zu ziehen. Aus dem Konzilium, welches Johann nach Rom ausschrieb, wurde nichts, weil seine Autorität nicht stark genug war, die Prälaten entfernter Reiche zu einer so weiten Reise zu bestimmen. Das Einzige, was dieser Papst zu Stande brachte, war die Verbrennung der Schriften Wiklefs, als ketzerischer Werke, die von dem wahren Glauben entfernten; womit denn, wie sich ganz von selbst versteht, der Bann für alle diejenigen verbunden war, welche diese Schriften in einer anderen Absicht lesen würden, als sie zu widerlegen. Man hat sehr oft den großen Verstand der Päpste gerühmt; allein dagegen läßt sich viel einwenden. Johann z. B. ahnete schwerlich, wie sehr er

in seinem Verfahren gegen Wicklefs Schriften seine Schwäche zur Schau trug. Ist es denn nicht unter allen Umständen ein böses Zeichen, wenn die Macht des bloßen Gedankens gefürchtet wird? Was bahnt der Wahrheit mehr den Weg, als diese Furcht? Je tyrannischer sie zu Werke geht, desto breiter wird die Straße, auf welcher die Opposition ihre Triumphe aufführt. Was den Glauben erzwingen soll, dient immer nur zur Verstärkung des Unglaubens, und eine öffentliche Lehre, welche den Beweis von sich ausschließt, kann nur so lange auf Bestand rechnen, als der menschliche Verstand noch nicht dahin gelangt ist, das erste Kriterion der Wahrheit — die Erweisbarkeit — zu erkennen.

Neue Händel mit dem Könige Ladislaus hatten für Johann den Dreiundzwanzigsten die Folgen, daß er in der Nacht vom 7 bis 8 Juni 1413 Rom verlassen mußte, um sich nach Bologna zu begeben. Wollte er nach Rom zurückkehren, so konnte dies nur mit Hülfe auswärtiger Fürsten geschehen. Allein wie sehr hatte sich seit dem 11. und 12. Jahrhundert Alles verändert! Die Gesinnung war nicht mehr dieselbe, weil der Gesichtskreis sich erweitert hatte. Die Fürsten für sich zu gewinnen, gab es für Johann dem Dreiundzwanzigsten kein anderes Mittel, als das Verderben der Kirche einzugestehen, und zur Bildung jenes Konziliums aufzufordern, das zu Pisa verheißen war. Dabei fühlte dieser Papst das Mißliche seiner Lage so sehr, daß er dem Könige Sigismund die Wahl des Ortes überließ, an welchem das Konzilium sich versammeln sollte. Die Gesandten, welche er an den König der Deutschen (diesen Titel führte Sigismund, weil sein Bruder Wenzel

noch lebte) schickte, fanden gute Aufnahme; und da sie weder um Geld, noch um Truppen baten, so war Sigismund auf der Stelle bereit, die Wünsche des Papstes zu erfüllen. Als der bequemste Ort zur Abhaltung des Konziliums wurde Kostnitz von ihm bezeichnet, und den Anfang dieses europäischen Kongresses setzte der König auf den Tag Aller Heiligen, d. h. auf den 1. Novbr. des Jahres 1414. Allerdings war kein bequemerer Ort auszumitteln; denn Kostnitz bildete den Mittelpunkt für alle die Völker, deren Stellvertreter dem Konzilium beiwohnen sollten. Dennoch wandelte dem Papst eine geheime Furcht an, als seine Gesandten ihn von der Anordnung des Königs der Deutschen unterrichteten; denn außerdem, daß er wohl einsah, der König habe auf die Bequemlichkeit des Oberhaupts der Kirche dabei keine Rücksicht genommen, begriff er auf der Stelle, daß er zu Kostnitz in der Gewalt Sigismund seyn und sich die Beschlüsse des Konziliums ohne Widerrede werde gefallen lassen müssen. Die Reue kam jedoch zu spät; und eine Unterredung, die er noch vor Ende des Jahres 1413 mit dem Könige zu Piacenza hatte, veränderte die einmal getroffene Anordnung nicht, weil die königlichen Ausschreiben bereits ergangen waren. Der Papst lud nun auch von seiner Seite alle Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte zu dem Konzilium ein, auf welchem, wie er sich ausdrückte, die zu Pisa unterbliebene Kirchenverbesserung zu Stande gebracht werden sollte. Unstreitig dachte er dabei an nichts weiter, als an die Wiederherstellung der Einheit; unstreitig schmeichelte er sich sogar mit der angenehmen Erwartung, daß man die Rechtmäßigkeit seiner Wahl gar nicht in Zweifel

ziehen würde: beides konnte jedoch nur allzu leicht gegen seine Wünsche ausschlagen, da große Versammlungen in der Regel zu Ereignissen führen, auf welche Niemand gerechnet hat.

So wurde das Konzilium herbeigeführt, welchem beizuwohnen der Burggraf von Nürnberg, Friedrich der Sechste, die Mark verließ, nachdem er so eben die rebellischen Edelleute derselben zum Gehorsam zurückgeführt und die Ausstattung des Fürstenthums zurückerobert hatte; weder in seiner Eigenschaft als Reichsfürst, noch als erster und vorzüglichster Rathgeber Sigismunds durfte er auf diesem Kongresse fehlen, dessen Endzweck kein anderer war, als den europäischen Frieden durch Beilegung eines kirchlichen Schisma, das seit mehr als 30 Jahren dauerte, zurückzuführen. Wie der Burggraf in die Begebenheiten eingriff wird sich sogleich zeigen.

Unter den drei nebenbuhlenden Päpsten war keiner, der nicht begriffen hätte, daß das Papstthum mit dem Schisma nicht fortdauern konnte; zugleich aber begriff keiner von ihnen, warum gerade Er das Opfer der Einheit werden, d. h. seinen Nebenbuhlern das Feld räumen sollte. Es hatten sich zwischen Benedikt dem Dreizehnten, Gregor dem Zwölften und Johann dem Dreiundzwanzigsten solche persönliche Verhältnisse gebildet, daß alles, was die päpstliche Würde von jedem Einzelnen forderte, darin aufging; und wenn man die Gesinnung dieser drei Päpste am schicklichsten durch Verbissenheit bezeichnet: so ist an dieser Gesinnung nichts weiter zu tadeln, als daß sie in Personen vorwaltete, die sich zugleich Statthalter Gottes auf Erden und Knechte von Knechten zu nennen gewohnt waren.

Die meiste Aussicht, in dem bevorstehenden Kampfe obzusiegen, hatte Johann der Dreiundzwanzigste in der Stütze, die er in dem Kaiser Sigismund erworben zu haben glaubte. Wiederum vertraute er dieser Stütze nicht in einem so hohen Grade, daß er sich, auf den Fall fehlgeschlagener Erwartung, nicht schon vorläufig nach einer andern hätte umsehen sollen. Vor allen übrigen Fürsten suchte er den Herzog Friedrich von Oesterreich und den Markgrafen von Baden für sich zu gewinnen, weil ihre Staaten ihm allein eine sichere Zuflucht gewähren konnten; und was er zu erhalten wünschte, erwarb er durch Bestechung. Ehe er nach Kostnitz ging, trat er auch in Unterhandlung mit der Obrigkeit dieses Orts; und erst nachdem sie sich eidlich verpflichtet hatte, ihn als den einzigen und rechtmäßigen Papst anzuerkennen und seiner Freiheit im Kommen und im Gehen keine Hindernisse in den Weg zu legen, auch seinem Gefolge die gebührenden Vorrechte einzuräumen, begab er sich auf den Weg nach Deutschland und langte den 29. Okt. vor den Thoren von Kostnitz an. Hier empfing man ihn mit der Auszeichnung, welche seinem hohen Range gebührte; die Geistlichkeit und der Magistrat des Orts führten ihn, unter Vortragung der Monstranz, in den für ihn bestimmten Palast. Gleich am folgenden Tage hielt er eine feierliche Messe; als aber zwei Tage darauf die erste Sitzung gehalten werden sollte, bemerkte man sogleich, daß, in der Abwesenheit des Kaisers und so vieler Prälaten, alle Beschlüsse vergeblich seyn würden, und die natürliche Folge davon war, daß man die zweite Sitzung bis zum 27. Dez. verschob.

Bis dahin füllten sich die Ringmauern von Kostnitz

mit den Abgeordneten aller europäischen Völker, die spanischen allein ausgenommen, weil dieses Land in der Obedienz Benedikts des Dreizehnten beharren wollte. Am zahlreichsten waren die italiänischen Prälaten, weil Italien in jedem Flecken einen Bischof, in jeder nur einigermaßen erheblichen Stadt einen Erzbischof hat. Der Kaiser langte von Aachen, wo er sich die silberne Krone hatte aufsetzen lassen, am Abend vor Weihnachten an. Ihn begleiteten, außer seiner Gemalin und der Königin von Bosnien, der Herzog von Sachsen und der Burggraf von Nürnberg. Er kam zu Schiffe; und da er kurz vor Mitternacht zu Kostnitz landete, so eilte er vom Ufer in die Kathedral-Kirche, wo der Papst gerade die Christ-Messe las, um seinen Antheil an dieser Feierlichkeit zu haben. Nach einem dem Kaiser zustehenden Vorrecht, dessen Ursprung zwar sehr ungewiß ist, von welchem jedoch Karl der Vierte auf dem Reichstage zu Metz im Jahre 1356 Gebrauch gemacht hatte, sang Sigismund in der Kleidung eines Diakonus das Evangelium, und begab sich hierauf in die für ihn bestimmte Wohnung *). Als Alle, welche den Prozeß der nebenbuhlenden Päpste entscheiden und das Kirchenthum in Haupt und Gliedern verbessern sollten, versammelt waren, zählte man, außer dem Papst und dem Kaiser, ungefähr 30 Kardinäle, 3 bis 4 Patriarchen, 20 Erzbischöfe,

*) Zur Erklärung dieses Phänomens muß bemerkt werden, daß Fürsten in der Würdigung der Priester dieser Zeit nur zur Hälfte Laien waren; und da die andere Hälfte dem Priesterstande angehörte, so konnten regierende Herrn, vorzüglich wenn sie gesalbt waren, priesterliche Handlungen bis zu einer gewissen Gränze verrichten.

bischöfe, 150 Bischöfe, 100 Aebte, 150 andere Prälaten, als Prioren und Generale von Mönchsorden, über 200 Doktoren der Gottesgelahrtheit und des kanonischen Rechts, vier Kurfürsten (die von der Pfalz, von Mainz, von Sachsen und von Brandenburg), 19 Herzoge, 83 Grafen eine Unzahl von Rittern und eine andere Unzahl von Standespersonen, als Abgesandte weltlicher Regenten und Abgeordnete von Städten, Kapiteln und Korporationen. Blondus giebt die Zahl der in Kostnitz versammelten Fremden auf nicht weniger als 40,000 Personen an; und nach Antoninus von Florenz war die Zahl der Pferde 30,000. Das Futter wurde in kurzer Zeit so theuer, daß Polizei-Verordnungen nöthig waren, wodurch die Zahl der Pferde nach dem Range der einzelnen Theilnehmer bestimmt wurde. Bei diesem Zusammenstrom aller Reichthümer wird man nicht strenge Sitten, Enthaltsamkeit und was sonst als Tugend empfehlen zu werden pflegt, erwarten. Damit jedoch ein wenig bestimmter hervorgehe, auf welcher Stufe des äußeren Anstandes man zu Anfange des 15. Jahrhunderts stand, wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß während des Konziliums, nicht weniger als 1500 liederliche Dirnen in Kostnitz einwanderten, von welchen eine der schönsten 800 Goldgulden gewann, und daß ein Bürger seine Ehehälfte dem Kanzler des Kaisers für 300 Dukaten vermiethete. Notizen dieser Art haben wenigstens das Gute, daß sie den Glauben an die höhere Tugendlichkeit früherer Zeiten vermindern: einen Wahn, wodurch Einfältige ihre Zeitgenossen zu beschämen hoffen, ohne sie dadurch bessern zu können.

Eine so ungethüme Versammlung wollte vor allen

Dingen ihrem Endzweck gemäß geordnet seyn. Allein nach welchem Prinzip sollte man ordnen? Man würde darüber lange ungewiß geblieben seyn, hätte nicht die unverhältnißmäßige Zahl italiänischer Prälaten und Gelehrten die gerechte Furcht eingeflößt, daß der Papst sich ihrer nur bedienen wolle, um sich zum Gebieter über das Konzilium zu machen. Dies zu verhindern, stellte man den doppelten Grundsatz auf: 1) daß alle, dem Konzilium beiwohnenden Individuen, als unter einer von den vier Haupt-Nationen (der italiänischen, englischen, französischen und deutschen) begriffen, gedacht werden sollten; 2) daß über alle streitige Punkte nach der Mehrheit, nicht der einzelnen Stimmen, sondern der Nationen, entschieden werden sollte. Dieser Anordnung gemäß, hatte jede Nation ihre besondere Versammlung, worin sie die, dem Konzilium vorzulegende Gegenstände erörterte; was also die Kirche so gern als ihre besondere Angelegenheit behandelt hätte, das war, auf diese Weise, gegen alle ihre Erwartungen, zu einer europäischen Angelegenheit geworden, über welche das National-Interèsse entschied. Hiermit im Reinen, ordnete man Ausschüsse an, in welchen die Sachen für die Entscheidung des Konziliums vorbereitet wurden. Endlich setzte man fest, daß nicht den Bischöfen, Aebten und deren Abgeordneten, sondern auch allen Doktoren der Gottesgelahrtheit und des kanonischen und bürgerlichen Rechts, ja sogar den Gesandten der Fürsten, Staaten und Gemeinden das Recht zustehen sollte, in Sachen, welche die Austilgung des Schisma beträfen, ihre Stimmen abzugeben. Zu glauben ist, daß die Engländer, welche sich schon im 15. Jahrhundert am besten auf die Behandlung großer

Versammlungen verstanden, diese Rathschläge ertheilten, und damit bei den Deutschen um so leichter Eingang fanden, je mehr diesen daran gelegen war, nicht bloß das Schisma zu heben, sondern auch eine Kirchenverbesserung zu Stande zu bringen.

In den Ausschüssen wurde nun die Frage erörtert, wie die Spaltung zu heben sei; und da Engländer und Deutsche darin übereinkamen, daß alle drei Päpste entweder abdanken oder abgesetzt werden müßten, die Franzosen aber, wenn gleich Anfangs mit Zaghaftigkeit, beifielen: so sahen sich die Italiener überstimmt. Dem Patriarchen von Antiochien (einem Franzosen Namens Johann) fiel das Loos, den zu Kostnitz befindlichen Papst mit diesem Beschluß der Nationen bekannt zu machen und ihn im Namen derselben zu bitten, daß er sich dieses allein wirksame Mittel, der Kirche einen dauerhaften Frieden zu verschaffen, gefallen lassen möchte. Vielleicht wurde Johann dem Dreiundzwanzigsten unter der Hand das Versprechen gegeben, daß außer ihm kein Anderer gewählt werden sollte, sobald man dahin gelangt seyn würde, den päpstlichen Thron aufs Neue besetzen zu können. Wie es sich damit aber auch verhalten mochte: der Papst willigte nicht nur ein, sondern setzte sogar eine Entsagung auf, des Inhalts, „daß er, obgleich durch kein Gelübde, keinen Eidschwur, kein Versprechen jemals zu verpflichten, von selbst und freiwillig sich entschlossen habe, der Kirche durch seine Cession den Frieden zu verschaffen, wenn anders Peter de Luna und Angelius Corrarius, die das Konzilium zu Pisa als Ketzer und Schismatiker abgesetzt habe, auch ihrer vermeintlichen Würde entsagten." Eine so bedingte Entsa-

gung konnte dem Konzilium nicht genügen. Es wurde also, auf sein Geheiß, ein anderes Formular aufgesetzt, nach welchem Johann bei Gott, bei seiner heiligen Kirche und seinem heiligen Konzilium schwören mußte, der Kirche durch Entsagung Frieden zu verschaffen, und sein Versprechen frei und willig zu erfüllen, im Fall Peter de Luna und Angelius Corrarius ebenmäßig auf ihre Würde Verzicht leisteten, oder auf irgend eine andere Weise ausschieden. Auch dies Formular ließ Johann sich gefallen: er selbst las es am folgenden Tage in voller Versammlung ab, und bei den Worten: ich gelobe und schwöre, stand er von seinem Sitze auf, kniete nieder vor dem Altar, legte seine rechte Hand an die Brust und sagte: „ich verspreche solcher Gestalt, es zu halten.“ Die ganze Versammlung war von diesem Verfahren so erbaut, daß Sigismund, als der Papst seinen Sitz wieder eingenommen hatte, seine Krone ablegte, sich vor dem Oberhirten niederwarf, ihm den Fuß küßte, und ihm im Namen des ganzen Konziliums mit dem Versprechen dankte, daß man ihn gegen seine Nebenbuhler, wenn diese nicht seinem Beispiele folgen würden, aufs kräftigste unterstützen wolle.

Wie aufrichtig es Johann aber auch mit seiner Entsagung gemeint haben mochte: Glauben fand er schon deshalb nicht, weil er — Papst war. Der Vorzug, Statthalter Gottes auf Erden zu seyn, brachte zweierlei mit sich: einmal, daß man, als solcher, nicht abgesetzt werden konnte; zweitens, daß man in dieser Eigenschaft nicht entsagen durfte. Zwar hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Entsagung Statt gefunden; allein die

Rechtmäßigkeit derselben war auf der Stelle bestritten worden, und alles gehörig überlegt, lag in der Entsagung eines Papstes wirklich eine nicht zu rechtfertigende Anomalie, sofern der Entsagende sich als ein Wesen darstellte, das für sich selbst einen Willen haben könnte. Die Väter des Konziliums, welche dies sehr wohl wußten, gleichwohl aber Johann den Dreiundzwanzigsten beim Worte halten wollten, verfielen auf ein sinnreiches Mittel, ihn mit sich selbst in einen solchen Widerspruch zu setzen, daß ihm nicht einfallen konnte, seinem Versprechen ungetreu zu werden. Es wurde nämlich eine Anklage aufgesetzt, worin Johann als einer der abscheulichsten Verbrecher erschien, die jemals unter Menschen gelebt hätten; wobei der Urheber dieser Schrift sich zugleich anheichisch machte, den strengsten Beweis zu führen, wenn dies Konzilium sich mit einem Zeugenverhör befassen wollte. Der angewendete Kunstgriff bestand eigentlich darin, daß man ein Wesen verantwortlich machte, das, vermöge seiner Bestimmung, über alle Verantwortlichkeit hinaus war, und keine andere Verbindlichkeit hatte, als — rechtgläubig, d. h. kein Ketzer zu seyn *). Unstreitig hatte Johann der Dreiundzwanzigste sich in seinem früheren Leben sehr viel zu Schulden kommen lassen, weshalb er angeklagt werden

---

*) Für die kirchliche Regierung galt der Grundsatz: „daß der Papst wegen keines Verbrechens, die Ketzerei allein ausgenommen, abgesetzt werden könne." Im Grunde wollte man hierdurch nur die Unumschränktheit des Oberhaupts der Kirche bezeichnen; wer fühlt aber nicht auf der Stelle, daß in diesem Grundsatze eine förmliche Loszählung von allen gesellschaftlichen Tugenden enthalten war?

konnte; allein er war Priester, Bischof, Kardinal und Papst und in jeder dieser Eigenschaften der Möglichkeit enthoben, sich an der Gesellschaft vergehen zu können. Wenn nun gleichwohl die Unsittlichkeit seines Lebenswandels in's Licht gestellt wurde: so konnte man damit keine andere Absicht verbinden, als ihn in der öffentlichen Meinung so tief herabzusetzen, daß seine Wiedererwählung unmöglich würde. Das Konzilium unterstützte diese Absicht durch die Erklärung, daß es so entsetzliche Verbrechen, wie gut sie auch begründet seyn möchten, lieber nicht untersuchen wolle, um den Anstoß zu vermeiden, der ganz unfehlbar daraus hervorgehen würde.

Was die Widersacher des Papstes beabsichtigt hatten, wurde um so vollständiger erreicht, weil, was man auch in der Gesellschaft vorstellen möge, die Beschuldigung großer Verbrechen nie erfolgen kann, ohne Anwandlungen von Furcht hervorzubringen. Johann der Dreiundzwanzigste sah sich also kaum angeklagt, als er den Entschluß faßte, Kostnitz zu verlassen. Seine Lage an diesem Orte war in der That fürchterlich. Doch wie sie verändern? Für einen abgesetzten Papst gab es kein anderes Daseyn, als — den Kerker. Um diesem zu entgehen, wendete sich Johann der Dreiundzwanzigste an den Herzog Friedrich von Oestreich, den er, wie wir wissen, schon früher für sich gewonnen hatte, mit der Bitte, ihm die Flucht zu erleichtern. Dieser Herzog nun war der rechte Mann, wenn es einen Streich galt, wodurch die Lage der Dinge verändert würde. Ein glänzendes Turnier, das er den 20. März 1415 veranstaltete, zog die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich; und während die Schaulust jeden

Gedanken verdrängte, ritt Johann der Dreiundzwanzigste in der Verhüllung eines Reitknechts auf einem abgetriebenen Gaul durch die Menge und kam unentdeckt nach Schafhausen, einer damals festen Stadt, welche in diesen Zeiten dem Herzog Friedrich gehörte. Um sich wegen seiner Flucht zu entschuldigen, und um zugleich den Verdacht, als habe der Herzog Friedrich darum gewußt, entgegenzuwirken, meldete er gleich am folgenden Tage dem Kaiser, „er sei durch die Gnade des allmächtigen Gottes in Schafhausen angelangt, wo er die Freiheit und die Luft genieße, die seiner Gesundheit zuträglich wären; der Herzog von Oesterreich wisse nichts von der Sache, und die Absicht der Flucht sei keinesweges sich von der Erfüllung seines Versprechens loszusagen, sondern vielmehr es ohne Gefahr erfüllen zu können."

Das Konzilium war also von dem lästigen Papste befreit, der, nach seiner bedingten Entsagung, nur hinderlich war, am meisten durch die unbestimmbare Autorität, welche seine Benennung in sich schloß. Die Verlegenheit wegen der Flucht des Papstes konnte aber nicht groß seyn; denn schon am 22. März ritt der Kaiser, begleitet von dem Kurfürsten von der Pfalz, als Reichs-Marschall, durch die Stadt, um bekannt zu machen, daß das Konzilium ungestört fortdauern werde. Diese Fortdauer noch mehr zu rechtfertigen, wurde von dem Kanzler der Pariser Universität, Johann Gerson, der freigeisterische Grundsatz aufgestellt: „das General-Konzilium stehe über dem Papst." Er entwickelte diesen Grundsatz in einer Rede, die er vor dem Kaiser und den Abgeordneten der Nationen hielt, und indem alle froh waren, eine neue Regel für ihr Verfah-

ren entdeckt zu haben, ließ keiner sich einfallen zu fragen: ob die kirchliche Regierung sich mit einer positiv gegenwirkenden Kraft vertrage, oder nicht. Ein sicherer Beweis, daß man über den wahren Zweck der kirchlichen Regierung im Dunkeln tappte.

In der nächsten Sitzung, welche den 25. März gehalten wurde, beschloß man: 1) daß das Konzilium rechtmäßig in der Stadt Kostnitz versammelt worden; 2) daß es durch die Entfernung des Papstes und der zufällig abwesenden Kardinäle nicht zerrissen werde; 3) daß es nicht eher auseinander gehen solle, als bis das Schisma gehoben und die Kirche an Haupt und Gliedern gebessert seyn werde; 4) daß die Bischöfe ohne gegründete, von den Abgeordneten der Nationen gebilligte Ursachen nicht eher abreisen könnten, als bis der Endzweck der Versammlung erreicht wäre. Die Anti-Monarchie war also in der kirchlichen Regieruug auf unbestimmbare Zeit an die Stelle der Monarchie getreten, d. h. die Kirche bildete für den Augenblick ein Gemeinwesen, das ein Oberhaupt ausschloß, wenngleich der Gedanke an die Entbehrlichkeit des letztern noch sehr fern seyn mochte.

Der Papst, von seinen ehemaligen Kardinälen zur Rückkehr nach Kostnitz eingeladen, verweilte zu Schafhausen nicht länger, als er es seiner Sicherheit gemäß fand. Sobald nämlich sein Verhältniß zu dem Herzog Friedrich von Oesterreich entdeckt war, und der Kaiser diesen Fürsten in die Acht erklärt und den Schweizern die Vollziehung derselben übertragen hatte, vertauschte Johann der Dreiundzwanzigste seinen Aufenthaltsort gegen Laufenburg, eine starke Festung am Rhein, welche dem Herzog von

Tyrol gehörte; und da er nun aus seinem Bruch mit dem Konzilium nicht länger ein Geheimniß machen konnte, so erklärte er vor Notar und Zeugen: „daß alles, was er zu Kostnitz beschworen, die Wirkung der Furcht gewesen sei, und daß er sich folglich nicht für verpflichtet achte, seinen Eid zu halten." Hierdurch war der Krieg zwischen dem Konzilium und dem Papste erklärt. Jenes konnte nicht bei den Sätzen stehen bleiben, welche in der Sitzung vom 25. März ausgesprochen waren; denn, da es jetzt eine förmliche Absetzung des Papstes galt, so mußte man vor allen Dingen eine Berechtigung dazu nachweisen. Dies geschah durch die einhällige Annahme des Gersonschen Grundsatzes: „daß, da das gegenwärtige Konzilium, die ganze Kirche darstellend, seine Macht unmittelbar von Jesus Christus habe, auch alle und jede, von welchem Stande und von welcher Macht sie immerhin seyn möchten, verbunden wären, ihm allein zu folgen in allem, was den Glauben, die Aufhebung des Schisma und die Reformation in Haupt und Gliedern beträfe." Ehe man zur eigentlichen Absetzung schritt, zitirte man, dem Herkommen gemäß, Johann den Dreiundzwanzigsten dreimal vor das Konzilium, um seine Flucht zu rechtfertigen, und die Beschuldigungen der Ketzerei, des Schisma, der Simonie und vieler anderen Verbrechen, die ihm zur Last gelegt worden, von sich abzuwälzen. Der Papst, welcher inzwischen von Laufenberg nach Breisach entwichen war, lebte unter tausend Befürchtungen, welche ihre Wurzel in der Vorstellung von dem unzuverläßigen Charakter Friedrichs von Oesterreich hatten. Wirklich wünschte dieser von der Reichsacht gedrückte Fürst, seinen Frieden mit dem Kaiser

und dem Konzilium zu machen; und da die Auslieferung des Papstes das sicherste Versöhnungsmittel war, so ließ sich darauf rechnen, daß er denjenigen, zu dessen Beschützer er sich aufgeworfen hatte, aufopfern würde. In Gnaden angenommen, versprach der Herzog die Auslieferung des Papstes in die Hände des Konziliums, wofern weder ihm, oder irgend einem, der ihm angehöre, ein Leid zugefügt würde. Sigismund nahm diese Bedingung an und das Konzilium schickte den Burggrafen von Nürnberg ab, den Papst gefangen zu nehmen und nach Kostnitz zu bringen. Begleitet von den Erzbischöfen von Riga und Besanzon, kam Friedrich der Vierte an der Spitze von 300 Mann zu Breisach an; und da die Besatzung keinen Widerstand leistete, so wurde Johann der Dreiundzwanzigste nach Ratofszell geführt und daselbst eingeschlossen. Dem ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern wiederfuhr also die Ehre, einen Papst gefangen zu nehmen; und man darf hinzufügen, daß er als Derjenige, der in Deutschland zuerst den stärksten Zerstörungsstoff zur Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung angewendet hatte, dieser Auszeichnung vor allen übrigen Fürsten würdig war.

Wollte das Konzilium sein Verfahren rechtfertigen, so mußte es dem Papste einen förmlichen Prozeß machen, bei welchem der Grundsatz, „daß nur Ketzerei einen Gegenstand der Anklage wider das Oberhaupt der Kirche abgeben könne," nicht weiter befolgt werden konnte. Es zeigte sich also auch bei dieser Gelegenheit, daß der Mensch im Grunde nur das für Verbrechen erkennt, wodurch der Vortheil der Gesellschaft verletzt wird, und daß alles

Uebrige mehr oder weniger Täuschung ist. Die Klagepunkte, welche man aufstellte, waren wie folgt: der Papst Johann der Dreiundzwanzigste sei, von Kindheit an, böser Gemüthsart und in seinen Jünglingsjahren unzüchtig, liederlich, lügenhaft, Vater und Mutter ungehorsam und fast jedem Laster ergeben gewesen; durch Vergiftung seines Vorgängers habe er sich zur päbstlichen Würde erhoben und sich des unzüchtigen Umgangs mit Mädchen, des Ehebruchs mit Frauen, der Blutschande mit seines Bruders Frau und mit Nonnen schuldig gemacht; er habe ferner in den Verkauf des Hauptes Johannes des Täufers für 50000 Dukaten an die Florentiner eingewilligt und behauptet, es gebe nach dem Tode kein Leben und die Seele sterbe mit dem Leibe. Die übrigen Beschuldigungen betrafen seine Simonie, seine Tyrannei, sein Zusammenscharren unsäglicher Reichthümer, nicht bloß durch Verkauf von Pfründen, Indulgenzen und heiligen Sachen, sondern auch durch Verpfändung von Ländern und Staaten der römischen Kirche. Man sieht leicht, was es mit allen diesen Beschuldigungen auf sich hatte, und man begreift ohne Mühe, weshalb es einem Papst in vielen Dingen nicht besser ergehen konnte, als den übrigen Fürsten Europa's, zu einer Zeit, wo die Gesellschaft so wenig geordnet war und die Geldwirthschaft noch in der Wiege lag. Nicht daß die Richter Johanns die Grundlosigkeit dieser Beschuldigungen nicht auch empfunden hätten; denn schwerlich gab es unter ihnen auch nur Einen, der nicht gewußt hätte, daß man einen Hebel nur in sofern mit Geschick anwendet, als man ihn nicht mit sich selbst zurückwirken läßt. Allein diese Richter wollten reines Haus machen; und wie hätten sie

den Papst absetzen mögen, ohne ihre Zuflucht zu solchen Mitteln zu nehmen? Die Absetzung erfolgte in der elften Sitzung des Konziliums, und wurde dem Papst durch fünf Bischöfe bekannt gemacht, welche den Auftrag hatten, ihn ganz wie ihres Gleichen zu behandeln. Johann empfing das Absetzungs-Dekret mit der Gemüthsruhe eines Gefangenen, der sich bewußt ist, Papst gewesen zu seyn; anstatt sich im Mindesten zu beklagen, ersuchte er den Kaiser, dafür zu sorgen, daß es ihm nicht an einem anständigen Auskommen fehlen möge. Das Konzilium versetzte hierauf den Papst von Ratofszell nach dem, eine halbe Stunde von Kostnitz gelegenen Schlosse Gottleben, wo er an Johann Huß einen Mitgefangenen erhielt.

Es kamen von jetzt an die Mittel zur Sprache, wodurch man die beiden andren Päpste zum Ausscheiden bewegen wollte. Gregor der Zwölfte, seiner Abhängigkeit von dem Könige Neapels längst überdrüssig, kam dem Konzilium durch eine freiwillige Abdankung entgegen. Nicht so Benedikt der Dreizehnte, der weit davon entfernt blieb, einem nicht von ihm berufenen Konzilium die mindeste Macht einzuräumen. Wie ihm also beikommen? Da er bald nach dem Zusammentritt des Konziliums Nunzien an den Kaiser Sigismund gesendet und sich durch diese zu einer Zusammenkunft in Perpignan erboten hatte: so war Sigismund, der das Reisen liebte, bereit, den Vorschlag des Papstes anzunehmen; hauptsächlich in der Erwartung, daß es ihm gelingen werde, den König von Aragon und die übrigen spanischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Das Konzilium billigte, was ihm vortheilhaft zu werden versprach, und indem der, jetzt förmlich zum Kurfürsten

von Brandenburg ernannte Burggraf von Nürnberg die Reisegelder vorschoß, trat Sigismund den 19. Juni 1416 seine Reise an. Wie diese ausfiel, wird sich am paßlichsten weiter unten erzählen lassen. Vorher gedenken wir zweier Auftritte, welche vor allem das Andenken an das Konzilium zu Kostnitz erhalten haben: der Hinrichtungen Johann Hussens und des Laien Hieronymus von Prag. Doch geht unsere Absicht nicht sowohl auf eine umständliche Erörterung des Einzelnen, was diese Hinrichtungen herbeiführte, als vielmehr auf eine Erklärung der Erscheinung im Allgemeinen, weil wir finden, daß diese von jeher sehr schlecht begriffen ist.

Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß alles Hypothetische und Konjekturale aus der Nicht-Vollendung des menschlichen Wissens herrührt, und folglich in sich selbst höchst wandelbar ist. Sollen nun Lehren, die keiner Evidenz, d. h. keines Beweises fähig sind, dennoch für wahr gelten, und als Beherrschungs- oder Ordnunsmittel gute Dienste leisten: so bleibt nichts Anderes übrig, als die Autorität an die Stelle der Evidenz zu bringen. Daher die Erscheinung, daß, so weit die Geschichte des menschlichen Geschlechtes reicht, Dogmen ihre Vertheidiger immer in einem besonderen Stande gefunden haben, der von sich die Meinung zu verbreiten wußte, als verstehe er sich auf die Erscheinungen der physischen und der sittlichen Welt weit besser, als alle seine Mitbürger. In diesem Falle befanden sich auch die katholischen Priester des 15ten Jahrhunderts und mit ihnen die Glieder des Kostnitzer Konziliums. Gerechtfertigt war ihr Wahn nur in soweit, als es in jener Zeit für die Gesellschaft in einem hohen

Grade noch an demjenigen fehlte, wodurch die Duldsamkeit allein möglich wird. Vermöge einer sehr verzeihlichen Täuschung glaubten sie, daß alles, was ihrem Wesen Abbruch thue, zum Verderben der ganzen Gesellschaft gereiche; und da die übernatürlichen Lehren, welche von ihnen vertheidigt wurden, zugleich der Boden waren, auf welchem sie kämpften — was war natürlicher, als daß sie um so schonungsloser stritten? Johann Huß und Hieronymus von Prag waren also wohl aufrichtige Wahrheitsfreunde und sehr wackere Männer; allein sie begingen den großen Fehler, das staatsbürgerliche Fundament der Priesterschaft zu einer Zeit zu untergraben, wo diese noch viel zu stark war, um dergleichen dulden zu müssen. Angeschaut aus dem Gesichtspunkte, den das 19te Jahrhundert gewährt, waren die beiden Angeklagten höchst untergeordnete Freigeister; dies macht jedoch keinen Unterschied, weil der Kulturgrad jeder Periode allein darüber entscheidet, was für Verbrechen gelten soll. Im Polytheismus gilt der Monotheist für einen Störer der öffentlichen Ordnung; und im Anfange des 15ten Jahrhunderts konnte man nicht auf die Zurückführung des Abendmahls unter beiden Gestalten dringen und einen bannfluchenden Papst für einen Unchristen erklären, ohne für einen Feind der christlichen Kirche zu gelten ... In der Bestrafung der beiden Wahrheits-Märtyrer, womit ein Konzilium, das die Kirche in Haupt und Gliedern verbessern wollte, sich selbst kitzelte, wiederholte sich also nur, was zu allen Zeiten geschehen ist, wenn Einzelne der öffentlichen Autorität Trotz boten; und wir haben eben deswegen keine Ursache, uns darüber zu wundern, daß selbst

die weltlichen Fürsten in dem Verfahren des Konziliums nichts Anstößiges finden. Man streitet nicht länger für Glaubens- und Gewissensfreiheit, wenn der Unterschied zwischen dem Konjekturalen und dem Erweisbaren in's Klare gesetzt ist . . .

Wir kehren jetzt zu dem Kaiser Sigismund zurück.

Es gab zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts noch kein geregeltes Fuhrwesen, wodurch man hätte Zeit ersparen können. Es verstrichen also mehrere Monate, ehe Sigismund von Kostnitz in Narbonne anlangen konnte. Eine neue Verzögerung entstand aus der Unpäßlichkeit Ferdinands des Ersten, Königs von Aragon. Als auch dies Hinderniß gehoben war, begab sich der Kaiser nach Perpignan, wo der König von Aragon und die Gesandten der übrigen Fürsten Spaniens vor ihm angelangt waren. Aber noch immer fehlte Benedikt der Dreizehnte, der sich nicht eher einfand, als bis Spaniens Könige ihn mit einem Abfall bedrohten, wenn er nicht kommen würde. Ihm, vor allem, muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er wußte, was es mit dem Papstthum auf sich hatte. Ohne im Mindesten erschüttert zu werden, als man ihn an seinen Eid erinnerte, und ohne auf das Beispiel Gregors, das man gegen ihn geltend machte, das geringste Gewicht zu legen, machte er seine eigenthümlichen Bedingungen, und diese waren von einer solchen Beschaffenheit, daß sie mit dem Endzweck des Konziliums unvereinbar blieben. Er verlangte nämlich: 1) daß alle wider ihn und seine Anhänger bisher bekannt gemachten Dekrete für null und nichtig erklärt werden sollten; 2) die Aufhebung des Konziliums zu Kostnitz, das sich ein all-

gemeines nenne; 3) die Erlaubniß, es sey zu Avignon, oder an irgend einem andern bequemen Orte, ein rechtmäßiges Konzilium berufen zu dürfen; 4) die ausschließende Ernennung eines Nachfolgers auf dem päpstlichen Thron; 5) die Würde eines Kardinals und eines beständigen Legaten a latere mit uneingeschränkter Macht in geistlichen und weltlichen Sachen für alle Länder seiner gegenwärtigen Obedienz; 6) den ersten Rang nach dem Papste, so daß Keinem freistehen sollte, von ihm zu appelliren. Ueber alle diese Punkte sprach der 77 jährige Greis mit einer Klarheit, welche seine Zuhörer in Erstaunen setzte; vor allem aber bewies er mit der Gewandtheit eines Sophisten, daß er allein der rechtmäßige Papst sey, und daß, wenn das Heil der Kirche seine Niederlegung fordere, nur Er das Recht habe, den neuen Papst zu wählen, weil er von allen dermal lebenden Kardinälen der einzige sey, der vor dem Ausbruch des Schisma von einem unbezweifelt rechtmäßigen Papste, Gregor dem Dreizehnten, im Jahre 1375 ernannt worden.

Mit einem Manne dieses Gepräges war nicht viel auszurichten; und da seine Gründe nicht zu überwältigen waren, wenn man auf seinen ersten Grundsatz einging, so gab der Kaiser seine Bekehrung auf und zog sich nach Narbonne mit dem Vorsatz zurück, nach Deutschland heimzukehren. Auf einem Kongreß zu Narbonne versprachen die spanischen Fürsten, den eigensinnigen Papst, wenn er nicht abdanken würde, zu verlassen. Sobald nun Benedikt hiervon unterrichtet war, verließ er Perpignan aus Furcht vor einer Verhaftung, und begab sich mit vier Kardinälen (der fünfte war krank geworden) über Collioux nach Pe-

nis-

niscola, einem festen Ort des Königreichs Valencia, der auf einer Halbinsel gelegen und auf einem Felsen erbaut war. Hier vollkommen unzugänglich, trotzte er allen Forderungen, die an ihn ergingen. Das Papstthum hatte sich in seine letzte Schanze geflüchtet, und vertheidigte sich in dieser mit einem merkwürdigen Eigensinne; denn als der König von Aragon und die übrigen christlichen Fürsten Spaniens, sammt den Grafen von Foix und von Armagnak, ihren Abfall erklärten, bedachte Benedikt sich keinen Augenblick, den Bannfluch wider sie auszusprechen, und ihre Unterthanen von dem Treneide zu entbinden.

Erst im Januar des Jahres 1417 kam Sigismund von seiner vergeblichen Reise zurück. Die Absetzung Benedikts erfolgte, in Gegenwart der zu Kostnitz erschienenen Abgeordneten, der Könige von Navarra, Aragon und Kastilien, in der 37sten Sitzung des Konziliums. Auf die Vorforderungen, welche vorangegangen waren, hatte er gar nicht geantwortet. Jetzt förmlich abgesetzt und als Ketzer gebrandmarkt, schleuderte er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ein Anathema über das andere auf die schismatische Versammlung zu Kostnitz und auf alle ihr beiwohnende Fürsten; nach ihm befand die heilige, katholische, apostolische Kirche sich nur zu Peniscola bei ihm und den ihm treu gebliebenen Kardinälen; und gerade hierin offenbarte sich, bis zu welcher Höhe der Eigensinn getrieben werden kann, wenn es auf nichts weiter ankommt, als eine gränzenlose Herrschaft zu vertheidigen.

Ein Papst hatte freiwillig entsagt, die beiden andern waren abgesetzt worden und nebenher hatte man zwei sogenannte Ketzer gebraten. Zufrieden mit diesen Großtha-

ten, wünschte das Konzilium sich aufzulösen; nur sollte vorher das kirchliche Regiment durch die Wahl eines neuen Christvaters festgestellt werden. Diese Wahl zu treffen, gingen die Kardinäle aller drei Obedienzen mit dreißig Abgeordneten der Nationen auf dem Rathhause zu Kostnitz in ein Konklave. Die Voraussetzung war, daß dies Konklave von langer Dauer seyn werde. Gegen alle Erwartung war schon am Abend des dritten Tages der Kardinal Diakonus Otto von Colonna durch große Stimmmehrheit gewählt. Kostnitz hatte also die Ehre, der Welt einen Papst gegeben zu haben. Der Seltenheit der Sache entsprach der Jubel darüber. Noch am Abend der Wahl begleiteten der Kaiser und das Konzilium den Neugewählten in der Kathedral-Kirche, wo er unter lautem Freudengeschrei eingethront wurde. Er nahm den Namen Martin der Fünfte an, weil seine Wahl an dem Tage dieses Heiligen, d. h. den 11. November erfolgt war.

Um keinen Vortheil, der noch gerettet werden konnte, durch Fahrlässigkeit zu verlieren, bemächtigte sich der neue Papst des Vorsitzes im Konzilium. Hier wurde zunächst die Frage aufgeworfen, was aus Balthasar Cossa (Johann dem Dreiundzwanzigsten) werden sollte; und das Konzilium stimmte sogleich für dessen Auslieferung an den Papst, „damit der Vortheil der Kirche nicht gefährdet werde." In der 43sten Sitzung wurden endlich zwar die Punkte verlesen, welche die Reformation ausmachen sollten; sie betrafen die erkauften Präsentationen, die Reservationen, die Annaten, die Expektanzen, mit einem Wort, die Geldquellen der theokratischen Universal-Monarchen, Päpste genannt. Allein es zeigte sich auf der Stelle eine ent-

schiedene Abneigung des Papstes und der Kardinäle, in die deßhalb gemachten Vorschläge einzuwilligen; und die ganze Angelegenheit wurde um so leichter zum Niederschlag gebracht, da jeder sich nach Beendigung des Konziliums sehnte. Kurz, die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern unterblieb.

Begonnen den 16. Nov. 1414, endigte das Konzilium den 22. April 1418. Martin der Fünfte verweilte zu Kostnitz bis zum 16. Mai. An diesem Tage brach er mit Gepränge nach Genf auf. Ihm voran ging das Sakrament zwischen zwei goldenen Kreuzen. Im päpstlichen Schmuck, die dreifache Krone auf dem Haupte, ritt der Papst auf einem Zelter unter einem Baldachin, der von vier Grafen getragen wurde. Zur Rechten hielt der Kaiser den Zaum des Pferdes, zur Linken der Kurfürst von Brandenburg; beide zu Fuß *). Der Herzog von Baiern, nebst vier anderen Reichsfürsten auf der andern Seite, hielten das reiche, bis auf die Erde herabhagende Tuch, womit das Pferd bedeckt war. So durchzog man die Stadt. Am Thore stieg der Papst vom Pferde, gab der zahlreichen Menge, die ihn begleitet hatte, seinen Segen, wechselte die Kleider, und begab sich darauf, in der Begleitung des Kaisers und der Reichsfürsten, erst nach Gottleben, um den gefangenen Balthasar Cossa zu befreien, und von da zu Wasser nach Schafhausen. Während der Kaiser von Gottleben ins Reich zurückeilte, das von den böhmischen

*) Man geräth in die Versuchung, dies für ominös zu halten, sobald man sich der Wirkungen erinnert, welche später die christliche Kirche in eine katholische und in eine protestantische gesondert haben.

Hussiten nicht wenig beunruhigt war, ging der Papst über Genf, Mailand und Ravenna nach Florenz. Hier verweilte er fast zwei Jahre, weil die kleinen Tyrannen des Kirchenstaats ihm nicht erlaubten, nach Rom zu gehen. Glücklicherweise hatte Johann der Dreiundzwanzigste vor seiner Abreise nach Kostnitz bei Cosmo de Medici bedeutende Schätze niedergelegt, die keinem Andern zu Theil werden konnten, als dem neuen Papste. Martin der Fünfte verwendete einen Theil derselben auf den Ankauf einiger Kanonen, womit er die Engelsburg versah. Er nahm auf diese Weise den Charakter eines weltlichen Fürsten an, der Bedenken trägt, der Macht des Uebernatürlichen allein zu vertrauen, und er hatte davon den großen Vortheil, daß weder er, noch irgend einer von seinen Nachfolgern, den nächsten ausgenommen, wieder aus Rom vertrieben wurde. Das Konzilium zu Kostnitz endigte also eigentlich mit einem Fortschritt im Physizismus; und dem ersten Kurfürsten des hohenzollerschen Hauses gebürt die Anerkennung, der Erste gewesen zu seyn, welcher der Gesellschaft eine bleibende Grundlage der Ordnung und des innern Friedens gegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

„Kann die gute Fabrikation durch Verordnungen gesichert werden?"

Man kann die Fabrikation an und für sich betrachten, und untersuchen, aus welchen Eigenschaften ihre unbedingte Güte hervorgehen würde; man kann sie ferner betrachten in ihren Beziehungen zu den Liebhabereien der Verzehrer, und sich folglich beschäftigen mit den Eigenschaften, die ihr eine bezügliche (relative) Güte gewähren.

Angenommen, ein Verwalter wähle den ersten Gesichtspunkt, um Verordnungen zu entwerfen. Was beabsichtigt er? Will er die möglich-beste Fabrikation feststellen? Woher kennt er sie? Wer hat sie ihm geoffenbart? Die Güte, welche uns als unbedingt erscheint, ist immer nur bezüglich. Eine Fabrikation, welche noch heute für die vollkommenste, oder vielmehr für die am wenigsten unvollkommene gilt, kann morgen durch irgend einen hinzugekommenen Gedanken übertroffen werden. Seltsames Mittel, die Gewerbe dadurch zu vervollkommnen, daß man ihnen die Vervollkommnung untersagt! Denn dies, und nichts anderes geschieht durch die Verordnungen, wodurch man ihren Produktionen einen bestehenden Charakter geben möchte.

Sollen schöne Erzeugnisse entstehen, so muß Kenntniß sich verbreiten und das Talent sich frei bewegen können. Verordnungen wirken nach einer entgegengesetzten Richtung, indem sie die Belehrung verhindern und das Talent unterdrücken. Man darf, glaub' ich, nicht einmal zu viel Gewicht auf die Schönheit der Waare legen. Unstreitig ist es wesentlich, eine gewisse Quantität von schönen Produktionen aufweisen zu können; dergleichen wird vom Auslande bewundert, und der Ruf der Fabrikanten zieht Käufer herbei. Es kommt hinzu, daß eine vervollkommnete Manufaktur viele andere verbessert. Vermöge des Nachahmungstriebes werden, nach und nach, selbst die niedrigeren Gewerbe mit einem Verfahren bekannt, das ihre Produktionen nützlicher oder angenehmer macht; und dies alles endigt damit, daß selbst die weniger bemittelten Klassen der Gesellschaft bessere Stoffe, geschmackvollere Geräthschaften und jenen Anstrich von Wohlhabenheit erhalten, der dem Auge so wohl thut, und das Wohlseyn einer zahlreichen Bevölkerung bezeugt. Allein, um sehr schöne Produkte zu erhalten, bedarf es der Freiheit; und wenn der Geist der Nachahmung wirksam werden soll, so bedarf es wiederum der Freiheit. Ohne den Einfluß, den diese vollendeten Produkte auf die übrigen ausüben, würden sie nicht einmal ein lebhaftes Interesse verdienen; denn sie kommen nur sehr Wenigen zu Gute, und in der Masse der Reichthümer ist ihr Werth sehr gering. Meisterstücke der Buchdruckerei z. B. sind Denkmäler, welche berühmten Schriftstellern errichtet werden; eine solche Bestimmung würde hinreichen, um sie werthvoll zu machen, und dabei sind sie zugleich Muster, welche zur Vervollkommnung

einer bemerkenswerthen Kunst dienen. In jeder andern Beziehung sind jedoch diese Prachtwerke fast unnütz. Man druckt Bücher, um Belehrung zu verbreiten und um den Handelsreichthum zu vermehren. In diesem doppelten Gesichtspunkt haben typographische Meisterstücke einen sehr geringen Werth, verglichen mit der Menge von Bänden, die durch so viele Hände gehen und tausend Arbeitern Lebensunterhalt gewähren. Unsere Ausstellungen von Erzeugnissen der Betriebsamkeit wecken die Nacheiferung der Fabrikanten, und verschaffen Denen, deren Ueberlegenheit öffentlich anerkannt ist, sehr rechtmäßige Vortheile; allein es läßt sich eine weit anziehendere Ausstellung denken: eine Ausstellung, welche von unseren Reichthümern eine weit angemessenere Vorstellung erzeugen würde. Und dies würden die von Produkten seyn, welche der zahlreichen Klasse nützlich sind, und in der nöthigen Fülle und zu einem mäßigen Preise geliefert werden können. Unglücklicherweise hat die Liebe für das Gemeinwohl diese Richtung noch nicht genommen . . .

Geht ein Verwalter, indem er Verordnungen entwirft, darauf aus, die Fabrikation mit den Liebhabereien der Verzehrer in Verhältniß zu bringen? . . .

Allein, wie kann er diejenigen kennen, welche sich in uns entwickeln werden? Er kennt ja nicht einmal die, welche uns eigen sind. Glanz, Solidität und niedriger Preis sind an Produkten drei Eigenschaften, von welchen jede, in dem Urtheil einer gewissen Zahl von Käufern, den Ausschlag über die beiden anderen geben wird. Wohl versehen und gut ausgestattet ist dasjenige Land, wo man so mannichfaltige Waare antrifft, daß jede Art von Lieb-

haberei befriedigt werden, und Leute von den verschiedensten Vermögenszuständen kaufen können. Kommt es darauf an, die Bedürfnisse zu kennen oder neue zu wecken, so reicht nichts an den Beobachtungsgeist der Manufakturisten und der Kaufleute; sie allein wissen den rechten Fleck zu treffen, und es ist an und für sich unmöglich, zwei so verschiedene Dinge zu einigen, wie veränderlicher Geschmack und unbewegliche Verordnung.

Hätte es nie einen Colbert gegeben, so würden Verordnungen, welche die Betriebsamkeit regeln sollen, weniger geachtet worden seyn; der Name dieses ausgezeichneten Ministers hat in dem Urtheil sehr Vieler die Gebrechen der Verordnungen zugedeckt und bemäntelt. Gegen einen solchen Mann mit einer Anklage auftreten zu wollen, würde allerdings nur Leichtsinn verrathen. Die natürlichste Frage in Bezug auf ihn ist, in welcher Lage er Frankreich gefunden, und welche Hülfsmittel ihm zu Gebote gestanden, um Frankreichs Betriebsamkeit — soll ich sagen zu verbessern oder ins Leben zu rufen? Frankreich war, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts weit zurück hinter dem, was es gegenwärtig leistet; es hatte kaum noch mehr aufzuweisen, als einige grobe Handwerke. Die Bevölkerung, an welche sich Ludwigs des Vierzehnten Minister wendete, war höchst verschieden von der, die das heutige Frankreich darbietet: sie war um die Hälfte geringer, und ihre Fähigkeiten waren sehr wenig entwickelt; die Unterweisung schloß große Schwierigkeiten in sich, weil der Geist der Knechtschaft noch vorherrschend war. Unter diesen Umständen setzte Colbert sich ein doppeltes Ziel: er wollte die Franzosen zur Fabrikation anleiten und das

Ausland für die Produkte der neuen Manufakturen gewinnen. Seine Verordnungen, welche späterhin die Betriebsamkeit unter dem Joche des Eingelernten erhielten, bekämpften zu seiner Zeit das Eingelernte, den Schlendrian. War es, bei dem Allen, unmöglich, die Betriebsamkeit durch weisere Mittel zu entwickeln, als die waren, deren sich Colbert bediente? Seine Bewunderer behaupten dies; und sie haben in sofern recht, als jedes Zeitalter auf ein gewisses Maß von Einsicht beschränkt ist, über welches selbst die aufgeklärtesten Männer nicht hinausgehen. Das Wesen der Gesellschaft war zu Colberts Zeit sehr wenig begriffen. Damit stand in Verbindung, daß Colbert die Ueberzeugung haben konnte, es sei nothwendig, Frankreichs Produktionen einen bleibenden Charakter zu geben, um dem Auslande volles Vertrauen zu den Talenten und der Rechtschaffenheit der Franzosen einzuflößen. Dieser falsche Gedanke verhinderte ihn, den Gebrechen des verordnungsmäßigen Verfahrens dadurch zu begegnen, daß er entweder die Konkurrenz einer freien Fabrikation zuließ, oder auf seine Verordnungen nicht mehr Gewicht legte, als vorübergehenden Maßregeln zukommt. Das größte Uebel war vielleicht, daß dieser Minister nicht lange genug lebte, um sein Werk zu vollenden. Seine Instruktion vom Jahre 1669 beweiset, daß er kein blindes Vertrauen in den Buchstaben seiner Verordnungen setzte. Der Staatsmann, welcher der Betriebsamkeit Nachhülfe geben wollte, würde nicht diejenigen haben fortdauern lassen, die sich vor seinen Blicken in Hemmnisse verwandelt hatte. Vielleicht hätten die Gewerbe von seiner erweiterten Einsicht eben so

sehr die Freiheit erhalten, wie sie die ersten Unterweisungen erhalten hatten.

Colberts Nachfolger, weit entfernt, würdige Erben seines großen Talents zu seyn, benutzten die Betriebsamkeit zu fiskalischen Zwecken. Je weiter sich jedoch die Einsicht verbreitete, desto zahlreicher wurden die Einsprüche. Im Jahre 1779 gab die Regierung die Fabrikation frei, doch so, daß sie den verordnungsmäßig gefertigten Waaren ein Kennzeichen erhielt. Die freie Fabrikation erhielt von jetzt an den allgemeinsten Vorzug; allein der Eigennutz einer gewissen Anzahl von Unternehmern wußte es durch Ansehn und Ränke dahin zu bringen, daß die Betriebsamkeit aufs Neue in das Chaos der Verordnungen zurückgestürzt wurde, und dieser Umstand hat zum schnelleren Ausbruch der Revolution gewiß nicht wenig beigetragen. Das Glück eines benachbarten Volks hätte inzwischen die französische Verwaltung aufklären können. Eine von den Hauptursachen des Vorsprungs, den die Engländer in der Fabrikation gewonnen haben, muß in dem Umstande aufgefunden werden, daß ihre Verordnungen schon in der Revolution des siebzehnten Jahrhunderts verschwanden. Ihre Manufakturisten brauchten nur auf die Liebhabereien der Käufer zu sehen; und darin lag es, daß sie da Absatz fanden, wo andere Völker sich zurückgesetzt sahen. Fabrikanten, die nach Verordnungen, nach feststehenden Regeln arbeiten sollen, haben die größte Aehnlichkeit mit Menschen, die man mit Ketten belastet, während sie bestimmt sind um die Wette zu laufen. Es hat sehr viel Mühe gekostet, ehe man zu dieser Einsicht gelangt ist. Glücklicherweise werden jene Ketten in immer größerer Allgemein-

heit zerbrochen; und was man mit Sicherheit erwarten darf, ist, daß, mit dem Verschwinden dieses letzten Ueberrestes der Leibeigenschaft oder Erbunterthänigkeit des Gewerbes, der Eintritt einer allgemeineren Wohlhabenheit verbunden seyn wird.

* * *

Noch eine Frage will beantwortet seyn; nämlich die: „ob Verordnungen ein wirksames Mittel sind, dem Betruge zu steuern?"

Schreibt man vor, welche Eigenschaft jede Waare haben soll, und fehlt es dabei nicht an dienstbaren Geistern, welche untersuchen, ob die Produkte auch wirklich die vorgeschriebenen Eigenschaften haben: so können die Käufer sich vor Uebervortheilungen geschützt glauben.

Doch mit wie viel Beschwerden, mit wie viel Plackereien ist dies Verfahren verbunden! Und beweisen nicht selbst diese Beschwerden und Plackereien, daß die Verordnungen, mit ihren Sbirren und ihrer willkürlichen Justiz, keinesweges die Rechtschaffenheit und Redlichkeit ins Leben rufen? Ich gehe noch weiter; denn ich behaupte, daß, während dieser Krieg der Verwaltung gegen die Betriebsamkeit den einen und den andern Betrug verhinderte, er dafür andere Arten desselben in Gang brachte. Eine Ordnung der Dinge, worin die Betriebsamen auf eine unwürdige Weise behandelt werden, kann nicht dahin wirken, daß sie irgend ein Zartgefühl erhalten. Um Rechtschaffenheit und Redlichkeit unter den Menschen zu verbreiten, muß man nicht damit anfangen, daß man sie in ihren

eigenen Augen herabsetzt. Diese Inquisition weckt in ihnen das Verlangen, sich ihr zu entziehen. Sie bereitet aber auch die Mittel dazu. Ihre Agenten treiben ein Geschäft, das weder so ehrenvoll noch einträglich ist, daß sie unbestechlich bleiben sollten. Der ganze Prunk von Aufsicht dient zuletzt nur dazu, daß die Käufer desto leichter betrogen werden.

Glücklicherweise vertheidigen die Fortschritte der Betriebsamkeit die Freiheit derselben. Ehemals konnte man zu den Manufakturisten sagen: „ihr werdet die und die Art Wolle gebrauchen, um Tücher von der und der Beschaffenheit zu fabriziren." Jetzt hingegen ist dies unmöglich, theils weil die Wollarten so verschieden sind, theils weil die Behandlung dieses Materials ganz verschiedene Produkte gewährt. Durch Plackereien läßt sich also die Unredlichkeit nicht mehr hemmen.

Vor allen Dingen muß man sich die Frage beantworten, worin der Betrug besteht. Der, welcher seinen Ursprung nur in der Verletzung der Reglements hätte, würde illusorisch seyn; er wäre ja ein durch die Gesetze ins Leben gerufenes Verbrechen. Fabrizirt Jemand auf eine Weise, die er für die beste zur Befriedigung fremder Liebhaberei und seines eigenen Vortheils hält, so handelt er daran sehr weise; zum Betrüger wird er nur dann, wenn er seine Waaren für besser ausgiebt, als sie wirklich sind. Ist dies Prinzip unbestreitbar, so müssen alle Hellsehenden geneigt werden, zu glauben, daß man der Fabrikation volle Freiheit zu gestatten habe. Dabei meinen jedoch Einige, daß man, durch eine angemessene Aufsicht, sich der Redlichkeit der Verkäufer versichern müsse. Diese

Meinung kann blindlings weder angenommen, noch verworfen werden. Wenn es unter gewissen Umständen gut ist, sie zu benutzen, so würde es sehr gefährlich seyn, sie zu mißbrauchen.

Wer möchte leichtsinnig über Betrug in dem so eben festgestellten Sinne dieses Wortes reden! Der Betrug würdigt die, welche sich ihm ergeben, herab, schadet den Verzehrern und kann dem rechtschaffenen Kaufmanne dadurch nachtheilig werden, daß seine Waaren unverkauft bleiben, während Spitzköpfe das Publikum durch scheinbar mässige Preise, oder durch andere lügenhafte Leckspeisen, an sich ziehen. Bei dem Allen würde es eine ausgezeichnete Thorheit seyn, wenn man durch eine allzu weit getriebene Aufsicht allen Betrügereien zuvorzukommen versuchen wollte. Dies hieße, die Betriebsamkeit zur Verzweiflung bringen, ohne jemals ans Ziel zu gelangen. Wenn Schänkwirthe, die von Standeswegen Trunkenbolden dienen, sich die Besuche der Polizeidiener verbitten, um wie viel mehr werden rechtschaffene Kaufleute es thun? Hüten wir uns doch, sie auf die empörendste Weise zu unterdrücken, unter dem Vorwande, daß wir ihnen Hülfe leisten wollen. Und dann, jeden Betrug zu unterdrücken, würde wenig damit ausgerichtet seyn, daß man die Werkstätte, die Läden und die Speicher häufig besuchte; man müßte zur Seite jedes Käufers einen Aufpasser für den Verkäufer stellen; und selbst dieses Mittel, wie unmöglich auch dessen Durchführung ist, würde nicht ausreichen, wenn ein Theil dieser Aufpasser, wie es leicht der Fall seyn könnte, nicht sehr unterrichtet und sehr treu zugleich wäre . . .

Es giebt — und dies wird nur allzu sehr verkannt — eine natürliche Aufsicht des Käufers über den Verkäufer; und ist die Betriebsamkeit frei, so übt sich diese Aufsicht um so besser. Die Käufer richten mehr Aufmerksamkeit auf die Produkte, und besitzen im Allgemeinen mehr Kenntniß, als unter einer Verwaltung, die alles regeln, allem fürsehen und alles Böse verhüten möchte. Man muß sich unterrichten von dem Rufe der Kaufleute; und nicht genug, daß man die, von welchen man betrogen ist, aufgeben muß, hat man sogar Unrecht, wenn man, aus mißverstandener Nachsicht oder aus stolzer Gleichgültigkeit, sich der Urtheile über ihr Betragen enthält. Mehr Offenheit und Charakter-Festigkeit, so wie auch mehr Gemeinsinn, wird angetroffen im Zustande freier Gewerbthätigkeit, als in demjenigen, worin man befürchten muß, durch gegründete Beschwerden einer schmachvollen Aufpasserei zu Hülfe zu kommen. Menschen, für welche das Sittengesetz nicht ein leerer Name ist, halten es für ihre Pflicht, der arbeitenden Klasse bei jeder Gelegenheit klar zu machen, daß man durch Unredlichkeit nur wenig gewinnt, dagegen aber desto mehr verliert. Die öffentliche Unterweisung sollte hieraus eine Volkswahrheit machen. Doch ach! wie weit ist sie noch davon entfernt, in dieser Beziehung auch nur das Mindeste zu leisten! Sie, die so sehr vernachlässigt wird — sie, die für die zahlreichste Klasse so gut als gar nicht vorhanden ist, könnte in einer doppelten Beziehung dazu beitragen, die Menschen rechtschaffener zu machen: einmal könnte sie vollständiger, als es geschieht, über Mittel, den Lebensunterhalt zu gewinnen, belehren; zweitens könnte sie die Urtheile über den

eigenen wahren Vortheil berichtigen. Freilich bildet die bessere Sitte sich immer nur langsam; und da, so lange sie nicht vorhanden ist, die Aufsicht nicht ganz wegfallen darf, so ist schwerlich etwas dagegen einzuwenden, daß in Fällen, wo der Käufer die gute Beschaffenheit der Waare nicht auszumitteln vermag, die Verwaltung hinzutritt, um ihn durch angehängte Zeichen vor Betrug und Uebervortheilung zu sichern.

Es würde nicht der Mühe werth gewesen seyn, alle diese Bemerkungen über Gewerbefreiheit niederzuschreiben, wenn der Einfluß, den sie theils auf die reichlichere Entstehung, theils auf die bessere Vertheilung der Reichthümer oder Lebensgüter hat, nicht noch immer so sehr verkannt würde. Nicht auf dem Besitz von Grund und Boden allein haben Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit gehaftet; auch dem Gewerbe im Allgemeinen sind beide eigen gewesen, nur daß man sich durch abweichende Benennungen hat verführen lassen, das Gegentheil für wahr zu halten. So wie die Dinge gegenwärtig in mehrern europäischen Staaten angethan sind, ist man zu der Voraussetzung berechtigt, daß Volkszahl und Wohlhabenheit in eben dem Maße zunehmen werden, worin das Eigenthum sich theilt und die persönliche Kraft unter dem Schutze guter Gesetze immer mehr Raum gewinnt. Allenthalben, wo weder das Eine noch das Andere anzutreffen ist, wird es zwar auch nicht an Reichthümern fehlen; allein sie werden schlecht vertheilt seyn, und was die Gewohnheit auch immer leisten mag, so wird doch der Gegensatz von Opulenz auf der einen, und von bitterer Armuth auf der andern Seite sich, eben weil er die Freiheit ausschließt, mit keiner stätigen

Entwickelung der Gesellschaft vertragen. Die Fortschaffung der Hemmnisse im Innern des Staats ist um so wesentlicher, weil, wie wir sogleich sehen werden, die Freiheit des auswärtigen Handels mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Da, wo es keine Zünfte und Innungen mehr giebt, haben die Zölle ungleich weniger Einfluß auf die Preise; es bleibt eine gewisse Konkurrenz unter den Verkäufern übrig, welche nothwendig wegfällt, wenn Gränzzölle und Monopol im Innern zugleich auf den Verzehr drücken.

Sind die Hemmnisse des inneren Verkehrs einmal fortgeschafft: so muß man sich sehr in Acht nehmen gegen die Bestrebungen des Privat-Vortheils, der, bald unter dem einem, bald unter dem andern Vorwande, Einzelnes zurückführen möchte. Bei Bewilligungen dieser Art besteht das Schlimmste darin, daß die eine die andere nach sich zieht, ohne daß dabei an Stillstand zu denken ist, so lange die Schädlichkeit des Monopols in Zweifel gezogen wird, und eine vorgeschützte Nützlichkeit Entscheidung herbeiführt.

* *
*

Um über die Wirkungen der Gewerbefreiheit in ihrem Verhältniß zur Betriebsamkeit des Auslandes mit einiger Sicherheit zu urtheilen, muß man sich vorher klar gemacht haben, was es mit dem Handel überhaupt auf sich hat.

Wollte jede Familie das, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderlich ist, selbst hervorzubringen versuchen, so würden Bedürftigkeit und Entblößung allgemein seyn. Die Produkte vermehren sich nur dadurch, daß die Arbeit

sich

sich theilt. Eine wohlthätige Macht, Tausch genannt, bringt die Produkte wieder aneinander, und vertheilt sie auf eine solche Weise, daß die mannichfaltigsten Bedürfnisse befriedigt werden.

Jene Käufe und Verkäufe, bei welchen das Geld den Vermittler spielt, sind nichts mehr und nichts weniger, als Tausche; denn, wie auch immer die Abstufungen bezeichnet werden mögen, der Tausch tritt ein, sobald ich den einen Gegenstand für den andern hingebe.

Ein eben so nachtheiliges als abgeschmacktes Vorurtheil hat zu dem Wahne geführt, daß, wenn zwei Personen zusammen einen Handel schließen, die eine nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere. Dies Vorurtheil, aus welchem so viel National-Haß, und zugleich so viel Plackerei für die Betriebsamkeit hervorgegangen ist, hat seinen Ursprung in den falschen Vorstellungen vom Reichthum und in der Unbekanntschaft mit der Thatsache, daß alle Handelsbewegung keinen anderen Zweck hat, als die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Wenn zwei Leute einen Tausch machen, so hat ein wechselseitiges Bedürfniß sie aneinander gebracht; sie haben, so zu sagen, zwei Gegenstände einander gegenüber gestellt, z. B. ein Geräth und ein Stück Gold. Jeder von Beiden tritt das, was ihm am wenigsten zusagt, gegen das ab, was er zu erwerben wünscht. Jeder findet also seinen Vortheil und gewinnt dabei, daß er diesen Tausch macht.

In einem schwachen und wenig zahlreichen Gesellschaftsverein bringt jeder seine Tausche selbst zu Stande; allein sobald die Zivilisation eintritt, sobald also jeder Verzehrer, um die ihm nützliche Waare zu erhalten, sich in

den verschiedensten Manufakturen bemühen müßte, würden die Zeit, welche darüber verloren geht, und die Auslagen, welche die Versetzungen von dem einen Ort zum andern nothwendig machen, seine Einkäufe unermeßlich vertheuern; und wie groß würde die Zahl der Gegenstände seyn, die er durchaus nicht erreichen könnte! In einer nicht geringeren Verlegenheit würde sich der Manufakturist wegen Anschaffung des ihm nöthigen Materials, wegen seiner Verkäufe und wegen seiner Einnahme befinden; tagtäglich abgezogen von Arbeiten, welche seine ganze Zeit in Anspruch nehmen, würde er wenig hervorbringen und folglich auch wenig Gewinn haben. Die Theilung der Arbeit gewährt dem Manufakturisten und dem Verzehrer einen Mittelsmann, der beiden gleich nützlich ist. Dies ist der Kaufmann.

Die Austauschungen kommen zu Stande, entweder unter den Bewohnern desselben Landes, oder zwischen ihnen und den Bewohnern anderer Länder; und deßhalb ist der Handel entweder ein innerer oder ein auswärtiger. Er theilt sich noch weiter. Der einfachste ist derjenige, der sich vollzieht durch Ankäufe in den Fabriken, um diese Waaren wieder zu verkaufen an die Verzehrer. Bald stellt sich zwischen den Manufakturen und demjenigen Handel, der ihre Produkte im Einzeln verkauft ein neuer Vermittler auf; nämlich der Großhandel. Außerhalb Landes ist er doppelter Art: im Allgemeinen führt er National-Produkte aus, und bringt fremde Waaren ins Land; und dies ist der sogenannte auswärtige Verzehrs-Handel. Bisweilen aber kauft er fremde Produkte, um sie in einem andern fremden Lande wieder zu verkau-

fen; und dies thut der **auswärtige Transport-Handel.**

Der Systemen-Geist hat bewirkt, daß abwechselnd der eine Handel auf Kosten des andern gepriesen worden ist, der äußere auf Kosten des innern, und umgekehrt. Es verräth jedoch nur Mangel an Einsicht, wenn man die Wichtigkeit beider verkennt; und da sie hinsichtlich des Vortheils, den sie gewähren, nicht wohl einander gleich seyn können: so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, welcher von beiden dem Zwecke der Staatswirthschaft am besten entspricht, d. h. durch welchen die meiste Wohlhabenheit verbreitet wird.

Der Handel ist um so nützlicher, je mehr Arbeit er hervorruft; denn die Arbeit vervielfältigt die Gegenstände des Verzehrs und die Mittel zu deren Erwerbung. **Der Handel** also, welcher diese Resultate giebt — in der möglich größten Füllegiebt, ist ohne alle Widerrede derjenige, der unter drn Bewohnern eines großen Landes getrieben wird, von welchen einige die Lebensmittel und die ersten Stoffe hervorbringen, die übrigen diese rohen Stoffe verarbeiten. Der innere Verkehr ist also das, was der Mehrzahl Lebensunterhalt gewährt. Das, was der auswärtige Handel von Kapital und Arbeit verwendet, ist immer nur eine Kleinigkeit, verglichen mit dem, was der innere Verkehr von beiden in Bewegung setzet. Dies läßt sich sogar mathematisch beweisen; und wir wählen dazu Angaben, welche nie in Zweifel gezogen sind.

Herr Chaptal schätzt die Totalität der Woll-Produkte in Frankreich auf . . . . . . 228 Millionen Fr.

Die Ausfuhr auf . . . . . . 21 — —

Bleibt für den inneren Verzehr 217 Millionen Fr. *). Also für diesen Zweig der französischen Betriebsamkeit, verhält sich die von dem inneren Verkehr unterhaltene Arbeit zu derjenigen, welche der auswärtige Handel unterhält, wie 11 zu 1. Die Seide, minder nothwendig und viel theurer als die Wolle, bedarf eines ausgedehnteren Marktes. Darum verbrauchen die Franzosen das Seiden-Produkt in einem minder starken Verhältniß. Bei dem Allen geht aus Herrn Chaptals Berechnungen hervor, daß der innere Verbrauch die Ausfuhr in dem Verhältniß von $2\frac{1}{2}$ zu 1 übersteigt. Und daraus erkennt man, daß ein blühendes Land sein eigener und wichtigster Markt ist.

Um darzuthun, daß der innere Verkehr bei weitem größeren Einfluß auf das allgemeine Wohlseyn hat, als der auswärtige Handel, würde nachfolgende Beobachtung ausreichen. Frankreichs auswärtiger Handel ist gegenwärtig viel unbeträchtlicher, als er vor der Revolution war; seine Schifffahrt hat sich um die Hälfte vermindert. Gleichwohl hat sich Frankreichs Fabrikation verdreifacht. Wie sehr hat also der Verzehr im Innern zugenommen! Welch ein Anwuchs von Arbeit, Produkt und Genuß! Faßt man diese Thatsache auf, so läßt sich nicht länger verkennen, daß der Wohlstand gegenwärtig in Frankreich viel allgemeiner ist, als er es vor 40 Jahren war; und will man sich aufs Vollständigste davon überzeugen, so darf man sich nur daran zurückerinnern, wie die Klasse der Arbeiter auf dem Lande und in den Städten genährt, gekleidet und logirt war. Es würde wahrlich wenig Beurtheilungskraft

---

*) De l'industrie francoise. Tom. II. p. 133.

verrathen, wenn man den auswärtigen Handel als die ergiebigste Quelle des öffentlichen Gedeihens betrachten wollte. Und doch kann Napoleon Bonaparte hierin eben nicht klar gesehen haben. Sein Kontinental-System, sofern die Absicht desselben keine andere war, als Englands Handel zu Grunde zu richten, um den auswärtigen Handel für Frankreich zu erobern, war die aller unvollkommenste Idee, die es geben konnte; — ja, diese Idee würde sich gar nicht erklären lassen, wenn sie nicht von einem Mann hergerührt hätte, der General von Profession und neuer Fürst zugleich war. Seltsam in der ganzen Sache ist, daß Napoleon Bonaparte seinen Untergang in dieser Idee gefunden hat, während sie, obgleich gegen seinen Willen und seine Erwartungen, zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Franzosen wenigstens in sofern beigetragen hat, als diese dadurch gezwungen wurden, das im Innern zu suchen, was sie im Aeußern nicht finden sollten.

Zu jener Zeit, wo man sich einbildete, daß die Reichthümer einzig und allein in den edlen Metallen beständen, mußte man mit Verachtung auf den inneren Verkehr herabsehen. Man ging dabei allerdings von einer falschen Idee aus; wurde diese aber zugegeben, so schloß man daraus sehr richtig: daß der innere Verkehr ein Land nicht bereichern könne, weil er die Summe des Baaren nicht vermehre, oder — so drückte man sich darüber aus — kein Geld ins Land ziehe. Gegenwärtig weiß man, daß Reichthümer alle die Gegenstände sind, wodurch unsere Bedürfnisse befriedigt werden können; und der Augenschein lehrt, daß der Handel unter den Bewohnern des

Staates das ist, was diese Gegenstände in der größten Fülle verbreitet.

Selbst wenn man zugiebt, daß die Regierungen ins Klare gekommen seien über ein System, welches den Reichthum auf die edlen Metalle beschränkt, bleiben noch andere Vorurtheile übrig, welche für den Vorzug des auswärtigen Handels streiten möchten. Dieser Handel verbreitet den meisten Glanz; und mehr bedarf es nicht, damit er in dem Urtheil der großen Menge die meiste Bewunderung verdiene. Ganz zuverlässig kann ein Minister seinen Ruhm nur durch reelle Dienste begründen; allein um ein ganzes Leben dieser einfachen Wahrheit anzupassen, bedarf es eines Charakters voll Erhebung und Stärke. Im Allgemeinen haben blos alle nützlichen Arbeiten etwas Schläfriges und Verdunkelndes an sich, worüber die meisten Menschen ermüden. Weit besser entsprechen Blendmittel dem Fassungsvermögen gemeiner Seelen. Will ein Verwalter die Betriebsamkeitsfreiheit durchsetzen, so wird er mit tausend Hindernissen zu kämpfen haben; man wird seine Talente herabsetzen, seine Absichten verleumden. Muntert er dagegen gewisse Manufakturen leichter und glänzender Produkte auf, so ist man jeden Augenblick bereit, ihn für einen Wohlthäter des Gewerbes und des Handels auszurufen. Für die meisten Menschen ist der Schein alles in allem. Wird erzählt, daß ein Holländer Thee in China gekauft, diesen in Amerika gegen Zucker vertauscht, und den Zucker in Schweden abgesetzt habe, so erregt diese Handelsmacht Erstaunen; und da man nicht unterläßt, hinzuzufügen, daß dieser Kaufmann Tonnen Goldes besitze, so glauben die meisten Zuhörer, daß der auswärtige

Transport-Handel von allen Arten des Verkehrs die sei, welche die meisten Reichthümer über ein Land verbreite. Und doch ist er der aller unfruchtbarste, aus dem sehr einfachen Grunde, weil er im Staate die mindeste Arbeit weckt.

Doch gehen wir nicht von dem einen Aeußerstem zu dem andern über!

Der auswärtige Handel müßte schon dadurch unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, daß er einen unverkennbaren Einfluß auf den inneren Verkehr ausübt.

Man verdankt den Oekonomisten Frankreichs sehr viel richtige Ideen über den Handel. Wenn sie jedoch behauptet haben, daß, bei vollkommner Gewerbefreiheit, die Kapitale sich zunächst dem Ackerbau, sodann den Manufakturen und dem inneren Handel, und endlich, bei immer zunehmender Fülle, den verschiedenen Zweigen des auswärtigen Handels zuwenden würden: so haben sie dadurch nur bewiesen, daß sie von dem Wesen der Gesellschaft, und folglich auch von der Geschichte des menschlichen Geschlechts, sehr wenig verstanden haben. Es ist oben gezeigt worden, daß die Manufaktur-Betriebsamkeit die unerläßlichste Bedingung eines blühenden Ackerbaus ist. Auf dieselbe Weise ist der auswärtige Handel für die Fortschritte des inneren Verkehrs höchst wesentlich. Die Verbindungen mit dem Auslande vervielfältigen die Bedürfnisse und wekken die Gedanken; der innere Verkehr benutzt diese Ursachen der Anregung und gewinnt dadurch ein Leben, das er in einem vereinzelten Volke nie gewonnen haben würde. Zwängt die öffentliche Autorität aus engherzigen Absichten den auswärtigen Handel nicht allzu sehr, so nöthigt sie die

National-Manufakturen anhaltend zur Verdopplung ihrer Anstrengungen, die Konkurrenz auszuhalten, und bewirkt auf diesem Wege: 1) die Vervollkommnung, 2) die Fülle, 3) den niedrigen Preis, der Waaren.

Nicht genug, daß der auswärtige Handel einem Lande Produkte zuführt, die dieser weder seinem Boden noch seiner Betriebsamkeit verdanken könnte, dient er auch gar mächtig zur Bereicherung desselben, indem er es von der Nothwendigkeit losspricht, seine Arbeit und seine Kapitale auf Produkte zu verwenden, die es nur zu seinem Schaden erzeugen könnte.

Mit dem auswärtigen Handel hat der Absatz, so zu sagen, keine Gränzen. Diese Art des Handels hat die Bestimmung, die Völker aneinander zu bringen, und Einsichten und Reichthümer zu Gemeingut zu machen. Ach! nur allzu oft hat er blutige Zwietrachten erregt; allein die Kraft der Dinge giebt den Ausschlag über die Kraft der Menschen, und hiernach darf man annehmen, daß sie irgend einmal den Tag herauffühären wird, wo Leidenschaft und Unwissenheit nicht mehr die Güter der freigebigen Natur vergiften wird.

Wer wüßte wohl nicht, daß allzu hohe Preise den Verzehrer drücken? Allzu niedrige Preise entmuthigen dagegen den Produzenten. Der auswärtige Handel strebt den reellen Preis in allen Ländern festzustellen, indem er die Waaren dahin führt, wo sie am besten bezahlt werden. Allein um jedem Staate reichliche Produkte zu billigen Preisen zu gewähren, um — was zuletzt dasselbe sagt — die Reichthümer aller Völker so viel, als immer möglich, zu vervielfältigen, sollte es doch wohl gänzliche Handelsfreiheit

geben? sollte man doch wohl die Schlagbäume fortschaffen, die sich zwischen verschiedenen Ländern erheben?

In jedem Fall ist dies die wichtigste Frage, welche die Staatswirthschaft in unseren Zeiten zu beantworten hat. Wir werden versuchen, dies Problem dem gegenwärtigen Stande der Dinge gemäß zu lösen, d. h. wir werden dem Leser im nächsten Hefte klar zu machen suchen, welche Hindernisse sich der völligen Handelsfreiheit in der Gegenwart noch entgegenstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke
aus
Augustin Thierry's
Einleitung in dessen Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen.

Vorwort des Herausgebers.

Unter den historischen Erzeugnissen der letzten Jahre giebt es vielleicht keins, das die Aufmerksamkeit der Kenner in einem noch höheren Grade verdient, als Herrn „Augustin Thierry's Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" *).

Die allgemeinere Beschäftigung der besseren Köpfe mit den positiven Wissenschaften hat wohl nicht verfehlen können, auf das Studium der Geschichte zurückzuwirken und für die Darstellung der Thatsachen eine Methode in Gang zu bringen, die sich von jeder früheren aufs Wesentlichste unterscheidet. Sofern es nämlich beim Vortrag der Geschichte von jeher darauf ankam, die Thatsachen in ihrer Aufeinanderfolge so zu ordnen, daß der ursachliche Zusammenhang, d. h. die Generation derselben stets fühlbar blieb, mußte der Geist der positiven Wissenschaften vor allen

---

*) Der vollständige Titel dieses Werkes ist: Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecose, en Irlande et sur le continant, par Augustin Thierry.

Dingen jene Schöngeisterei verdrängen, welche in den Thatsachen nichts weiter sieht, als einen gefügigen Stoff, der ihrer schöpferischen Willkühr anheim gegeben ist. Mit dieser Verdrängung aber hing aufs Innigste zusammen, daß man sich nicht länger einfallen lassen konnte, den Werth der Erscheinungen einer früheren Periode nach der mangelhaften Einsicht einer späteren bestimmen zu wollen, und, wie es nur allzu häufig geschehen ist, alles für Barbarei zu erklären, was nicht einem gegebenen Kultur-Grad angehört. Durch eine fortgesetzte Erforschung des zu bearbeitenden Gegenstandes mußte man zu der Entdeckung gelangen, daß alle Erscheinungen der sittlichen Welt sich einer Hauptthatsache unterordnen, welche nicht anders bezeichnet werden kann, als durch „Entwickelungsgesetz, eingeschlossen in der Organisation des Menschen.“ Eine zweite Beobachtung mußte zu dem Ergebniß führen, „daß alle reelle Fortschritte der Gesellschaft zu einem höheren Kultur- oder Zivilisations-Grade nothwendig bedingt sind in der vollständigern Erkennung und Benutzung der Gesetze der physischen Erscheinungen,“ so daß, wer Geschichte schreiben will, die in den physischen Wissenschaften gemachten Fortschritte nie aus den Augen verlieren darf, weil sie allein den letzten Erklärungsgrund der gesellschaftlichen Thatsachen enthalten.

Von diesem Standpunkte aus ist, wie wir glauben, allein etwas für die bessere Geschichtschreibung zu erwarten.

Wie viel Herr Augustin Thierry geleistet hat, darüber wird die deutsche Welt, nach kurzer Frist, in Folge einer gelungenen Uebersetzung entscheiden; die französische und

die englische Welt hat darüber bereits entschieden, und zwar zum höchsten Ruhme des Verfassers.

In dem Nachfolgenden theilen wir die allgemeinen Anschauungen mit, nach welchen Herr Thierry sein Werk abgefaßt hat. Mögen diese Anschauungen einen recht starken Eindruck auf diejenigen machen, welche bisher in dem Wahne gelebt haben, es lasse sich im metaphysischen Geiste auch nur Eine Zeile guter Geschichte schreiben. Doch zur Sache!

Der Verfasser sagt:

„Die vornehmsten Staaten des neuen Europa sind heut zu Tage zu einem sehr hohen Grade von Territorial-Einheit gelangt; und die Gewohnheit, unter einer und derselben Regierung und im Schooße einer und derselben Zivilisation zu leben, scheint unter den Bewohnern eines jeden Staats eine gänzliche Gemeinschaft der Sitten, der Sprache und der Vaterlandsliebe eingeführt zu haben. Indessen giebt es unter ihnen beinahe nicht einen einzigen, der nicht lebendige Spuren, von der Verschiedenheit der Völkerstämme zeigte, die im Laufe der Zeit auf seinem Gebiete zusammengestoßen sind. Die Verschiedenheit dieser Stämme spricht sich auf mehrfache Weise aus. Bald unterscheidet eine vollkommene Trennung der Mundart, der lokalen Ueberlieferungen, der politischen Denk- und Empfindungsweise und eine Art instinktmäßiger Feindschaft die Bewohner kleiner Bezirke von der großen Volksmasse; bald bezeichnet eine bloße Verschiedenheit des Dialekts oder gar der Betonung, obgleich auf eine sehr schwache Weise, die Gränze der Niederlassungen, die von Völkern, verschieden an Ursprung und lange Zeit durch bittere Feindschaft von

einander getrennt, gegründet wurden. Je weiter man rückwärts schauet, desto mehr findet man diese Verschiedenheit der Stämme ausgesprochen; man sieht klar das Leben mehrerer Völker in dem geographischen Bezirk, der den Namen eines einzigen trägt; an der Stelle kauderwälscher Mundarten in einzelnen Landschaften begegnet man vollständigen und regelmäßigen Sprachen; und das, was nur allein Mangel an Bildung und Widerstand gegen Belehrung schien, nimmt in der Vergangenheit den Charakter eigenthümlicher Sitten und einer zärtlichen Anhänglichkeit an alte Satzungen an. So behaupten Thatsachen, die von keiner Wichtigkeit mehr für die Gesellschaft sind, noch eine große geschichtliche Wichtigkeit. Es heißt an der Geschichte Untreue begehen, in dieselbe eine Verachtung alles dessen einzuführen, was sich von der Gleichförmigkeit der gegenwärtigen Zivilisation entfernt, und allein die Völker einer ehrenvollen Erwähnung würdig zu achten, an deren Namen der Zufall der Ereignisse die Idee und den Zustand dieser Zivilisation geknüpft hat.

Die verschiedenen Völkerschaften des europäischen Festlandes und der umliegenden Inseln sind zu verschiedenen Zeiten gekommen, sich auszubreiten und einander schon in Besitz genommene Gebiete zu entreißen, und sie sind nur da stehen geblieben, wo natürliche Hindernisse oder auch ein stärkerer Widerstand, durch eine innigere Vereinigung der besiegten Völkerschaft erzeugt, sie Halt zu machen zwangen. Demnach haben sich die zu verschiedenen Zeiten Besiegten in Reihen von Völkerschaften, so neben einander gestellt gefunden, wie sich die großen Völkerwanderungen gestaltet hatten. In dieser Zeit aufeinander folgender Ein-

brüche haben die ältesten Stämme, auf eine kleine Anzahl Familien zusammengeschmolzen, die Ebenen verlassen, und sind nach dem Gebirge geflohen, wo sie arm, aber unabhängig geblieben sind; während daß ihre Ueberwinder, nun wieder von andern überwunden, Leibeigene des Grundes und Bodens wurden, den sie besaßen, in Ermangelung einer offenen Freistätte an unüberwindlichen Orten. Also geschah es in Gallien dem gallischen Stamm; nachdem er die Basken nach dem Gebirge getrieben hatte, wurde er selbst von dem cimbrischen oder celtischen Stamme von Norden nach Süden gedrängt: in England dem Theil eben dieses cimbrischen Stammes, der nicht das Land Wales bewohnte, als die Angelsachsen die Insel in der Richtung von Osten nach Westen einnahmen: endlich den Angelsachsen selbst, als die Normannen auf ihrem Gebiete gelandet waren, i. J. 1066.

Die Eroberung Englands von Wilhelm dem Bastard, Herzog von der Normandie, ist die letzte Territorial-Eroberung, die in dem abendländischen Theil Europa's gemacht worden ist. Von jener Zeit an hat es nur politische Eroberungen gegeben, verschieden von denen der Barbaren, welche auf dem eroberten Gebiet einen Familienzustand bildeten, sich dasselbe theilten, und den Ueberwundenen nur unter der Bedingung, zu arbeiten und ruhig zu bleiben, das Leben ließen. Da dieser Einbruch in einer uns näher liegenden Zeit, als die Einbrüche der germanischen Völkerschaften, welche im fünften Jahrhundert das römische Reich zerstückelten, Statt gefunden hat, so besitzen wir über die Begebenheiten desselben bei weitem zahlreichere Urkunden. Sie sind vollständig genug, eine richtige

Idee davon zu geben, was die Eroberung im Mittelalter war, zu zeigen, wie sie geschah und Dauer erhielt, welche Verluste und Leiden sie über die Besiegten verhängte, und welche Mittel diese anwendeten, sich von ihren Ueberwindern zu befreien. Dieses Gemälde, in allen seinen Einzelheiten und mit den ihm eigenthümlichen Farben ausgeführt, muß ein allgemeineres geschichtliches Interesse darbieten, als die Gränzen von Raum und Zeit, in die es eingeschlossen ist, zu gestatten scheinen; denn beinahe alle Völker Europa's haben in ihrer gegenwärtigen Existenz etwas, was von den Eroberungen des Mittelalters herstammt. Diesen Eroberungen verdanken die meisten ihre geographischen Gränzen, den Namen, den sie führen, und großen Theils ihre innere Verfassung, nämlich ihre Eintheilung in Stände und in Klassen.

Die obern und die niedern Klassen, die heut zu Tage sich beobachten und mit einander um politische Systeme kämpfen, sind in mehrern Ländern nur die siegenden und die besiegten Völker einer früheren Periode. So hat das Schwert der Eroberung, als es die Gestalt Europa's und die Eintheilung seiner Bewohner in verschiedene Nationen umgewandelt hat, jeder durch die Vermischung mehrerer Stämme entstandenen Nation ihr altes Gepräge gelassen. Der Stamm der Eroberer ist eine bevorrechtete Klasse von da an geblieben, wo er eine Nation für sich zu seyn aufgehört hat. Er hat einen kriegerischen Adel gebildet, der sich, um nicht zu erlöschen, mit allen ehrsüchtigen Abenteurern und Unruhigen aus dem niedern Stande verstärkt hat, und er hat über die arbeitende und friedliche Volksklasse so lange geherrscht, als die von der Eroberung her-

rührende militärische Regierungsform gedauert hat. Der überwundene Stamm, des Eigenthums des Bodens, der Gewalt und der Freiheit beraubt, nicht vom Kriege, sondern von der Arbeit lebend, nicht Burgen, sondern Städte bewohnend, hat einen andern gesellschaftlichen Verein neben dem militärischen gegründet. Hat nun diese Klasse in den Mauern ihrer Städte die Ueberreste römischer Bildung bewahrt; hat sie mit Hülfe des geringen Theils, den sie davon erhalten hatte, den Gang einer neuen Zivilisation begonnen: genug, sie hat sich nach Maßgabe erhoben, daß das entweder durch unmittelbare Abstammung, oder durch politische Verzweigung von den alten Eroberern herrührende Feudal-System gesunken ist.

Bis jetzt haben die Geschichtschreiber der neuern Völker in der Erzählung jener großen Begebenheiten die Ideen, die Sitten und den politischen Zustand ihrer Zeit auf die vergangenen Zeiten übergetragen. Die Chronisten der Lehns-Periode haben die Barone und die Pärie von Philipp August an den Hof Karls des Großen gesetzt, und sie haben die harte Regierung und den gewaltsamen Zustand der Eroberung mit dem regelmäßigern Verfahren und den bestimmteren Gebräuchen der Lehns-Einrichtung verwechselt. Die Geschichtschreiber, die in der Zeit der Monarchien gelebt haben, und die ausschließlich Geschichtschreiber des Fürsten geworden sind, haben noch seltsamere und beschränktere Ideen gehabt. Sie haben die germanische Königswürde der ersten Eroberer des römischen Reichs und die Königswürde in der Lehns-Verfassung des zwölften Jahrhunderts nach der großen Gewalt der Könige des siebzehnten gemodelt. In einer Zeit lebend, wo es nur einen

Für-

Fürsten und einen Hof gab, haben sie bequemerweise diesen Zustand der Dinge früheren Perioden zugeschrieben. In der Geschichte Frankreichs z. B. giebt es von ihnen ganz vernachlässigte Erscheinungen, wie die wiederholten Einbrüche der Gallier, die zahlreichen, an Ursprung und Sitten verschiedenen, auf ihr Gebiet versetzten Völkerschaften, die Theilung des Bodens in mehrere Länder, weil es mehrere Völker gab, endlich die langsam, sechs Jahrhunderte hindurch bewirkte Vereinigung aller dieser Länder unter einem und denselben Zepter. Die Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts waren auf gleiche Weise zu sehr in der Philosophie ihrer Zeit befangen. Zeugen von den Fortschritten der mittlern Klassen, und Organe im Kampfe für ihre Bedürfnisse gegen die Gesetzgebung und das Meinungs-System des Mittelalters, haben sie die alten Zeiten, wo jene Klasse in der bürgerlichen Gesellschaft kaum ein Element war, weder objektiv angeschaut, noch beschrieben. Sie haben die Thatsachen mit Verachtung des Rechts und der Vernunft behandelt, was sehr gut seyn mag, eine Revolution in den Geistern und im Staate hervorzubringen, aber bei weitem weniger, die Geschichte zu schreiben. Uebrigens darf dies nicht befremden: man kann nicht, welches geistige Uebergewicht man auch habe, über den Gesichtskreis seines Jahrhunderts hinaus, und jede neue Periode giebt der Geschichte neue Gesichtspunkte und eine neue Form.

Heutiges Tages ist es nicht mehr erlaubt, zum Vortheil einer einzigen Idee die Geschichte zu schreiben. Unser Jahrhundert will es nicht mehr; es verlangt, daß man ihm alles mittheile, daß man das Daseyn der Nationen

in den verschiedenen Perioden klar vor Augen führe, und daß man jedem vergangenen Jahrhundert seinen wahren Platz, seine Farbe und seine Bedeutung gebe. Ich habe dies mit der großen Begebenheit, deren Geschichte ich zu schreiben unternommen habe, zu erreichen gestrebt. Ich habe nur Urkunden und Urschriften um Rath gefragt, und habe daraus so reichlich geschöpft, daß ich mir schmeichle, wenig darin übrig gelassen zu haben. Die allgemein herrschenden Ueberlieferungen der wenig bekannten Völkerschaften, und die alten Volksdichtungen haben mir treffliche Andeutungen gegeben über die Lebensweise, die Gefühle und die Ideen der Menschen in den Zeiten und an den Orten, wohin ich den Leser versetze.

Was die Erzählung betrifft, so habe ich mich so viel als möglich an die Art und Weise der alten Geschichtschreiber gehalten, die entweder in der Zeit der Begebenheiten, oder bald darauf gelebt haben. Wo ich genöthigt worden bin, ihre Unzulänglichkeit durch allgemeinere Ansichten zu ergänzen, habe ich sie durch Hervorrufung der ursprünglichen Züge, die mich durch Schlüsse darauf geführt hatten, zu bekräftigen gesucht. Endlich habe ich immer die erzählende Form beibehalten, damit der Leser nicht rasch von einer alterthümlichen Erzählung zu einem Commentar in neuer Form gezogen werde, und damit das Werk keine Mißlaute erzeuge, welche Bruchstücke aus Chroniken, mit gelehrten Abhandlungen vermischt, erzeugen würden. Ich habe überdies geglaubt, daß, wenn ich mich bemühte, mehr zu erzählen als abzuhandeln, ich selbst in der Mittheilung der Thatsachen und der Hauptergebnisse den großen Menschenmassen eine Art Leben wie den Individuen geben

könnte, und daß auf diese Weise das politische Schicksal der Nationen etwas von jenem menschlichen Interesse darbieten würde, welches unwiderstehlich die naive Erzählung des Glückswechsels und der Abenteuer eines einzelnen Menschen einflößt.

Ich setze mir demnach vor, in der größten Ausführlichkeit den Volkskampf zu erzählen, welcher die Eroberung Englands durch die Normannen in Gallien begleitete; zu zeigen, so viel die Geschichte davon aufbewahrt, die feindlichen Verhältnisse der beiden gewaltsam auf einem und demselben Boden vereinigten Völker; ihnen zu folgen in ihren langen Kriegen und ihrer hartnäckigen Trennung bis dahin, daß aus der Vermischung ihrer Stämme, ihrer Sitten, ihrer Bedürfnisse, ihrer Sprachen sich ein einziges Volk mit einer gemeinschaftlichen Sprache und einer gleichförmigen Gesetzgebung gebildet hat. Der Schauplatz dieses großen Drama's ist die Insel Britannien, Irland und auch Frankreich, wegen der Verhältnisse, worin die von dem Eroberer Englands abstammenden Könige, seit der Eroberung mit diesem Theile des Festlandes gestanden haben. Diesseit wie jenseit der Meerenge haben ihre Unternehmungen die politische und gesellschaftliche Existenz einer großen Zahl von Völkerschaften bestimmt, deren Geschichte beinahe völlig unbekannt ist. Die Dunkelheit, in welche diese Völkerschaften gehüllt sind, kommt keinesweges daher, daß sie nicht, wie die andern, Geschichtschreiber zu finden würdig sind: die meisten sogar sind merkwürdig durch eine Originalität des Charakters, welche sie sehr von den großen Nationen unterscheidet, mit denen sie zusammengeschmolzen sind. Dieser ihrem Willen entgegen ge-

schehenen Zusammenschmelzung zu widerstehen, haben sie eine politische Thätigkeit entwickelt, an die sich große Begebenheiten anknüpfen, die falscher Weise bisher der Ehrsucht einzelner Menschen, oder andern zufälligen Ursachen zugeschrieben worden sind. Diese neuen Forschungen können beitragen zur Lösung der noch sehr ungewissen Aufgabe über die Verschiedenheit der Menschengattung in Europa, und über die ersten großen Stämme, an welche diese Verschiedenheiten sich knüpfen.

Aus diesem Gesichtspunkt, und abgesehen von dem andern Interesse, welches ich zu erhalten gestrebt, habe ich geglaubt, etwas wahrhaft Nützliches zum Fortschritt der Wissenschaft zu thun, wenn ich konstruirte — darf ich des Ausdrucks mich auf diese Weise bedienen — die Geschichte der Bewohner von Wales, der Irländer vom reinen Stamme, der Schotten sowohl vom alten, als vom vermischten Stamme, der Britten und der Normannen auf dem Festlande, und insbesondere der zahlreichen Völkerschaft, welche das südliche Gallien zwischen der Loire, der Rhone und den beiden Meeren bewohnte und noch bewohnt. Ohne den großen, berühmten Begebenheiten der neueren Geschichte weniger Wichtigkeit beilegen zu wollen, habe ich mich doch, ich gestehe es, mit einer ganz besonderen Liebe für die, auf jene vernachlässigten Völkerschaften Bezug habenden örtlichen Ereignisse interessirt, als wenn ich mich verpflichtet gehalten hätte, eine nicht verdiente Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Ich habe die Revolutionen, die sich mit ihnen zugetragen haben, mit Wärme, Mitgefühl, mit einer Art Parteilichkeit erzählt. Vielleicht, daß die unwillkührliche Richtung zu dem Gedanken,

daß die Gewalt und der Zufall immer Unrecht haben, mich zu den verschiedenen Völkerschaften hingezogen hat, denen die Bildung der großen Staaten ihre Unabhängigkeit und ihre Nationalität bis auf ihren Namen genommen hat. Diese große Bewegung der Zerstörung war unvermeidlich, ich weiß es. Wie gewaltsam und unrechtmäßig sie im Grunde gewesen sei: sie hat gegenwärtig zum Resultat die europäische Zivilisation. Aber ist es demjenigen, der diese Zivilisation und die großen Bestimmungen, die sie dem Menschengeschlecht bereitet, nicht ohne Enthusiasmus anschaut, nicht erlaubt, sich zu betrüben, wenn er, über der Zerstörung anderer Bildungszustände, die auch der Welt Früchte bringen konnten, die Vergangenheit betrachtet?

Der Gesichtspunkt der Unterscheidung der beiden Stämme in England nach der Eroberung, giebt nicht nur unbemerkten oder vernachlässigten Thatsachen eine Wichtigkeit; er giebt sogar berühmten, aber ungründlich erklärten Ereignissen eine ganz neue Erscheinungsweise und Bedeutung. Der lange Streit des Königs Heinrich des Zweiten und des Erzbischofs Thomas Becket, ist eins dieser Ereignisse; man wird davon in diesem Werke eine Erzählung finden, die ganz von der abweicht, welche am meisten Glauben genießt. Wenn in der Geschichte des Kampfes dieser beiden sehr bekannten Personen, philosophische Schriftsteller Partei gegen den Schwächsten und den Unglücklichsten genommen haben, so haben sie verfehlt, diesen Kampf von seinem wahren Standpunkte aus zu betrachten; sie haben nicht alle Umstände gekannt, aus denen der wechselseitige Haß der beiden Gegner entstand. Sie haben gegen einen mit gehässigen Anklagen schimpflich belasteten Mann die

Grundsätze der Gerechtigkeit und der Menschenliebe völlig vergessen. Nach sechs Jahrhunderten haben sie sein Andenken mit Erbitterung verfolgt, und dennoch giebt es nichts Gemeinschaftliches zwischen der Sache der Feinde von Thomas Becket im zwölften, und der Sache der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert. Heinrich der Zweite war keineswegs, wie man sehen wird, ein Bürger-König, ein Freund der religiösen Unabhängigkeit, ein systematischer Gegner der päpstlichen Herrschaft. — Wenn die wichtigen Erscheinungen, welche den Kampf des fünften Königs vom normännischen Stamme mit dem seit der Eroberung ersten Erzbischof vom englischen Stamme begleiteten, mehr als jeder andern Ursach, der zwischen den Eroberern und den Besiegten noch fortlebenden Feindschaft müssen zugeschrieben werden: so war ein anderes, nicht weniger wichtiges Ereigniß, der große innerliche Krieg unter Johann und Heinrich dem Dritten, gleichfalls mehr ein Zwist der Stämme, als der Regierung. Es hatte zum eigentlichen Motiv die gegründete oder nicht gegründete Furcht der Barone normännischer Abkunft, einen Verlust durch die von den Königen nach England gerufenen Fremden zu erleiden, und durch sie, die aus Poitou, aus Aquitanien und aus der Provence gekommen waren, des Territorial-Eigenthums und der Gewalt beraubt zu werden, wie jene selbst, anderthalb Jahrhunderte zuvor, die Sachsen beraubt hatten. Dieses materielle Interesse war es, und nicht der bloße Wunsch, politische Institutionen zu gründen, was in England gegen die Könige, die Barone und die Ritter in Aufstand setzte. Wenn diese große aristokratische Bewegung von dem Volke unterstützt wurde, so geschah

dies, weil das Gerücht einer zweiten Eroberung, und der Unwille gegen alles, was sie nothwendig herbeizuführen schien, ganz allgemein ward, bei dem Armen und bei dem Reichen, bei dem Sachsen und bei dem Normannen.

Die gründliche Untersuchung aller politischen Erscheinungen, welche die Eroberungen des Mittelalters begleiteten, und die Betrachtung der Rolle, welche die Religion darin spielte, haben mich zu einer neuen Ansicht vom Wachsthum der päpstlichen Macht und der katholischen Kirche geführt. Bis jetzt haben die Geschichtschreiber diese Macht, als nur durch einen metaphysischen Einfluß wachsend, als Eroberer durch die Meinung, dargestellt; allein es ist gewiß, daß ihre Eroberungen, wie alle anderen, durch gewöhnliche, materielle Mittel ausgeführt worden sind. Wenn die Päpste auch nicht in Person in militärischen Unternehmungen aufgetreten sind, so haben sie sich doch mit beinahe allen großen Landeroberungen, und mit dem Glücke der Eroberer, ja sogar noch heidnischer Eroberer verbündet. Die Zerstörung der unabhängigen Kirchen, im christlichen Europa zugleich mit der der freien Nationen ausgeführt, hat dem Titel einer allgemeinen Kirche, der von der römischen lange Zeit zuvor, daß er ihr zukam, angenommen wurde, Wahrheit gegeben. Vom fünften bis zum dreizehnten Jahrhundert hat nicht eine einzige Eroberung Statt gefunden, von welcher der römische Hof nicht eben so viel Nutzen gezogen hätte, als diejenigen, welche sie durch Lanze und Schwert gemacht hatten. Dieser noch unbeachtete Gesichtspunkt der Geschichte des Mittelalters hat mich, in Rücksicht der verschiedenen Landeskirchen,

welche die römische ketzerisch oder abtrünnig nannte, zu der Art Interesse und Theilnahme geführt, womit ich oben in Bezug auf die Nationen selbst gesprochen habe. Ich habe dazu sogar einen Grund mehr gehabt, nämlich den: daß der Mehrtheil dieser Kirchen, deren Lehre und Uebungen nach und nach abgeschafft worden sind, die christliche Religion reiner, eifriger und insbesondere uneigennütziger, als die römische, bekannte.

Ich muß zum Schluß noch einige Worte über den Plan und die Anordnung dieses Werkes sagen.

Die erste Periode ist die der Territorial-Eroberung: sie beginnt mit dem Siege bei Hastings, am 14. Oktbr. d. J. 1066, und enthält die allmähligen Fortschritte der Eroberer von Osten nach Westen, und von Süden nach Norden; sie endet i. J. 1070, nachdem alle Widerstandspunkte zerstört worden sind, nachdem die Großen sich unterworfen oder das Land verlassen haben. Die zweite Periode, die der politischen Eroberung, fängt da an, wo die erste endet; sie begreift die Reihe der von dem Eroberer gemachten Versuche, dem besiegten Volke seine bürgerliche Verfassung und seinen volksthümlichen Charakter zu nehmen. Sie schließt sich i. J. 1076 mit der Hinrichtung des letzten mächtigen Großen des sächsischen Volkes, und mit der Degradation des letzten Bischofs von eben diesem Stamme. In der dritten Periode unterwirft der Eroberer die gewaltsamen Resultate der Eroberung einer regelmäßigen Ordnung, und wandelt die Besitznehmung seiner Soldaten in gesetzliches, wenn auch nicht rechtmäßiges Eigenthum um: diese Periode endet i. J. 1086 mit einer großen Musterung aller derer, die durch Eroberung Güterbe-

ſitzer geworden waren, welche, indem ſie zuſammen dem Könige den Eid der Lehnshuldigung erneuerten, zum erſten Male die Rolle einer Grund und Boden beſitzenden Nation, und nicht mehr eines im Felde ſtehenden Heeres ſpielten. Die vierte iſt mit den innerlichen Zwiſten der Nation der Eroberer, und mit ihren bürgerlichen Kriegen um den Beſitz des eroberten Bodens und um das Recht der Gewalt angefüllt. Dieſe Periode, länger als die vorhergehenden, endete erſt im Jahre 1152 mit der Erlöſchung aller Prätendenten zum Throne England's mit Ausnahme eines einzigen, Heinrichs, des Sohnes Gottfried Grafen von Anjou und der Kaiſerin Mathilde, Nichte Wilhelms des Eroberers. Endlich in der fünften Periode gehen die Normannen Englands und des Feſtlandes, da nicht mehr innerliche Zwiſte ihre Thätigkeit und ihre Kräfte verzehren, von den beiden Mittelpunkten ihrer Unternehmungen aus, um fremdes Gebiet zu erobern, und ſich auf demſelben niederzulaſſen, oder ihre Herrſchaft auszudehnen, ohne den alten Beſitz aufzugeben. Heinrich der Zweite und ſein Nachfolger Richard der Erſte, ſind die Repräſentanten dieſer Periode, die mit Kriegen auf dem Feſtlande und mit neuen Eroberungen angefüllt iſt. Sie endet in den erſten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts mit einer dergeſtalt heftigen Reaktion gegen die anglo-normänniſche Herrſchaft, daß die Normandie ſelbſt, das Vaterland der Könige, der Herren und der militäriſchen Bevölkerung Englands, auf immer von dieſem Lande, dem es Eroberer gegeben hatte, getrennt wurde.

Dieſen verſchiedenen Perioden entſpricht der Wechſel des Schickſals der angelſächſiſchen Nation: ſie verliert An-

fangs das Eigenthum des Bodens, darauf ihre alte politische und religiöse Verfassung, nachher erhält sie mittelst der Spaltungen unter ihren Gebietern, und dadurch, daß sie sich der Parthei der Könige gegen die aufrührerischen Vasallen anschließt, Zugeständnisse, die ihr einige Augenblicke die Hoffnung gewähren, wieder ein Volk zu werden, oder sie versucht es wohl noch, obgleich ohne Erfolg, sich durch die Gewalt frei zu machen. Endlich in Folge der Erlöschung der Partheien unter dem normännischen Volke hört sie auf, eine politische Rolle zu spielen, verliert ihren volksthümlichen Charakter in den öffentlichen Handlungen und in der Geschichte, und steigt herab zu dem Stande der niedern Klasse. Ihre Empörungen, die sehr selten wurden, werden von den gleichzeitigen Schriftstellern nur für Zwiste zwischen den Armen und den Reichen ausgegeben, und die Geschichte einer solchen Empörung, wie zu London i. J. 1196 Statt hatte, und augenscheinlich von einem Sachsen von Geburt geleitet wurde, schließt die ausführliche Erzählung der auf die Eroberung Bezug habenden Ereignisse.

Nachdem ich bis zu diesem Punkte die Geschichte der normännischen Eroberung geführt, habe ich eine mehr zusammengedrängte Geschichte der verschiedenen Völkerschaften gegeben, die im Laufe des Werkes eine Rolle spielten. Ich habe den Widerstand, den sie den ihnen an Macht überlegenen Nationen leisteten, ihre Niederlage, die Niederlassung der Sieger unter ihnen, die von ihnen versuchten oder ausgeführten Revolutionen, die durch sie mitbewirkten politischen und militärischen Begebenheiten, die Zusammenschmelzung der Völker, der Sprachen, der Sitten

und ihren eigentlichen Zeitpunkt: alles dies habe ich klar darzustellen gesucht. Dieser letzte Theil des Werkes beginnt mit den Völkerschaften des Festlandes, die man heut zu Tage die französischen nennt; dann kommen die englischen nach der Reihe: die Bewohner von Wales, deren eigenthümlicher Charakter so stark ist, daß er eine Territorial-Eroberung überlebt hat; die Schotten, die niemals Eroberungen dieser Art geduldet, und die mit so großer Kraft gegen die politische Eroberung gekämpft haben; die Irländer, für die es besser gewesen seyn würde, Leibeigene wie die Angelsachsen zu werden, als bis zu einem Grade unabhängig zu bleiben, den sie um den Preis des Friedens, des Wohlstandes und der Zivilisation erkauft haben; endlich die Bevölkerung Englands, normännischer oder sächsischer Abkunft, bei der diese volksthümlichen Unterschiede ein durch die Zeit mehr und mehr ausgeglichener Stände-Unterschied geworden sind."

Ueber den Grafen von Diebitsch Sabalkansky und über die natürlichen Folgen des bevorstehenden Friedens zwischen Rußland und der hohen Pforte.

Giebt es Männer, von denen sich behaupten läßt, daß sie vorzugsweise vom Schicksal berufen sind, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen: so muß man zugleich eingestehen, daß der Graf Diebitsch von Sabalkansky zu diesen Auserwählten gehört.

Der Uebergang über den Balkan, welchem der General-Lieutenant Graf von Diebitsch seinen Beinamen verdankt — einen Beinamen, der ihm in den Annalen des russischen Reichs die allen Helden gebührende Unsterblichkeit sichert — dieser Uebergang, sag' ich, ist jedoch nicht die einzige Großthat, welche von ihm ausgegangen ist; denn es lassen sich noch zwei andere von ihm anführen, wodurch er sich Ansprüche auf den Dank der ganzen europäischen Menschheit, so wie auf die Unsterblichkeit, die sich an diesen Dank zu knüpfen pflegt, erworben hat.

Die Art und Weise, wie Herr von Diebitsch in russische Dienste gekommen ist, vereinigt so viel Eigenthümliches, daß sie vielleicht nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollte. Da jedoch alles, was hierüber bekannt

geworden ist, auf bloßen Privat-Nachrichten, d. h. auf bloßem Hörensagen beruht: so übergehen wir die früheste Periode seines Lebens mit Stillschweigen, um mit einiger Ausführlichkeit bei derjenigen zu verweilen, wo er zuerst in die europäischen Angelegenheiten eingriff, und diesen eine Wendung gab, die Niemand geahnet hatte, die aber deßhalb nicht weniger fruchtbar an den wichtigsten Ereignissen war.

Diese Periode fällt in das Jahr 1812.

Geschlagen, aufgerieben und bis auf wenige Ueberreste vernichtet, kam das zahlreiche Heer, das Napoleon Bonaparte nach Moskau geführt hatte, am Schlusse des genannten Jahres nach Wilna zurück. Das preußisch-französische Heer, das unter dem Marschall Macdonald bei Riga bis dahin tapfer gefochten hatte, konnte von jetzt an nicht länger in seiner Stellung bleiben. Macdonald, einerseits für seine Sicherheit besorgt, andererseits die Wirkungen der dem General-Lieutenant York zugefügten Beleidigungen fürchtend, setzte sich unter diesen Umständen an die Spitze der Reiterei, um sich, sobald als möglich, den in Westpreußen anlangenden französischen Truppen anzuschließen. Die Infanterie, von dem General-Lieutnant York geführt, folgte in einer Entfernung von mehreren Meilen derselben Richtung auf einem Marsche, den zwanzig Grad Kälte nur allzu beschwerlich machten. Plötzlich sieht York sich von russischen Truppen umgeben. Sein erster Gedanke ist, sich durchzuschlagen; als aber der General-Major von Diebitsch, Anführer der Russen, ihm mit Freundschaftsanträgen entgegen tritt, als er selbst darüber zur Besinnung kommt, daß er von dem französischen

Marschall verrathen ist, und als ihm hierüber klar wird, daß es weder der Vortheil seines Königs noch seines Vaterlandes sei, unter so nachtheiligen Umständen das Letzte aufzuopfern, läßt er sich eine Kapitulation gefallen, nach welcher die preußischen Truppen bis zur Ankunft der Befehle ihres Königs längs den Gränzen von Memel bis Nimmersatt die Linie bis zur Straße von Woinuta nach Tilsit besetzen, und sich als neutral betrachten sollen; mit der angehängten Klausel, „zwei Monate lang nicht gegen die Russen zu fechten, wenn ihr Monarch ihnen gebieten sollte, zu den Franzosen zu stoßen."

Was bestimmte den damaligen General-Major von Diebitsch zum Abschluß einer solchen Konvention?

Außer ihm selbst vermag vielleicht Niemand darüber Rechenschaft abzulegen. Wiederum war diese Konvention die Quelle aller der Begebenheiten, welche das Jahr 1813 in den Annalen der europäischen Welt so wesentlich ausgezeichnet haben. Ihre erste Wirkung war, daß Friedrich Wilhelm der Dritte, um unvermeidlichen Verlegenheiten zu entgehen, sein Kabinet von Potsdam nach Breslau verlegte, wo ruhigere Beschlüsse gefaßt werden konnten. Bald hieß es: „jetzt oder nie!" Der nothwendig gewordene Verkehr zwischen Breslau und Kalisch (dem damaligen Aufenthaltsort des russischen Kaisers) führte zu einem erneuerten Bündniß, dem England und Schweden beitraten. Nach wenigen Monaten rückte man gegen Napoleon Bonaparte ins Feld. Auf die Schlachten bei Groß-Görschen und bei Bautzen folgte ein Waffenstillstand, der zu Unterhandlungen benutzt werden sollte, sich aber damit endigte, daß Oesterreich dem großen Bündniß beitrat.

Hierauf folgten die Schlachten bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dresden, bei Kulm und bei Dennewitz, in welchen mit größerem oder geringerem Erfolge Napoleons Macht gebrochen wurde. Der unermüdliche Blücher zwang durch seinen entschlossenen Uebergang über die Elbe den französischen Kaiser, Dresden zu verlassen und sich bei Leipzig aufzustellen. So erfolgte jene dreitägige Völkerschlacht, deren Ausgang dem französischen Kaiser keine andere Wahl ließ, als über den Rhein zurückzugehen und den Rheinbund seinem Schicksale zu überlassen.

Denkt man sich die, zwischen dem General-Major von Diebitsch und dem General-Lieutenant von York abgeschlossene Konvention als die Initiative der großen Begebenheiten des Jahres 1813, so hat man freilich alle Ursache auszurufen: de grands événements par de petites causes! Allein ein richtiger Gedanke ist, an und für sich, niemals weder groß noch klein; und wenn nachfolgende Begebenheiten ihn groß machen, so liegt die Ursache immer nur darin, daß er zeitgemäß, d. h. richtig gewesen ist. Mit ihm verhält es sich unter allen Umständen, wie mit den Quellen großer Flüsse, welche, klein und unscheinbar in ihrem ersten Ursprunge, in ihrem langen Laufe immer majestätischer werden, bis sie sich in das Weltmeer ergießen. Hangen Quelle und Mündung weniger zusammen, weil jene fast unsichtbar, diese rauschend und hehr ist? Wir wollen hiermit nichts weiter sagen, als daß man Deutschlands Befreiung von dem französischen Joche in ihrem ursachlichen Zusammenhange nicht zur Anschauung bringen kann, ohne auf den ersten Gedanken zurückzugehn, der den General-Major von Diebitsch zu jenem Antrag

bestimmte, welcher sich in die Konvention vom 30. Dez. 1812 auflösete.

Auf eine nicht minder anziehende, wenn gleich bis jetzt nur Wenigen bekannte Weise, griff der Graf von Diebitsch im Jahre 1814 in die Weltbegebenheiten ein, so daß ihm das Verdienst, die Versetzung Napoleon Bonaparte's nach der Insel Elba, so wie die Zurückführung der Dynastie Bourbon eingeleitet zu haben, durchaus nicht streitig gemacht werden kann.

Wir setzen, indem wir disen Punkt berühren, bei unsern Lesern so viel Kenntniß der Begebenheiten jenes Zeitraums voraus, daß wir nicht nöthig haben, der Auftritte zu gedenken, welche den Feldmarschall Blücher bestimmten noch einmal vorzugehen, um den Fürsten von Schwarzenberg mit sich fortzureißen. Nach der Schlacht bei Laon wendete sich Napoleon Bonaparte nach Troyes, um den Fürsten von Schwarzenberg zu schlagen. Das Gefecht nahm bei Arcis für Aube seinen Anfang. Nichts wurde den 20. März, an welchem dies geschah, entschieden; und als die Verbündeten am folgenden Tage auf eine Fortsetzung des blutigen Kampfes gefaßt waren, erfuhren sie zu ihrem Erstaunen, daß der französische Kaiser sich nach St. Dizier gewendet habe, und zwar in keiner andern Absicht, als sie vom Rheine abzuschneiden, die Besatzungen in Lothringen und im Elsas an sich zu ziehen und sodann in Verbindung mit seinem Adoptiv-Sohn, Eugen Beauharnois, der auf Wien losgehen sollte, den Kriegsschauplatz wieder nach Deutschland zu verlegen. Nicht gering war die Bestürzung der Verbündeten über diesen verwegenen Entschluß eines Verzweifelnden, dem es um

eine

eine letzte Rettung zu thun war; und die Frage, was unter den vorwaltenden Umständen geschehen müsse, wurde im Allgemeinen dahin beantwortet, „daß nichts Anderes übrig bleibe, als dem Verzweifelnden zu folgen."

Schon sollte der Befehl zum allgemeinen Aufbruch nach dem Rhein gegeben werden, als Graf von Diebitsch seinem Kaiser vorstellte, wie vortheilhaft es seyn würde, Napoleons Bewegung zu einem Vorgehen nach Paris zu benutzen, und den Feind dadurch zu täuschen, daß man den Grafen von Winzingerode mit einem Kavallerie-Korps von 8000 Mann aufbrechen ließe, um ihm zu folgen und ihn in dem Wahn zu erhalten, daß er seinen Zweck erreicht habe. Dem Kaiser Alexander leuchtete dieser Rath als heilsam ein. Bei Soude St. Croix und bei la Fare-Champenoise wurden, dort von dem Fürsten von Schwarzenberg, hier von dem Feldmarschall Blücher, die letzten Hindernisse überwunden, die sich dem Marsche nach Paris entgegenstellten. Die Schlachten bei Montmartre und Belleville entschieden das Schicksal der Hauptstadt Frankreichs. Diese kapitulirte in der Nacht vom 30. auf den 31. März. Unmittelbar nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris, erfolgte die Absetzung Napoleons durch den französischen Senat. Als nun Napoleon, seines Fehlgriffs inne geworden, in Fontainebleau angelangt war, blieb ihm, wofern er nicht auf der Stelle alles verlieren wollte, schwerlich etwas Anderes übrig, als wegen seines Ausscheidens mit den verbündeten Monarchen zu unterhandeln. Die List, womit er hierbei zu Werke ging, verwandelte den Traktat von Fontainebleau in eine goldene Brücke, die man dem fliehenden Feinde baute. In diesem

Traktate lagen die Keime zu allen den Begebenheiten, welche das Jahr 1815 so merkwürdig machten: Begebenheiten, welche sich damit endigten, daß das Exil auf Elba sich in ein Exil auf St. Helena verwandelte, und daß Europa endlich von dem Manne befreit wurde, der seit funfzehn Jahren die Ursache der verheerendsten Kriege gewesen war.

Fragt man nun, was seit dem 20. März (dem Tage der Schlacht bei Arcis sur Aube) den Begebenheiten ihre Gestalt und ihren Charakter gegeben habe: so muß man auf den Gedanken zurückkommen, wodurch Graf von Diebitsch seinen Kaiser bestimmte, nach Paris vorzugehen, anstatt dem französischen Kaiser nach dem Rhein hin zu folgen; wir nur den mindesten Sinn für den ursachlichen Zusammenhang der Begebenheiten, vom 21. März 1814 ab, hat, begreift ohne Mühe, daß ohne die Eroberung von Paris, folglich ohne den Rath des Grafen von Diebitsch, der Inhalt der Geschichte ein ganz anderer seyn würde.

Wir haben den General-Lieutenant Grafen von Diebitsch im Eingange dieses Aufsatzes, als einen von den Auserwählten bezeichnet, in deren Bestimmung es liegt, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen; die Richtigkeit unserer Bezeichnung geht, wie wir glauben, aus den beiden Thatsachen hervor, die wir entwickelt haben.

Der von ihm vollbrachte Uebergang über den Balkan läßt sich aber als eine Thatsache anschauen, welche nicht minder folgenreich seyn wird, als die mit dem General-Lieutenant York abgeschlossene Konvention, und der, in einem hochkritischen Moment ertheilte Rath, nach

Paris zu marschiren, anstatt nach dem Rhein zurückzugehen.

Man kann zunächst die Frage aufwerfen: warum jener Uebergang über den Balkan gerade dem Grafen von Diebitsch gelungen sei? In allen Kriegen, welche Rußland seit den Zeiten seiner großen Katharina mit den Türken geführt hat, konnte, sofern es sich um einen großen Erfolg handelte, das Ziel kein anderes seyn, als, nach der Eroberung von Varna, auf Adrianopel loszugehen. Drei Straßen führten dahin: die eine von Hazargrod nach Adrianopel; die andere von Nikopolis auf Kaizanliki; die dritte über die Donau, oberhalb und unterhalb Widdins, und durch ein Vorrücken nach Philippopolis, entweder durch Servien, oder in einer geraden Linie. War dies den früheren russischen Feldherren unbekannt? Man hat keine Ursach, dies anzunehmen. Warum nun scheiterten sie sämmtlich an Schumla? Sie hielten den Uebergang über den Balkan für weit gefährlicher, als er wirklich ist. In keinem Falle ist er mit dem Uebergange der Franzosen über den großen St. Bernardsberg zu vergleichen; und was in ihm bloßes Phantom war, rührte unstreitig nur von der Vorstellung her, welche sich die russischen Feldherren von der Widerstandskraft der Türken in Rumelien machten. Nur allzu oft ist es der Fall, daß die größten Schwierigkeiten nicht in der Wirklichkeit, sondern in der falschen Vorstellung liegen, die wir von dieser haben; und nur hieraus läßt sich erklären, wie so entschlossene Generale, wie ein Bagration, ein Kamenskoi der Zweite, ein Kutusow, zaghaft zu Werke gehen konnten, so oft es darauf ankam, gegen den Mittelpunkt des ottomanischen Reichs

vorzugehen. Was sie leisteten, kann nur in dem Lichte von Versuchen betrachtet werden, die Gefahr nach ihrem ganzen Umfange auszumessen. Unstreitig sind diese Versuche dem General-Lieutenant von Diebitsch zu Statten gekommen. Sein kalter Verstand unterschied aber sehr bald die wirkliche Gefahr von der eingebildeten; und indem er, nach den nöthigen Vorbereitungen, den kürzesten Weg zum Ziele einschlug, erreichte er, zum Erstaunen der Welt, vielleicht zu seinem eigenen Erstaunen, Adrianopel, ohne auf irgend ein wesentliches Hinderniß gestoßen zu seyn.

So vollendet sich alles, wenn der Zeiten Erfüllung gekommen ist; der Uebergang über den Balkan aber bildet eine neue Epoche in der Zivilisations-Geschichte der europäischen Welt, und nächst der Freiwerdung des spanischen und des portugiesischen Amerika, giebt es nichts, was für Europa's Entwickelung noch wichtiger und erfolgreicher wäre, als dieser endlich gelungene Uebergang, so daß der Beiname Sabalkansky mit jedem Jahre ehrenvoller und glorreicher zu werden verspricht.

Hierüber müssen wir uns ausführlicher erklären.

Einem Monarchen, welcher, wie der russische Kaiser Nikolaus, an der Spitze eines Reichs von 375,154 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 59,534,000 Seelen steht, darf man wohl auf sein Wort glauben, daß es ihm nicht um Zuwachs an Territorial zu thun sei, wenn er den Türken den Krieg erklärt; denn würde ein solcher Zuwachs nicht zuletzt mit bloßer Schwäche endigen?

„Was kann denn aber sonst noch der Zweck des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland und der Türkei seyn?“ . . .

Auf diese Frage giebt es keine andere Antwort, als: Rußland strebt nach Zivilisation; und da diese immer nur im freiesten Verkehr mit der Welt zu erringen ist, so will es vor allen Dingen, daß das schwarze Meer aufhören soll, ein bloßes Binnen-Meer für Rußland zu seyn, was nur in sofern möglich ist, als die freieste Kommunikation mit dem mittelländischen Meere nicht länger den Hindernissen unterliegt, welche auf der Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen allen russischen Handel von dem guten Willen der türkischen Regierung abhängig gemacht haben.

Vielleicht ist die Politik des russischen Kabinets seit mehr als einem Jahrhundert gemißdeutet worden. Wie dem aber auch sei: am Tage liegt, daß das baltische Meer, vermöge seiner nördlichen Lage, nicht hinreicht, dem ungeheuren russischen Reiche die Entwickelung zu geben, auf welche es Anspruch zu machen berechtigt ist. Peters des Großen Schöpfung war nicht viel mehr, als das Werk der Noth zu einer Zeit, wo das türkische Reich noch für stark galt — wo wenigstens Rußland sich nicht stark genug fühlte, um die Forderungen zu machen, die es seit Katharina's der Zweiten Zeit zu machen nicht aufgehört hat. Die Verlegung des Sitzes der Regierung nach St. Petersburg hat jedoch seit mehr als einem Jahrhundert standhaft dahin gewirkt, daß Rußlands Zivilisations-Bedürfniß im Zunehmen geblieben ist; und wie hätte dies Bedürfniß wachsen können, ohne auf den Gedanken einer Niederlassung im Süden zu führen, da das Gesuchte nur auf diesem Wege zu finden war? So entstand die Niederlassung in Odessa, welche von ihrem ersten Anfange an

die Nothwendigkeit in sich schloß, über die Ausflüsse des schwarzen Meeres zu gebieten, weil sie sonst nur unfruchtbar und kostspielig blieb.

Man darf also behaupten, daß alle die Kriege, welche Rußland seit etwa 60 Jahren mit der Türkei geführt hat, keinen anderen Zweck gehabt haben, als die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen zu gewinnen. Um Territorial-Vergrößerungen handelte es sich dabei immer nur, sofern sie Mittel zum Zweck waren: eine andere Nothwendigkeit sprach nicht dafür, und wären die Türken nicht in einem so hohen Grade Barbaren gewesen, daß sie den Verkehr Rußlands mit der ganzen zivilisirten Welt für ihr Bestehen hätten benutzen müssen, so ist zu glauben, daß der Friede von Kudschuck-Kainardschi nie eine Unterbrechung würde erfahren haben. Alle, seit dem Jahre 1774 geführten, zum Theil sehr blutigen Kriege zwischen Rußland und der Türkei, haben in letzter Auflösung, von Seiten der ersteren Macht, keinen anderen Zweck gehabt, als derjenige ist, den auch der gegenwärtige hat, nämlich dem schwarzen Meere den Charakter eines bloßen Landsee's zu nehmen, und ihm den einer Weltstraße zu geben. Hätte also die türkische Regierung ihre von einer Zeit zur andern gegebenen Verheißungen nicht immer wieder zurückgenommen, um den russischen Handel zu belästigen: so würde Friede und Einigkeit zwischen beiden Reichen Statt gefunden haben. Wie es scheint, wird freilich ein höherer Grad von Aufklärung, als den Türken eigen ist, erfordert, um sich zu der Anschauung zu erheben, daß, weil das Meer weder bebaut noch besessen werden kann, und für Menschen nichts weiter ist, als der

einzige wirklich öffentliche Fahrweg, auf welchem sie sich einander begegnen sollen, jeder Anspruch auf Herrschaft zur See, ja, jede eigensüchtige Benutzung einer mehr oder minder vortheilhaften Lage zur Beschränkung des Verkehrs, einer Kriegserklärung gleich kommt. Doch sollen 59 Millionen Russen anhaltend leiden, damit die türkische Regierung in der ungestörten Benutzung zweier Meeresengen das Mittel finde, ihr veraltetes Daseyn fortzusetzen? In der That, es bedarf nur eines flüchtigen Hinblicks auf den Bosphorus und die Dardanellen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Abhängigkeit, worin die türkische Regierung die Betriebsamkeit Rußlands von ihrer Willkühr erhalten möchte, eben so unnatürlich als verdammlich ist. Diese Meerengen sind kaudinische Gabeln für den russischen Handel; und weil sie nichts weiter sind, so hat die russische Regierung nicht aufhören können mit Versuchen zur Fortschaffung des größten Hindernisses, das jemals dem Gedeihen eines großen Reiches im Wege stand.

Die Uebersteigung des Balkans hat entschieden. Daß Graf von Diebitsch sich mit einem ansehnlichen Heere in Adrianopel befindet, leistet Gewähr für eine unabsehbare Zukunft; in der That, eine weit zuverlässigere Gewähr, als aus einer vollendeten Eroberung der Moldau und Wallachei hervorgegangen seyn würde. Die einmal aufgefundene Bahn kann in jedem Augenblick wieder betreten werden; wird sie aber zum zweiten Male betreten, dann darf man nicht bei Adrianopel stehen bleiben, um Friedensanträge zu erwarten, die sich in gänzlicher Ergebung aussprechen. Die Selbstständigkeit des türkischen Reiches

ist im Jahre 1829 für immer verloren gegangen. Dies Reich kann noch fortdauern; allein es hat aufgehört irgend eine Bedeutung, irgend ein Gewicht in der europäischen Waage zu haben. Rußlands Kaiser hat keinen Grund, noch mehr zu fordern, als was ihm als eine natürliche Folge des Zwecks der von ihm gemachten Anstrengungen zu Theil werden muß. Vergrößerungen in Asien können nothwendig seyn, um Erworbenes mit besserem Nachdruck zu beschützen; doch dürfte dadurch wenig gewonnen werden, weil Gebirgsvölker überall denselben Charakter haben: einen Charakter, der, indem er aus Armuth und Tapferkeit zusammengesetzt ist, dem Raubkriege nur ungern entsagt. Den eigentlichen Lohn für seine Anstrengungen muß Rußland in Europa finden; und zwar in der fortan nicht länger gestörten freien Kommunikation mit den sämmtlichen Anwohnern des mittelländischen Meeres, d. h. darin, daß das schwarze Meer aufhört ein bloßer Landsee zu seyn, indem die beiden Meerengen, bei Konstantinopel und beim Meer di Marmora, ihre Hemmungskraft verlieren und die Natur freier Ströme annehmen.

Es kann voreilig, es kann sogar vorwitzig scheinen, daß wir zum Schlusse noch einige Worte über die Folgen eines Friedens hinzufügen, der, seinem buchstäblichen Inhalte nach, gar noch nicht bekannt geworden ist; allein wir wollen uns durch die Furcht vor möglichem Tadel nicht abhalten lassen, über diesen wichtigen Gegenstand unsere Meinung auszusprechen, wobei sich ganz von selbst versteht, daß wir von der Voraussetzung ausgehen, dem grossen russischen Reiche könne der freieste Weltverkehr, den seine Lage mit sich bringt, nun nicht länger vorenthalten werden.

Zur Sache!

Die bei weitem wichtigste Erscheinung der gegenwärtigen Zeit ist keine andere, als daß der Krieg, der früher nur Eroberungszwecken diente, sich nach und nach in ein Zivilisations-Mittel verwandelt hat. Wenige kennen die Ursache dieser Verwandlung; sie läßt sich aber deßhalb nicht minder auf eine sehr bestimmte Thatsache zurückführen, und diese ist die Befreiung Amerika's, des spanischen sowohl als des portugiesischen, von den Bestimmungen der Mutterländer. Napoleon Bonaparte glaubte sich zum Herrn der europäischen Welt zu machen, wenn er die pyrenäische Halbinsel eroberte. Was aber war die letzte Folge dieses Wahnes? Seine unverkennbare Virtuosität als Heerführer lösete sich auf in einen Hebammendienst, den er dadurch verrichtete, daß er die Nabelschnur zerschnitt, wodurch das portugiesische Amerika an Lissabon, das spanische Amerika an Cadiz hing. Unstreitig beschleunigte er nur, was ohne seinen Ehrgeiz ein halbes Jahrhundert später unabtreiblich erfolgt seyn würde; allein die ganze europäische Politik war deßhalb nicht weniger dadurch verändert, daß Lissabon und Cadiz ihre frühere Bedeutung verloren hatten. Die Idee des Gleichgewichts, so wie dieses früher aufgefaßt und gehandhabt wurde, war nun nicht länger anwendbar; und mit ihr traten Merkantil-System, Kolonial-Besitz und Monopol in den Hintergrund der Zeit zurück. Was Napoleon Bonaparte für die höhere Zivilisation geleistet hatte, war wider seinen Willen erfolgt. Allein die Idee der Handelsfreiheit drängte sich deßhalb nicht weniger vor; und kaum waren, seit seiner Verbannung nach St. Helena zehn

Jahre verflossen, als man, selbst in England, darüber zur Besinnung kam, daß fortan die Gründung der Handelsfreiheit alle Ideen von Eroberung und Gebietszuwachs in Europa ersetzen müsse, weil der Vergesellschaftungszweck dadurch auf eine unendlich vortheilhaftere Weise erreicht wird.

Die Verkündiger des neuen Völkerrechts waren Canning und Huskisson: jener als Vertheidiger der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit; dieser als Vertheidiger der Handelsfreiheit. Canning ist nicht mehr; aber die Emanzipation der Katholiken ist selbst unter Lord Wellingtons Ministerium erfolgt. Huskisson hat für den Augenblick dem Kampfe entsagt, worin er mit veralteten Vorurtheilen von der Nützlichkeit der Prohibitionen, d. h. der Monopole, getreten war; allein spricht die Unruhe der arbeitenden Klassen deßhalb weniger für die Wohlthätigkeit des von ihm verfolgten Zieles? Canning und Huskisson sind aber nicht die einzigen ihrer Art. Es giebt vielleicht keinen Staat mehr in Europa, wo die Politik des abgewichenen Jahrhunderts unbedingte Verehrer fände; wenigstens ahnet man überall, daß, wie Gesetzgebung und Polizei keinen anderen Zweck haben, als die Provinzen eines und desselben Landes ein gemeinschaftliches Leben leben zu lassen, so auch die Politik, als Wissenschaft, nicht darauf ausgehen dürfe, die Völker zu entzweien, um von dem allgemeinen Nachtheil Vortheil zu ziehen. In großer Allgemeinheit kommt man darüber zur Erkenntniß, daß Scheidungen durch Berge und Flüsse ein trauriger Behelf sind, sofern es darauf ankommt, höheres Wohlseyn zu bereiten; in großer Allgemeinheit begreift man, daß Verthei-

digungs-Linien, Kanonen und Soldaten ihre Bestimmung verändert haben, und gegenwärtig einer Betriebsamkeit dienen, die früher nur ein Gegenstand der Unterjochung war.

Würde ein russisches Heer, das unter Katharina der Zweiten, unter Paul dem Ersten und selbst unter Alexander dem Ersten bis nach Adrianopel vorgedrungen wäre, sich die Genugthuung versagt haben, auch Konstantinopel zu erobern und dem türkischen Reiche auf einen Schlag ein Ende zu machen? Worin nun liegt es, daß Nikolaus über diesen Punkt anders denkt, als seine Vorgänger? Man beantworte diese Frage wie man wolle: immer wird man darauf zurückkommen müssen, daß die Politik des jetzt regierenden Kaisers von dem Grundsatze ausgeht, „nicht durch Vergrößerungen, wohl aber durch Handelsfreiheit, und durch eine, von dieser herrührende grössere Belebung werde dem großen russischen Reiche eine bleibende Wohlthat erwiesen.“ Und dieser Grundsatz ist der einzig richtige. Nicht zehn Jahre werden verfließen, ohne daß Odessa sich zu einem Glanz erhebt, den seine Lage in einer dürren Wüste nur verstärken kann. Bei dieser Niederlassung war alles auf die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen berechnet; und da diese von den Türken immer wieder streitig gemacht wurde, so konnte Odessa nicht empor kommen. Jetzt steht alles anders. Jene freie Durchfahrt ist nicht bloß für Rußland, sie ist für die ganze Handelswelt erobert; und indem das große russische Reich sich in Odessa zusammenengen wird, werden nicht bloß Rußlands Städte, sondern auch alle Anwohner des mittelländischen Meeres zu einem

neuen Leben erwachen, zu einem Leben, in welchem der letzte Ueberrest des Prohibitiven und des Monopols, woran Europa jetzt noch kränkelt, sich, wie in heiliger Gluth, verzehren wird. Was im Westen durch die Freiwerdung der spanischen und portugiesischen Kolonien für die Handelsfreiheit geschehen ist, das ist im Osten durch den Uebergang über den Balkan so verstärkt worden, daß aller Widerstand, wo er auch angetroffen werde, in sich selbst zusammenfällt.

Man glaube jedoch, wofern man sich nicht absichtlich täuschen will, bei Leibe nicht, daß diese große Revolution zu Stande kommen könne, ohne, sowohl für Rußland als für die Türkei, die wesentlichsten Veränderungen nach sich zu ziehen. Das schwarze Meer kann nicht der Mittelpunkt eines unermeßlichen Handels werden, ohne daß das Gewicht des russischen Reichs sich diesem Meere zuneigt, d. h. ohne daß Petersburg einen großen Theil der Bedeutung verliert, die es als erste Hauptstadt bisher gehabt hat; es entsteht sogar die Frage, ob es unter den neuen Umständen, die sich unfehlbar ergeben werden, der Sitz der Regierung bleiben kann. In unserer Ansicht der Dinge muß ein Friede zwischen Rußland und der Türkei, dessen Hauptbedingung die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen ist, Moskau wieder zur ersten Hauptstadt des russischen Reichs machen, und das westliche Europa von allen den Befürchtungen befreien, womit es seit etwa funfzehn Jahren von denjenigen geängstigt worden ist, die, in Bezug auf dies Reich, an eine unbedingte Eroberungssucht glaubten.

Die entgegengesetzte Wirkung könnte leicht für die

Türkei eintreten. Nur bis zum Jahre 1730 bildete Konstantinopel den Mittelpunkt des Reichs; durch den Verlust der Provinzen, welche das schwarze Meer im Norden, Westen und Osten begränzen, wurde es zur Gränzfestung, die das Reich vertheidigte, anstatt von diesem vertheidigt zu werden. Fügt man nun dieser Abhängigkeit die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen hinzu — was wird alsdann aus dem Sultan? Das, was aus jedem Suverän werden würde, der unaufhörlich zwanzig Kriegesschiffe aller Nationen unter seinem Fenster sähe: ein bloßer Hafen-Kapitän. Die Hauptstadt wird sich also entfernen müssen. Unstreitig wird man sagen: „die durch den Uebergang über den Balkan erzwungene freie Durchfahrt durch den Bosphorus ist in sich selbst nichts weiter, als eine unwiderstehliche Aufforderung an die türkische Regierung, sich zu zivilisiren." Allein man zivilisirt sich nie Knall und Fall; und bei einer andern Gelegenheit haben wir gezeigt, daß die Ermordung der Janitscharen und was sonst noch geschehen ist, um mit den Westeuropäern auf gleiche Linie zu kommen, einen sehr schwachen Anfang im Zivilisations-Geschäft bildet. Was mehr als viertehalb Jahrhunderte vernachlässigt ist, läßt sich in einem Menschenalter nicht nachholen.

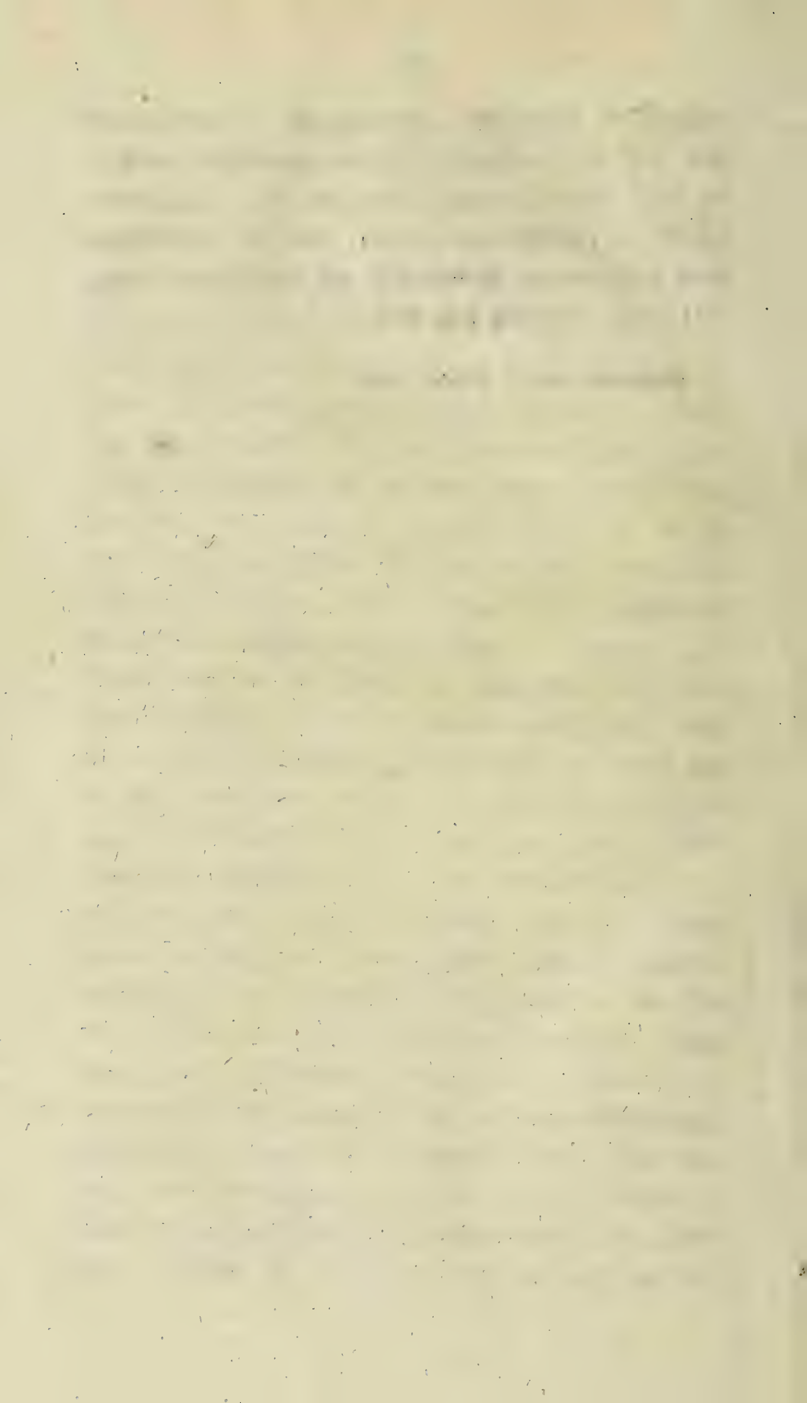
Inzwischen hat die türkische Regierung keinen Augenblick zu verlieren, wenn sie der zu lösenden Aufgabe gewachsen bleiben will; und diese Aufgabe ist unstreitig um so schwieriger, weil Rußland nicht ermangeln wird, theils zur Entschädigung für gehabte Kriegskosten, theils zur Schadloshaltung für seine so vielfältig bedrückten

Kaufleute eine namhafte Kriegs=Kontribution zu fordern. Allerdings kann über dies alles nur der Erfolg entscheiden; doch wer sich gegen die schlimme Lage des Sultans nach dem Frieden verblenden und den Umstand, daß keine, oder nur sehr unbedeutende Territorial=Verluste zu machen sind, besonders hervorheben wollte, würde immer nur seine Unbekanntschaft mit den Gesetzen, nach welchen gesellschaftliche Erscheinungen erfolgen, zur Schau tragen. Ganz gewiß hat die Türkei in dem letzten Friedensschluß ein politisches Daseyn gerettet; doch die Frage ist: „auf wie lange?" Nie wird es die Schuld der europäischen Regierungen seyn, wenn sich, nach einigen Jahren, finden sollte, daß der Sultan und sein Divan unfähig sind, ihre Lage zu ertragen. Der Kampf geht von der Zivilisation gegen das, was ihren Gegensatz bildet. In diesem Kampfe auszuhalten, wenn es an allen Vertheidigungsmitteln fehlt — wann und wo wäre dies erlebt worden? Bedenkt man, daß der Lage der türkischen Regierung durch den Frieden, dessen Gegenstand Griechenland ist, eine Verschlimmerung bevorsteht; bedenkt man insbesondere, daß diese Regierung, vermöge ihrer Kreditlosigkeit, alle Rettungsmittel nur in der Anwendung des Aeußersten der Gewalt finden kann: so ist nicht länger zweifelhaft, durch welche Art der Revolution Europa zu dem Frieden gelangen wird, den der Stand der politischen Wissenschaft als den einzig dauerhaften bezeichnen möchte, ohne dazu eine andere Berechtigung zu haben, als die, welche in einer richtigen Auffassung der Erscheinungen seit dem Jahre 1808 enthalten ist. Was aber auch in Bezug auf den

verhandelten Gegenstand geschehen möge: immer wird man auf den entschlossenen Mann zurückgehen müssen, der durch seinen Uebergang über den so lange gefürchteten Balkan ein Phantom zerstörte, das der Entwickelung eines vollkommnern Völkerrechts, als das bisherige war, nicht länger hinderlich seyn wird.

Geschrieben, den 2. Oktober 1829.

B.



Untersuchungen

über

die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Regierung Friedrichs des Ersten vom Geschlecht der Hohenzollern.

Mit den Titeln eines Markgrafen zu Brandenburg, und eines Erzkämmerers und Kurfürsten des heil. römisch. Reichs, kehrte der Burggraf Friedrich der Sechste von Kostnitz nach der Mark zurück. Während seiner Abwesenheit hatte seine Gemahlin zu Tangermünde jenen Prinzen geboren, der in der Taufe den Namen Albrecht erhielt: ein Name, dem späterhin die Bewunderung der Zeitgenossen den Beinamen Achilles hinzufügte. Die Mutter dieses merkwürdigen Fürsten, den wir weiter unten nach seiner Größe darzustellen versuchen werden, war eine baiersche Prinzessin mit Namen Elisabeth. In der Geschichte lebt sie fort unter der Benennung der „schönen Else." Doch war es nicht ihre Schönheit allein, wodurch sie Eindruck auf ihre Zeitgenossen

machte; es läßt sich sogar behaupten, daß der Ausdruck „schöne Else" nur entstanden sei aus dem Unvermögen, die sittlichen Eigenschaften dieser Fürstin genauer zu bezeichnen. Aus Allem geht hervor, daß sie zu den ausgezeichnetsten Frauen aller Zeiten gehörte. Sie regierte das Land, so oft ihr Gemahl, wie es nur allzu häufig geschah, sei es in den Angelegenheiten des Reichs, oder in denen seiner fränkischen Fürstenthümer, abwesend war; das aber, wodurch sie für das ganze Land zum Muster wurde, war der Ernst, womit sie ihrem häuslichen Wirkungskreise vorstand, hauptsächlich als Erzieherin ihrer Kinder, die ein Gegenstand der zärtlichsten Fürsorge für sie waren.

Wir haben bisher noch nichts von dem Geschlecht der Hohenzollern gesagt; doch dürfen wir diesen Gegenstand nicht mit Stillschweigen übergehen.

Wenn die Genealogen zu allen Zeiten ihren ganzen Witz aufgeboten haben, regierenden Häusern ein hohes Alter zuzuschreiben, so sind sie wenigstens in sofern von einem richtigen Gedanken geleitet worden, als in dem hohen Alter eine Art von Beweis liegt, daß regierende Häuser ihre Bestimmung, die Gesellschaft sittlichen Zwekken gemäß zu leiten, erfolgreich erfüllt haben; denn an und für sich, hat das hohe Alter eines Geschlechts keinen Werth, und mit dem besten Rechte von der Welt, sagt Friedrich der Zweite in seinen Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg: „es verschlägt sehr wenig, daß man das Geschlecht der Hohenzollern von Wittekind, von den Guelphen oder von irgend einem andern Stamm herleitet; denn alle Menschen sind, wie ich glaube, gleich alten Ursprungs." Dieser große König fügt hinzu: „die Erfor-

schungen der Genealogen, und die Beschäftigungen solcher Gelehrten, welche sich mit den Etymologien der Wörter befassen, bilden so geringfügige Gegenstände, daß denkende Köpfe davon unberührt bleiben sollten; es bedarf merkwürdiger Thatsachen, es bedarf solcher Dinge, die fähig sind, die Aufmerksamkeit vernünftiger Leute zu fesseln."

Ganz zuverlässig ist die Dynastie Hohenzollern durch irgend einen ausgezeichneten Mann gegründet worden; ob dies aber der Graf Tassilo zu Anfang des neunten Jahrh. gewesen sei — wer will darüber entscheiden, da es an allen schriftlichen Denkmälern fehlt? Es ist nichts weiter, als bloße Vermuthung, wenn behauptet wird, das noch jetzt in Schwaben blühende Geschlecht der Hohenzollern leite seinen Ursprung von dem alten herzoglich-baierschen Hause her. Die Geschichte des Hauses Hohenzollern liegt bis nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts so sehr im Dunkeln, daß jeder Aufhellungsversuch gleich vergeblich seyn würde. Zwar ist die Rede von einem Danco, einem Rudolph dem Ersten, einem Otho, einem Wolfgang, einem Friedrich dem Ersten, einem Friedrich dem Zweiten, einem Friedrich dem Dritten, einem Burchard, einem Friedrich dem Vierten und einem Rudolph dem Zweiten; allein, obgleich diese elf Fürsten nothdürftig hinreichen, einen Zeitraum von fast vier Jahrhunderten auszufüllen: so bleiben sie doch zuletzt nur bloße Namen, an welche sich keine Thatsachen knüpfen. Durch Friedrich und Konrad, Söhne Rudolphs des Zweiten, theilte sich das hohenzollersche Haus zuerst in zwei Linien: während Friedrich im Besitz der Grafschaft Hohenzollern in Schwaben blieb, wurde Konrad, man weiß nicht, ob durch die Gnade Friedrichs

des Ersten, deutschen Kaisers, oder durch Vermählung, Burggraf von Nürnberg. Dieser also muß als der Stifter derjenigen Linie des hohenzollerschen Geschlechts betrachtet werden, von welcher die gegenwärtigen Könige von Preußen abstammen. Als Konrads nächste Nachfolger werden genannt: Friedrich der Erste i. J. 1216, Konrad der Zweite i. J. 1260, Friedrich der Zweite i. J. 1270, Friedrich der Dritte, der von seinem Schwager, dem Herzog von Meran, die Herrschaften Baireuth und Kadolsburg erbte, Johann der Erste i. J. 1298 und Friedrich der Vierte i. J. 1332.

Von den zuletzt genannten waren Friedrich der Zweite und Friedrich der Dritte die Ersten ihres Geschlechts, die sich dem deutschen Reiche wichtig machten: Friedrich der Zweite, sofern er nach dem Untergange des hohenstaufischen Geschlechts, in Verbindung mit dem Kurfürsten von Mainz, den Grafen Rudolph von Habsburg auf den Kaiserthron erhob; Friedrich der Dritte, sofern er für Ludwig von Baiern den Sieg entschied, als Friedrich von Oesterreich die Kaiserkrone durch das Schwert gewinnen wollte, nachdem die Mehrheit der Kurstimmen, d. h. das Gesetz, sich für jenen erklärt hatte. Das Emporkommen der Burggrafen von Nürnberg hing unstreitig mit Dingen zusammen, welche von den Geschichtschreibern nicht hinreichend beachtet worden sind. Ursprünglich waren Burggrafen nur Beamte, und als solche Verwalter der kaiserlichen Burgen oder festen Schlösser mit den dazu gehörigen Ländereien. Damit verbanden sie späterhin die Gerichtsbarkeit, nicht nur über die Burgen, sondern auch über das umherliegende Land. Die fürstliche Würde war hiervon unzertrennlich; doch knüpfte sich an diese noch

nicht die Erblichkeit. Konrad der Erste und seine nächsten Nachfolger waren als Burggrafen von Nürnberg nur kaiserliche Statthalter und Befehlshaber, sowohl über die Besatzung der Burg, als auch über die Stadt Nürnberg und über die zur Burg gehörigen Ländereien; doch näherten sie sich bereits der Erblichkeit. Nichts kam ihnen dabei noch mehr zu Statten, als der Verfall, in welchen das Kaiserthum unter den Hohenstaufen gerieth, die, indem sie Deutschland von Italien aus beherrschen wollten, alle Fundamente des kaiserlichen Ansehns erschütterten. Die Erblichkeit, welche sich in dem Zeitraum eines Jahrhunderts (von 1152 bis 1250) feststellte, umfaßte auch das Burggrafthum; und so geschah es, daß Ländereien, welche ursprünglich zur Ausstattung des Amts gedient hatten, das Eigenthum der Familie wurden, die im Besitz des Amtes war: eine Erscheinung, welche um so weniger ausbleiben konnte, wenn die im Amt befindliche Familie durch Ankauf, durch Heirath und andere Verbindungen ihr Ansehn und ihre Macht vergrößert hatte . . .

Friedrichs des Vierten Nachfolger waren: Konrad der Vierte im Jahre 1334, Johann der Zweite im Jahre 1357, Albrecht der Schöne im Jahre 1361 und dessen Neffe Friedrich der Fünfte, welchen Kaiser Karl der Vierte auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1363 zum Reichsfürsten und sogar zu seinem Statthalter ernannte. Dieser Friedrich theilte die Länder seiner Burggrafschaft im Jahre 1402 unter seine beiden Söhne, Johann den Dritten und Friedrich den Sechsten; da aber Johann der Dritte bei seinem Hintritt im Jahre 1420 keine Erben hinterließ, so kam das Fürstenthum Baireuth oder die

Länder oberhalb des Gebirges, an Friedrich den Sechsten zurück, so daß dieser beide fränkische Fürstenthümer mit der Mark Brandenburg vereinigte, folglich einer der angesehensten Fürsten Deutschlands durch den Umfang seiner Länder war.

So viel über den Ursprung und Fortgang des hohenzollerschen Geschlechts, das sich, gleich dem habsburgischen, durch kluge Benutzung der Umstände empor zu bringen verstand, in jener Zeit jedoch, wo Friedrich der Sechste die Mark für etwa 400,000 Dukaten erwarb, schwerlich die große Bestimmung ahnete, der es entgegen ging . . .

Nachdem der erste Kurfürst des hohenzollerschen Geschlechts von dem Konzilium zu Kostnitz heimgekehrt war, schlug er seinen Wohnsitz zu Berlin auf, das von jetzt an die Hauptstadt des Landes wurde. Seine Hauptsorge ging jetzt dahin, alles, was unter der schlechten Verwaltung der Wittelsbacher und Luxemburger von dem Kurstaat an benachbarte Fürsten gekommen war, wieder an sich zu bringen; und was hätten schwache Nachbarn, wie die Herzoge von Mecklenburg und Pommern, wohl einem Fürsten versagen mögen, der im Besitz einer Kanone war und — die Gunst des Kaisers gar nicht in Anschlag gebracht — bei der ganzen Christenwelt in Achtung stand? Was Mecklenburg und Pommern der Mark entzogen hatten, wurde ohne große Anstrengung wieder erobert und zu Perleberg ein Vertrag geschlossen, wodurch Friedrich der Zweite in den Besitz der Uckermark und Priegnitz zurücktrat, und die früheren Lehnsverhältnisse zu den Herzogen von Pommern und Mecklenburg wieder herstellte. Er hatte dem deutschen Orden den Pfandschilling (63,000 ungarische

Gulden) wofür dieser die Neumark besaß, nicht zurückbezahlt, als, i. J. 1422, das Herzogthum Sachsen-Wittenberg durch den Hintritt Albrechts des Dritten, Kurfürsten von Sachsen, erledigt wurde. Dieser Kurfürst war der letzte Sprößling des askanischen Mannsstamms, und folglich das erledigte Herzogthum ein Theil der Erbländer des askanischen Hauses. Zu den vielen Bewerbern um das Herzogthum Sachsen-Wittenberg gesellte sich nun Friedrich der Erste mit einem gedoppelten Rechtsanspruch, nämlich als Markgraf zu Brandenburg, welcher mit seinem Domän alles wieder vereinigen wollte, was ehemals unter Albrecht dem Bär dazu gehört hatte, und als Vertreter der Rechte seines ältesten Sohnes Johann, der mit einer Tochter des verstorbenen Kurfürsten von Sachsen vermählt war. Sein vornehmster Nebenbuler war Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen. Ihn begünstigte der Kaiser Sigismund aus Gründen, über welche er unstreitig am besten belehrt war; denn der von ihm angeführte Grund, „es sei nicht viel erhört und der Reichsverfassung entgegen, daß Vater und Sohn zwei Kurfürstenthümer besitzen sollten," fand seine Widerlegung in der Thatsache, daß sowohl Karl der Vierte, als Wenzel, zugleich Könige von Böhmen und Kurfürsten von Brandenburg gewesen waren. Genug Friedrich der Streitbare siegte in diesem politischen Zwist, und Friedrich der Erste, um nicht mit dem Kaiser zu zerfallen, begnügte sich mit einer Entschädigung von 10,000 Schock böhmischen Groschen, welche jener für die Allodial-Herrschaft der Prinzessin Barbara bezahlte. Dies war der im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Deutschland übliche Münzfuß. Aus reinem

Silber geschlagen, war ein Schock böhmischer Groschen gleich einer Mark Silbers. Die Prinzessin Barbara erhielt also, die Mark Silber zu 14 Thaler gerechnet, eine Entschädigung von 140,000 Thalern; so groß war in diesen Zeiten der Werth der edlen Metalle.

Der Kurstaat, an dessen Spitze Friedrich der Erste seit dem Jahre 1427 (wo die letzten Verträge mit Pommern und Mecklenburg geschlossen wurden) stand, hatte eine Territorial-Größe von 381 Geviertmeilen. Ueber die Bevölkerung desselben läßt sich nichts Genaues sagen. Am Tage liegt, daß, da die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen im funfzehnten Jahrhundert vergleichungsweise nur gering war, die Bevölkerung schwerlich die Hälfte derjenigen betrug, die wir gegenwärtig kennen. Selbst Ackerbau und Viehzucht konnten nicht blühend seyn, da es ihnen noch so sehr an der Aufmunterung fehlte, die sie durch die städtische Betriebsamkeit erhalten. Stadt und Land standen sogar in einem vielseitigen Widerstreit, zu dessen Ausgleichung es noch an allen den Mitteln fehlte, welche eine spätere Kultur gewährt hat. Was man auch dagegen einwenden möge: Leibeigenschaft war das Grundverhältniß der Gesellschaft, und sie war es wegen keiner anderen Ursache, als weil das noch nicht vorhanden war, was die Leibeigenschaft in Erbunterthänigkeit und diese zuletzt in bürgerliche Freiheit verwandelt. Der Landesherr war also nur das Haupt des Adels, und hatte keine andere Bestimmung, als diese Klasse bei ihren Vorrechten zu beschützen. An einen Organismus der Regierung fehlte es gänzlich, es sei denn, daß man ihn in den Landvoigteien und in dem, was diesen untergeordnet war, oder

wenigstens als untergeordnet gedacht wurde, d. h. in den Amtshauptmannschaften oder Voigteien, auffinden will. Im Großen genommen hatte der Landesherr es bei weitem mehr mit seinen eigenen Angelegenheiten, als mit denen der Gesellschaft zu thun; es bleibt sogar zweifelhaft, ob es einen obersten Gerichtshof gab. Wie auf allen übrigen Punkten der europäischen Welt, so hat sich auch in der Kurmark alles Verfassungsmäßige sehr allmählig gebildet; und zwar nach dem Gesetz, das überall dabei vorgewaltet hat, d. h. nach den veränderten Bedürfnissen der Gesellschaft, welche zum Theil aus dem Innern derselben hervorgingen, zum Theil von außen her aufgedrungen wurden.

Um Friedrich den Ersten in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, haben die späteren Bearbeiter der Thatsachen, deren Aufeinanderfolge die Geschichte des brandenburgischen Hauses bildet, nicht unterlassen, an ihm zu rühmen, daß er, außer seiner Muttersprache, noch die lateinische, die italiänische und die französische mit Fertigkeit geredet habe. Diese Art der Lobrede ist fast kindisch; denn es würde daraus nichts weiter folgen, als daß Friedrich, wenn er nicht Markgraf und Kurfürst gewesen wäre, sich als Sprachmeister hätte ernähren können. Ist es nicht unmöglich, ein vortrefflicher Landesfürst zu seyn, ohne damit jene Geistesflitter zu vereinigen, welche durch die Bekanntschaft mit ausländischen Sprachen gewonnen werden: so würden Friedrichs des Ersten vermeintliche Lobredner wahrlich besser daran gethan haben seine Sprach-Kenntniß mit Stillschweigen zu übergehen, und dafür nur geltend zu machen, daß er ein gerechter Regent war, der das, was gegen ihn gesündigt war, nicht weiter bestrafte, als

die Natur des Vergehens es heischte, der sich folglich nicht auf fremde Kosten bereicherte und in jeder Beziehung eine solche Stellung in der Gesellschaft zu nehmen verstand, daß man zu ihm und seinem Geschlechte Vertrauen fassen konnte. Hierauf allein beruhete die Vortrefflichkeit dieses Fürsten, nicht darauf, daß er etwa mit Petrarca's Sonetten bekannt war, und sich in der französischen Sprache, die zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts noch keine Literatur aufzuweisen hatte, über gewöhnliche Dinge auszudrücken wußte. Das Leben dieses Fürsten hatte seinen Charakter nur in der Praxis. Von Jugend auf Krieger und Staatsmann, hatte es ihm nie an Gelegenheit gefehlt, umfassende Erfahrungen zu machen; und indem er diese auf die Gesellschaft, an deren Spitze er stand, gewissenhaft anwendete, wollen wir ihm sogar zu Gute halten, daß er nicht über sein Jahrhundert hinausging, um sich in Dinge einzulassen, welche den allgemeinen Frieden zerstört haben würden, ohne das Mindeste zu verbessern.

Die Kurzsichtigkeit der Geschichtschreiber Brandenburgs hat sich noch von einer andern Seite bewährt. Nicht zufrieden damit, den ersten Kurfürsten des hohenzollerschen Geschlechts eine Bildung zuzuschreiben, welche seinem Zeitalter fremd war, kommen sie auch darin überein, daß sie die Mark als in Unwissenheit und Aberglauben versunken darstellen. Sie bedachten nicht, daß Aufklärung ein sehr relativer Begriff ist, so daß es sich, so oft von Aufklärung die Rede ist, nie um etwas Absolutes, sondern immer nur um Grade handelt; sie bedachten aber noch weit weniger, daß, wenn einmal ein Zusammenhang in einer gegebenen Welt, wie z. B. die europäische zu Anfang des funfzehnten

Jahrhunderts war, Statt findet, kein Theil derselben wesentlich in der Aufklärung zurückbleiben kann. Wie vieles von dem, was das gegenwärtige Zeitalter auszeichnet, war vor vier Jahrhunderten noch gar nicht vorhanden! Da, wo es, außer der Viehzucht und dem Ackerbau, nur grobe Handwerke giebt, da, wo Künste und Wissenschaften noch in einer Art von Verpuppung liegen, da, wo die Astronomie noch Astrologie, die Chemie noch Alchemie ist, da, wo noch Niemand eine Ahnung davon hat, daß die Erscheinungen, sie mögen der physischen oder der sittlichen Welt angehören, nach bestimmten Gesetzen erfolgen, die man kennen muß, um die Erscheinungen selbst in seine Gewalt zu bekommen: da herrscht nothwendig die theologische Philosophie, als die älteste und einfachste aller Philosophien, und wenn ihre ersten Bekenner sich die Freiheit nehmen, die Gesellschaft nach ihrer besten Einsicht zu leiten, so ist dies so wenig ein Gegenstand der Verwunderung, daß man sogar darüber erstaunen müßte, wenn es nicht der Fall wäre. Die Aufgabe der Regierer ist, im Allgemeinen genommen, zu allen Zeiten dieselbe gewesen: es kam nämlich immer nur darauf an, die Regierten dem gesellschaftlichen Zweck gemäß zu leiten. Ueber die Mittel entschied in allen Perioden der Kultur-Grad. Wo dieser dem Wunderglauben günstig war, da machte man Gebrauch vom Wunderglauben; und war er es nicht mehr, so nahm man seine Zuflucht zu andern, der herrschenden Stimmung entsprechenderen Mitteln. Wo also jemals Priesterkünste getrieben wurden, da waren sie nothwendig, und weit davon entfernt, hieraus einen Gegenstand der Anklage zu machen, sollte man sich als Geschichtschreiber

nur damit begnügen, das Phänomän nach allen Seiten beobachtet zu haben; ja, um vollkommen unpartheiisch zu seyn, sollte man diese Art von Betriebsamkeit jeder andern gleichsetzen, aus welcher irgend ein materieller Nutzen entspringt.

In dieser Anschauung, die uns die einzige, eines ächten Historikers würdige zu seyn scheint, wollen wir von einer Eigenthümlichkeit der Mark Brandenburg reden, die sich länger als ein Jahrhundert in ungeschwächter Kraft erhielt, und Spuren zurückgelassen hat, die noch jetzt der Beachtung werth sind. Wir deuten hier auf das Wunderblut hin, wodurch das Dorf Wilsnack in der Priegnitz in eine Stadt verwandelt wurde. Der ganz natürliche Gang in dieser Sache war, wie folgt.

Im Jahre 1383, also während der Anarchie, worin die Mark unter den Luxemburgern lebte, äscherte ein Edelmann, Namens Heinrich von Bülow, den man, ohne nach seinen Beweggründen zu fragen, seitdem immer als einen adeligen Räuber bezeichnet hat, außer einigen andern Dörfern der Priegnitz, auch das Dorf Wilsnack ein; unstreitig übte er nur Privat-Rache, welche in diesen verhängnißvollen Zeiten nur allzu weiten Spielraum hatte. Da nun in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts noch Niemand an Brandversicherungs- und ähnliche Hülfs-Anstalten dachte, da überhaupt der Gesellschaft alles das abging, wodurch der gemeinschaftliche Vortheil ins Leben gerufen wird: so war es wohl kein Wunder, wenn man, um einen Wiederaufbau in Gang zu bringen, seine Zuflucht zu denjenigen Mitteln nahm, deren Wirksamkeit bedingt war durch den allgemeinen Geist des Zeitalters.

Erzählt wird, daß Johann, der Pfarrer des Dorfes Wilsnack, bei Durchsuchung der Stätte, wo die Dorfkirche gestanden, eine vom Brande verschonte Büchse, und in derselben drei Hostien gefunden habe, welche, durch Blutstropfen innig verbunden, unversehrt geblieben waren. In der Sache selbst ist nichts, was nicht vollen Glauben zu finden verdient. Doch im gesellschaftlichen Leben sind die Dinge immer nur das, was man daraus macht. Diente die aufgefundene Hostien-Büchse zunächst nur zu einem Gemeingut, das die Kraft hatte, Wilsnacks Bewohner beisammen zu halten, so knüpften sich daran sehr bald Erzählungen, die sie zu einem Gegenstande der Schaulust machten, und nach und nach solche Veränderungen litten, daß die Büchse mit ihren Hostien zu einer Gnadenquelle wurde. Gewiß geschah in dieser Sache mehr, als der Dorfpfarrer Johannes jemals beabsichtigt hatte; und es geschah vorzüglich dadurch, daß alles, was zu einem Gegenstand der Konkurrenz wird, einen Werth erhält, den man sich, geschähe es auch nur durch den bloßen Anblick, nicht aneignen kann, ohne dafür zu bezahlen. Kurz, der im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert noch allgemein verbreitete Wunderglaube verwandelte die Hostienbüchse in eine Geldquelle, und diese wurde allmählig so ergiebig, daß man auf den Gedanken gerathen konnte, sie zum Wiederaufbau der Kirche nach vergrößertem Maßstabe zu benutzen. Die Priesterschaft dieser Zeit nahm im Grunde nur an, was ihr geboten wurde; und wenn sie sich der allgemeinen Bewegung der Geister nicht widersetzte, so muß man nicht bloß in Anschlag bringen, daß sie dadurch ihrem eigenen Vortheil zuwider gehandelt haben würde,

sondern auch — und dies vor allen Dingen — daß nichts in ihr war, was sie zur Durchführung einer solchen Opposition befähigt hätte. In Wahrheit, nichts ist weniger erlaubt, als in den Priestern der Vorzeit eine Klasse von absichtsvollen Betrügern zu sehen, welche die Unwissenheit ihrer Mitbürger nur zu ihrem ausschließenden Vortheil benutzt habe. Bei einer solchen Voraussetzung würden die Priester in ihren wissenschaftlichen Anschauungen höher gestanden haben, als ihre Zeitgenossen; dies war jedoch so wenig der Fall, daß sie, in allen Zeiten und unter allen Umständen, nur als die Träger des Geistes ihres Jahrhunderts, und wenn dieser dem Aber- oder Wunderglauben günstig war, nur als betrogene Betrüger gedacht werden dürfen. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, wo jede Wissenschaft die Farbe der Theologie trug, hatte auch die Finanz-Wissenschaft keine andere. Man hat daher nicht den mindesten Grund, den Bischöfen von Brandenburg und Havelberg einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich des wilsnackischen Wunderbluts aus allen Kräften annahmen, und den Kredit desselben durch ihre Autorität zu vermehren strebten. Selbst wenn aus ihren Bemühungen nichts weiter hervorging, als daß um die prachtvolle Kirche sich Häuser gruppirten, in welchen Gastwirthe, Kaufleute, Handwerker aller Art den Bedürfnissen der Wallfahrter abhalfen, so daß das ehemalige Dorf Wilsnack sich in eine Stadt verwandelte, war dies ein Erfolg, dem man seinen Beifall nur dann versagen kann, wenn man in Vorurtheilen befangen ist. Die Bestimmung der Priesterschaft früherer Zeiten würde eine ungesellschaftliche gewesen seyn, wenn sie die materielle Wohlfahrt

der Gesellschaft von den Gegenständen ausgeschlossen hätte, auf welche sie angewiesen war. Freilich soll der Betrug dabei keine Rolle spielen; allein gab es jemals eine Zeit, wo man über das, was menschliche Handlungen allein bestimmen soll, so im Klaren gewesen wäre, daß jede Abweichung von der Linie der Rechtschaffenheit ihre Verdammung in sich getragen hätte? War das, was zu Wilsnack mit dem Wunderblute vorgenommen wurde, Gaukelei, so muß dabei zum wenigsten bemerkt werden, daß die Zeitgenossen es nicht dafür hielten, und daß aus Polen, Ungarn, Böhmen, so wie aus allen Theilen des deutschen Reichs, Schaaren herbeiströmten, welche ihre Befreiung von Gebrechen und Krankheiten zu Wilsnack mit eben der Sicherheit zu finden hofften, womit man gegenwärtig entfernte Heilquellen aufsucht. Betete nicht selbst eine dänische Königin — ihr Name war Dorothea — vor den aus einer Feuersbrunst geretteten Hostien? Im früheren Mittelalter bedurfte es der Anziehungskraft geheiligter Gegenstände, um den Unterschied der Nationen aufzuheben, und die Menschen auf gemeinschaftlichen Märkten zu vereinigen; dies offenbarte sich auch in dem Verfahren mit dem Wunderblute zu Wilsnack. Was aus dieser Stadt geworden seyn würde, wenn der Magnet, den sie in sich schloß, seine Kraft über das sechzehnte Jahrhundert hinaus hätte bewahren können, läßt sich nur in sofern bestimmen, als man, nach allen Erfahrungen annehmen muß, daß materielle Angelegenheiten mit der Zeit eine Kraft gewinnen, wodurch sie sich gegen jeden Einspruch vertheidigen. Im Grunde dauerte der Wunderglaube, der sich an die geretteten Hostien knüpfte, für Wilsnack nicht

lange genug; und wenn irgend eine Stadt sich über den Eintritt der Reformation zu beklagen hat, so ist es diese. Schon im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts bildete sich auf den Universitäten zu Prag, Erfurt und Leipzig eine Opposition gegen die Wallfahrten nach Wilsnack; es erschien mehr als eine consultatio de concursu ad Wilsnack, das in dieser Zeit ein Gegenstand des Neides war. Dergleichen war ohne Wirkung. Allein das sechzehnte Jahrhundert trat ein; und indem Luthers Lehre die ganze europäische Welt erschütterte, und den Wunderglauben in Verfall brachte, konnte es nicht fehlen, daß die Wallfahrten nach Wilsnack allmählig eingestellt wurden. Die veränderte Meinung wirkte in diesen Zeiten, wie sie immer gewirkt hat; und was die Kurfürsten des hohenzollerschen Geschlechts auch immer thun mochten, die materiellen Wirkungen des alten Aberglaubens zu beschützen: so mußten sie sich doch zuletzt gefallen lassen, daß von diesen Wirkungen nichts weiter übrig blieb, als die unverhältnißmäßig große Kirche, die kleine Stadt und der regelmäßig wiederkehrender Viehmarkt von Wilsnack. So vollendete sich alles im Verlauf der Zeit; und es ist schwerlich der Mühe werth, sich je darüber zu beklagen, daß die reifende Frucht noch nicht genießbar ist.

Wir kehren jetzt zu Friedrich dem Ersten zurück.

Dieser Fürst hätte, nachdem er fast alle früheren Theile seines Kurstaats wieder vereinigt hatte, den Ueberrest seines Lebens gern in Frieden zugebracht; allein ein unvermeidliches Schicksal verwickelte ihn in den Hussitenkrieg, der bald nach Hussens Hinrichtung seinen Anfang nahm, sehr gefährlich wurde und mehrere Jahre die Ruhe Deutsch-

lands nur allzu ernstlich unterbrach durch die Zerstörungen, die unzertrennlich von ihm waren. Diesen Krieg mit Stillschweigen zu übergehen, würde um so unverantwortlicher seyn, weil in ihm der Keim zu einer großen Bewegung der Geister lag, welche sich ein Jahrhundert später in der Reformation der Kirche aussprach.

Um die Zeit, wo das Kostnitzer Konzilium seinen Anfang genommen hatte, glaubte man die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Tyranney der Priesterschaft nicht bloß die irdischen Rechte der Laien kränke, sondern auch — so sehr war man noch in den hergebrachten Anschauungen befangen — gegen göttliches Gebot, zwar die Erlaubniß zur Sünde durch Ablaß gebe, die göttlichen Gnadenmittel aber gegen Christi Anordnung den Laien entziehe. Der letzte Vorwurf bezog sich auf die Art und Weise, wie seit den Kreuzzügen das Abendmal ausgetheilt wurde, indem man den Kelch davon absonderte. Aus der Geschichte der christlichen Kirche ist bekannt, wie ökonomische Gründe hierüber entschieden und nach und nach die Lehre von der Transsubstantiation ins Leben gerufen hatten. Diese Gründe nun hatten seit den Kreuzzügen zwar ihre Kraft verloren; indem aber die Kommunion unter Einer Gestalt — so drückte man sich darüber aus — fortdauerte, fühlte man sich beleidigt durch das, was man in der Entziehung des Kelches Willkür nannte. Von Hussens Freunden aufgemuntert, trat Jakob von Mieß, ein gelehrter und rechtschaffener Mann von sehr beschränkten allgemeinen Einsichten unter den Böhmen auf, und belehrte sie, „daß man den Laien das Abendmal nur halb gäbe, indem man ihnen den Kelch unchristlicher Weise

geraubt hätte." So etwas von der Priesterschaft aussagen, hieß, sie in das Licht von betrügerischen Krämern stellen, die für volles Geld nicht richtiges Maß und Gewicht geben. Nur in diesem Bilde faßte die große Menge die neue Belehrung auf; und indem sie geneigt wurde, sich ihr Recht zu verschaffen, fehlte es nicht an Pfarrern, welche, um ihren gesellschaftlichen Standort zu retten, bereit waren, das Abendmal unter beiderlei Gestalt auszutheilen.

So verhielt es sich mit dem ersten Anfange einer Kirchenverbesserung, welche die Weisheit der Kardinäle, Erzbischöfe und übrigen Prälaten, auf dem Konzilium zu Kostnitz zu Stande zu bringen vergeblich versucht hatte. Die Kirche war in ihrem Fundament, d. h. in der Lehre angegriffen; Hussens schmachvoller Tod verstärkte die Leidenschaft, womit man sich für die Offenbarung eines Jakob von Mieß erklärte; der Widerspruch, den diese auf Seiten der Priesterschaft fand, verwandelte, wie es zu geschehen pflegt, den Funken in eine Flamme . . .

Man hat der kirchlichen Regierung dieser Zeiten einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie über einen so geringfügigen Punkt nicht nachgegeben habe, nicht wenigstens unbekümmert um denselben geblieben sei. Allein dieser Vorwurf ist, wenn nicht ungerecht, doch unstatthaft. Ein kirchliches System, das, zusammengesetzt aus übernatürlichen Dogmen, den Beweis von seinem Wesen ausschließt, und an die Stelle desselben die Autorität setzt — ein solches System verträgt sich nicht mit Zugeständnissen; der kleinste Riß in dasselbe ist dem größten gleichzusetzen, sobald er gegen den Willen Derer zu Stande kommt, denen

die Vertheidigung übernatürlicher Lehren obliegt: und wie unmenschlich die Konsequenz, womit es vertheidigt wird, auch seyn möge, so darf es daran gleichwohl nicht fehlen, wenn nicht alles zu Grunde gehen soll. Was nun die Empfindlichkeit der kirchlichen Regierung des funfzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen, und mit derselben die Wirksamkeit barbarischer Glaubensgerichte erklärt, dasselbe erklärt auch das Verfahren des kostnitzer Konziliums gegen die böhmischen Ketzer. Sehr richtig fühlten die Mitglieder dieser Versammlung, daß den Laien der Kelch nicht bewilligt werden könnte, ohne das Verhältniß aufzuheben, worin der Klerus bisher zur Gesellschaft gestanden hatte: ein Verhältniß, das, in Folge der fortschreitenden Entwickelung, von so vielen anderen Seiten bedroht war. Ihr Beschluß entsprach ihrer Befürchtung: den Laien wurde der Kelch auf das Bestimmteste aberkannt, und Verdammniß über denjenigen ausgerufen, der das Gegentheil behaupten würde. Was jedoch unter andern, der Priesterschaft vortheilhafteren Umständen die Wirkung eines Blitzstrahls hervorgebracht haben würde, das reizte zu einer Zeit, wo die europäische Welt durch den Schisma aus ihren Fugen gerissen war, zum Widerstand. Die Böhmen, des gesegneten Kelches ohne Hoffnung beraubt, und durch Wenzels schwache und widerspruchsvolle Regierung zu jeder Art von Anmaßung verführt, machten den Kelch zu einem Partheizeichen, ohne über das, was mit ihnen vorging Rechenschaft ablegen zu können. Niklas, Beisitzer des königlichen Hofgerichts und Grundherr des kleinen Orts Hussinecz, wo der von ihm hochgefeierte Johann Huß geboren war, stellte sich an die Spitze derer, welche den

Kelch verlangten, und brachte es bei dem König Wenzel dahin, daß dieser die neue Kommunion in 3 Gnadenkirchen erlaubte. Die Universität, von Wicklefs Lehren angesteckt, erklärte sich bald für die Neuerung, wiewohl mit so viel Vorsicht, daß sie die Kommunion unter Einer Gestalt für nicht minder erlaubt hielt; angeweht von dem Geiste der Zeit, wollte sie die Klippen vermeiden, an welchen sie so leicht scheitern konnte. Desto entschlossener ging die Menge zu Werke. Mit jedem Tage vermehrte sich die Zahl der sogenannten Kelchner, indem man nicht zurückbleiben wollte, als es sich um die Erwerbung von Vortheilen handelte, die man sich als die Ewigkeit umfassend dachte. Für dieselbe Sache entstanden nunmehr verschiedene Benennungen, welche ihren Ursprung der Gegenparthei verdankten: man nannte die Neuerer bald Hussiten, bald Utraquisten, bald Kalixtiner. Sie selbst ließen sich gehen, bis das verletzte Kirchenthum Rache zu nehmen drohete, und sie dadurch zwang, sich förmlich als Parthei auszubilden.

Wie gesagt: den Kelch gestatten und den spezifischen unterschied zwischen Priestern und Laien aufheben, erschien in dieser Periode als eins und dasselbe. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß das Konzilium zu Kostnitz und der Kaiser Sigismund der Neuerung mit gleicher Strenge entgegen traten. Für den letztern kam noch ein besonderer Beweggrund hinzu. Ungeduldig in Hinsicht der Vereinigung Böhmens mit Ungarn, hielt er es für möglich, diese dadurch zu beschleunigen, daß Wenzel, als Begünstiger der Ketzerei, seiner Krone beraubt würde. Der Bischof Johann von Leutomischl, den er von Kostnitz nach Prag zurücksendete, hatte keinen andern Auftrag, als einen

Aufstand gegen Wenzel und Hussens Freunde in Gang zu bringen. Da jedoch die Wachsamkeit der Regierung diesen Versuch vereitelte, so blieb nichts weiter übrig, als eine Menge Edler und Universitäts-Lehrer vor das geistliche Gericht zu laden, oder auch ungehört zu verdammen.

Der unsterbliche Grundsatz theologisch-geistlicher Gewalt, wann und wo sie auch geübt werden mochte, war und ist: jede Empörung gegen ihre Dogmen in dem Blute Derer zu ersticken, die sich derselben schuldig gemacht haben. Nichts war daher dem Verhältnisse des römischen Stuhles zu den ketzerischen Böhmen angemessener, als daß im Jahre 1418, bald nach Beendigung des kostnitzer Konziliums, zu Prag ein Kardinal vom Orden der Dominikaner auftrat, um den weltlichen Arm zur Vollziehung der gegen die Ketzer ausgesprochenen Urtheile aufzufordern. Doch der weltliche Arm wollte sich mit einem so verhaßten Geschäft nicht befassen; und je bedenklicher die Umstände waren, desto mehr eilten die Neuerer eine Stellung zu gewinnen, worin sie gegen jeden Angriff gesichert waren. Im Bechiner Kreise zog Niklas von Hussinecz vierzigtausend Begeisterte zusammen, denen anderwärts die Kommunion in doppelter Gestalt versagt war; sie sammelten sich auf einem Berge, welcher seitdem Tabor (Lager) genannt wurde, und den Taboriten ihre Benennung gegeben hat. Was Niklas von Hussinecz beabsichtigte, ist zweifelhaft geblieben. Nicht so, was der Kriegsmann Johann Ziska von Trocznow wollte. Haben sich Massen gebildet, so wollen sie als solche beschäftigt seyn. Dies erkennend, faßte Ziska den Entschluß, die Opposition gegen das römisch-katholische Kirchenthum so weit als möglich

zu treiben. Erzählt wird, daß eine persönliche Kränkung, die er in seiner von einem Mönch geschändeten Schwester erfahren, die Haupttriebfeder seiner Handlungen gewesen sei; doch ist zu glauben, daß ein Mann, der in früherer Zeit theils im polnisch-preußischen Kriege, theils in den Kriegen zwischen Frankreich und England, seinen Charakter gestählt hatte, aus Liebe für das alte Handwerk die Parthei der Begeisterten ergriffen habe, nicht sowohl aus Vorliebe für ihre Sache, als um sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres zu etwas Großem aufzubringen. Er begann also damit, daß er, in Wenzels Abwesenheit von Prag, am 30. Juli 1419 eine bewaffnete Kelch-Prozession von einer Gnadenkirche in die andere führte, und unmittelbar darauf einen Gefangenen, der zur neuen Sekte gehörte, zurückforderte. Da dieser versagt, und die Prozession vom Rathhause der Neustadt noch obendrein mit Steinwürfen begrüßt wurde: so war Ziska's Entschluß sogleich gefaßt. Das Rathhaus wurde erstürmt und mehrere Senatoren aus den Fenstern gestürzt und von den Spießen der Menge aufgefangen.

Wenzels Tod, der nicht lange nach diesem Ereignisse erfolgte, gab der begonnenen Umkehr nicht wenig Nachdruck, dadurch, daß Sigismund sein Nachfolger war: Sigismund, der auf dem Konzilium zu Kostnitz nur allzu auffallend bewiesen hatte, wie sehr er auf Seiten der Priester war. Da nun kein Zweifel darüber Statt fand, daß er, wenn man ihm Raum ließe, die Strafurtheile der Kirche an den Pragern und den Hussiten ohne Schonung vollstrecken werde: so dachte man nur darauf, ihn daran durch solche Vorkehrungen zu verhindern, denen er nicht

gewachsen wäre. Utraquistische Priester fachten die Schwärmerei durch eben die Mittel an, deren sich die Mönche in ähnlichen Fällen bedient hatten, d. h. sie gaben ihre Befürchtungen für Gewißheit aus; und indem sie zur Mißhandlung der kelchverweigernden Priester und selbst zur Zerstörung der Klöster fortrissen, sicherten sie den Fortgang der Umwälzung selbst durch die Verbrechen, zu welchen sie bethört hatten. Die Folge von dem Allen war, daß, als Sigismund in Böhmen erschien, um sich krönen zu lassen, seine Schlösser und die kleine Seite von Prag das Einzige waren, wo er sich frei bewegen konnte; und kaum war die Krönung beendigt, so sah sich der Nachfolger Wenzels zu einem schimpflichen Abzuge genöthigt, verwünscht selbst von den katholischen Priestern, die ihm nicht verzeihen wollten, daß er das Kirchensilber zur Ablöhnung seiner Soldaten verwendet hatte.

Sigismunds Krönung, durch den Erzbischof Konrad von Prag vollzogen, war unter dem Beistande des Kurfürsten Friedrichs des Ersten gelungen; daß aber dadurch nichts gewonnen war, ergab sich aus den Bedingungen, unter welchen die gegen-kirchliche Faktion mit ihnen in Frieden und Einigkeit zu leben versprach. Ihre Forderungen waren in vier Artikeln ausgesprochen. In dem ersten verlangte sie die freie Verkündigung des Wortes Gottes; in dem zweiten, Kommunion unter beiderlei Gestalt; in dem dritten, Verwendung der Kirchengüter zum gemeinen Besten, und Reform der Geistlichkeit; in dem vierten endlich Todesstrafe für alle grobe Verbrechen, diese möchten von Geistlichen oder von Weltlichen verübt worden seyn, so daß jeder gute Christ, wo nicht den Rächer, doch den

Fiskal, ohne Ansehn der Person und des Standes zu machen berechtigt wäre. Faßt man den allgemeinen Sinn dieser Artikel auf: so entdeckt man darin das Bedürfniß, unabhängig zu werden von einer Klasse, welche bis dahin das Vorrecht genossen hatte, alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu ihrem Vortheile zu benutzen. Mit Einem Worte: die spätere Reformation stellt sich, ihrer Tendenz nach, schon in den Forderungen dar, die man in dem ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts an dem Kaiser Sigismund machte.

Sigismund hätte nicht seyn müssen, was seine Bestimmung mit sich brachte, wenn er die Prager Artikel hätte annehmlich finden sollen. Indem er sie aber verwarf, mußte er sich gefallen lassen, alle die Vortheile zu entbehren, die mit einer unbestrittenen Anerkennung fürstlicher Autorität verbunden sind. Sein Vorsatz war, grössere Kräfte in Bewegung zu setzen, nur daß er dabei die Macht, welche er gegen die Rebellen anwenden konnte, zu hoch anschlug, und die Begeisterung der Böhmen, so wie die Unerschöpflichkeit eines Volkes, das zum Widerstand entschlossen ist, gar nicht in Betrachtung zog. Mehr Einsicht bewies der Kurfürst Friedrich der Erste, nur daß er eben so vergeblich zu dem Kaiser sprach, als er durch seinen Abgeordneten Seckendorf mit Ziska unterhandelte. Dieser, dessen Ansehn mit jedem Tage stieg, bildete seine Landsleute, meistens Bauern und was dieser Klasse angehört, zu Kriegern um; und der Kampf um Kelch und Freiheit entwickelte Kräfte, welche, wenn die alte Ordnung der Dinge fortgedauert hätte, ruhig fortgeschlummert haben würden. Was Sigismund auch unternehmen mochte:

er zog überall den Kürzern, und nachdem er im Jahre 1422 gänzlich aus Böhmen herausgeschlagen war — eine Niederlage, welche der Kurfürst Friedrich der Erste theilte — blieb ihm, sobald Ziska die Prager zur Unterwerfung unter seine Befehle gebracht hatte, nichts weiter übrig, als mit diesem Oberhaupte der Rebellen Unterhandlungen anzuknüpfen, worin er sich erbot, jenen, wenn er sich für ihn erklären wollte, zum Statthalter zu ernennen. Ziska's Tod, der den 12. Okt. 1424 erfolgte, unterbrach diese Unterhandlung. Um so sicherer dauerte der Krieg fort.

Dies war die Zeit, wo zu Nürnberg die erste Reichsmatrikel entworfen wurde. Sie ist noch immer vorhanden, und kann nur in dem Lichte eines Versuchs betrachtet werden, Kaiser und Reich in einen besseren Zusammenhang zu bringen, als der bisherige gewesen war. In der Natur der Sache lag, daß ein gesellschaftlicher Zustand, welcher hauptsächlich durch das Priesterthum zusammengehalten wurde, bedroht war, sobald sich eine Opposition gegen die zusammenhaltende Kraft entwickelt hatte. Diese Opposition zu Boden geschlagen, fühlte man sich zwar zu einer Einigung mit dem Kaiser hingezogen; doch so sehr strebten die Kräfte noch auseinander, daß das gesammte deutsche Reich den böhmischen Rebellen nicht gewachsen wurde, und neun Jahre hindurch (von 1422 bis 1431) den schmachvollsten Krieg führte, dessen die Geschichte gedenkt. Der Vorschlag zur Kreiseintheilung des Reichs rührte von dem Kurfürsten Friedrich dem Ersten her *).

---

*) Die Benennung Contingent zur Bezeichnung des Quantums, das jeder Reichsstand an Truppen und Geld zu liefern hatte, soll auf folgende Weise entstanden seyn. Der Kardinal-Legat Ju-

Bald nach Ziska's Tode theilten sich die Hussiten in zwei große Partheien: die Taboriten und Orebiten. Beide hatten, wie sich wohl von selbst versteht, ihre besondere Anführer. Procop, ein ehemaliger Mönch, der sich unter Ziska sehr schnell zu einem Feldherrn ausgebildet hatte, war der Anführer der Taboriten; Hynek Krussina das Haupt der Orebiten. Wie groß auch die gegenseitige Feindschaft beider seyn mochte: so trugen sie doch nie Bedenken, gegen den gemeinschaftlichen Feind in Verbindung zu treten. Ihren Wirkungskreis Anfangs auf die Vertheidigung Böhmens beschränkend, sahen sie sich durch ihre Masse gedrungen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Mähren und Schlesien in ihre Gewalt zu bringen, stellte sich ihnen hierbei als das Höchste dar, was von ihnen geleistet werden könne; doch sie machten sehr bald die Entdeckung, daß ihre Kraft viel weiter reiche. Sie waren mit der Eroberung gewisser an Meißen verpfändeten Gränzplätze beschäftigt und lagen vor Außig, als zum Entsatze dieser Stadt ein Heer von 36,000 Sachsen anrückte. Wie hätten sie eine Schlacht ablehnen mögen! Die Sachsen wurden mit einem Verlust von 15,000 Mann aufs Haupt geschlagen, und von diesem Augenblick an stand den Hussiten alles offen. Ihre Einfälle in die benachbarten Staaten blieben nun nicht länger aus; und

---

lian, welcher dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnte, verstand kein Deutsch. Indem man ihm nun die Sache, um welche es sich handelte, deutlich zu machen suchte, und sich zu diesem Endzweck der lateinischen Sprache bediente, war er so gefällig, auszurufen: Satis intellexi; numerum **contingentem** notatis. Dieser Ausdruck blieb.

diese Einfälle waren mit um so größeren Zerstörungen verbunden, weil sie zu wissen glaubten, daß Papst und Kaiser sie zu trennen strebten, um hinterher desto blutigere Rache an ihnen zu nehmen.

Sie hatten die deutschen Reichs- und Kreuzherrn mehr als einmal aus dem Felde geschlagen, als im Jahre 1427 ein mit allem reichlich versehenes Reichsheer in Böhmen einrückte und Meißen belagerte. Mit einem solchen Heere würde ein geschickter Feldherr in diesen Zeiten halb Europa haben erobern können. Unglücklicherweise fehlte es an einer einsichtsvollen und thätigen Leitung; und indem der Gemeingeist der Hussiten noch in seiner ganzen Stärke bestand, bedurfte es nur der Nachricht von ihrem Anzuge, um das ganze Reichsheer auseinander zu sprengen. Hierdurch zum Gefühl ihrer Ueberlegenheit fortgerissen, brachen die Hussiten, auf Procops des Großen Rath, in Meißen ein, und plünderten und brandschatzten das Land zu beiden Seiten der Elbe bis nach Magdeburg und Berlin. Die reiche Beute, die sie zurückbrachten, reizte zur Theilnahme an ihren kriegerischen Unternehmungen in einem so hohen Grade, daß, als es im Jahre 1430 einen neuen Feldzug galt, nicht weniger als 70,000 Mann das Heer der Hussiten ausmachten. Sie drangen von Meißen nach Regensburg vor, und auf diesem Zuge würden Osterland, Vogtland, Ostfranken, Oberpfalz und Baiern von ihnen verheert. Jetzt fühlte man in ganz Deutschland das Bedürfniß nach Frieden; und in sofern es darauf ankam, die ursprünglichen Forderungen der Hussiten zu befriedigen, erschien nichts billiger, als ihnen darin nachzugeben. Einen solchen Gedanken verabscheute jedoch der päpstliche Legat,

Kardinal Julian, dem nichts verruchter schien, als eine Empörung gegen Unbegreifliches, so wie dieses einmal von der Kirche festgestellt war. Auf seinen Betrieb mußte ein frisches Heer auf die Beine gebracht werden; und da er in demselben selbst ein Kommando übernahm, so hielt man den Erfolg für um so unfehlbarer, weil der Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, gedrängt von den Zerstörungen der Hussiten, sowohl in seinen fränkischen Fürstenthümern als in den Marken, die Lehre der römischen Kirche gegen die böhmischen Rebellen, als Reichsfeldherr zu vertheidigen übernommen hatte. Eingesegnet waren Friedrichs Waffen, und sein Heer zahlreich genug, um Siege erkämpfen zu können. Doch der Erfolg war, wie bisher: bei der Annäherung der Hussiten lief Alles auseinander, und der Kardinal-Legat, welcher auf der Flucht Hut, Meßgewand, Kreuz und Schellen verlor, gewann eine solche Neigung zum Frieden, daß er den obersten Grundsatz der Kirche aufzuopfern bereit war. Wer hätte damals wohl geglaubt, daß, nach einigen Jahrhunderten, die Kurfürsten Brandenburgs, als Könige von Preußen, Häupter der Protestanten Deutschlands seyn würden!! Gleichwohl sind diejenigen, welche sich für die Urheber der gesellschaftlichen Erscheinungen hielten, zu allen Zeiten nur die Träger derselben gewesen . .

Rachsucht führte die Hussiten nach Sachsen, nach der Lausitz und in das Herz der Kurmark zurück. Zwar bestand Frankfurt an der Oder ihrer Belagerung; dies verhinderte sie jedoch nicht, weiter vorzudringen. Die Städte Lebus, Müncheberg, Altlandsberg, Strausberg und viele Dörfer wurden von ihnen geplündert und in Asche gelegt.

So kamen sie nach Bernau: einer Stadt, die, nach den Regeln der früheren Befestigungskunst, mit einem Graben, einem dreifachen Wall und einer ziemlich starken Mauer versehen war, und deren Bewohner den Muth hatten, diese Vortheile zu ihrer Vertheidigung zu benutzen. Es fehlte nicht an Angriffen; doch so oft die Hussiten die Mauer zu übersteigen suchten, gossen die Bewohner ihnen heißen Brei und siedendes Wasser über die Köpfe. Dieser Kampf wurde muthig fortgeführt, als der Prinz Friedrich, zweiter Sohn des Kurfürsten, den bedrängten Bernauern zu Hülfe kam. Während des Handgemenges fielen die Bernauer in den Rücken und vollendeten dadurch einen Sieg, der ihr Vaterland für immer von den lästigen Gästen befreite, die nur von Raub und Zerstörung lebten.

Wie die Sachen einmal für ganz Deutschland lagen, konnte das, was in der Mark gelungen war, immer nur für eine vorübergehende Erleichterung gelten; und kein deutscher Fürst begriff dies vollständiger, als der Kurfürst Friedrich der Erste. Ausströmend in Klagen über den Kaiser, über die Eigensucht der Stände, so wie über alles, was, erkannt und unerkannt, die Ursache der Schwäche und Kraftlosigkeit des Reiches bildete, fand Deutschlands Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in ihm einen Vertreter auf jener Zusammenkunft in Eger, wo es ihm gelang, die böhmischen Magnaten zur Annahme der Aufforderungen zu bewegen, welche das Konzilium zu Basel an die Hussiten hatte ergehen lassen. In Wahrheit, wenn für ihre Neuerung Billigung zu hoffen war, so konnte diese nur von einer Versammlung herrühren, welche nichts Geringeres bezweckte, als eine Reform des Kirchenthums.

Mit einem starken Gefolge von hussitischen Geistlichen und anderen angesehenen Männern, zog Procop der Große nach Basel, wo er die Sache des Kelchs mit eben so viel Scharfsinn vertheidigte, als er bisher im Felde Tapferkeit bewiesen hatte. Die Böhmen bestanden auf ihren vier Artikeln; und als die Einwendungen des Konziliums kein Ende nahmen, kehrten sie in ihre Heimath mit dem Entschluß zurück, ihre kirchliche Anschauungen noch länger mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Dies nun brachte das Konzilium zur Besinnung. Fürchtend, daß die hussitischen Lehren noch weiter um sich greifen möchten, schickte es eine zahlreiche Gesandtschaft nach Böhmen, welche so glücklich war, den Saamen der Zwietracht unter den Hussiten auszustreuen, und eine Vereinigung des Adels mit den Pragern einzuleiten. Auf der Grundlage der vier Artikel kamen die sogenannten Kompaktaten zu Stande. Allen Böhmen und Mähren, die es verlangen würden, wurde der Genuß des Kelches beim Abendmale zugestanden, doch mit dem Zusatz: „daß der Genuß unter Einer Gestalt hinreichend sei"; der Papst sollte in seinen Vorrechten nicht geschmälert werden, die Geistlichkeit im Besitz der Kirchengüter bleiben, und Missethaten ihren Lohn nach Recht und Gesetz finden, jedoch nur vor ordentlichen Richterstühlen. Dies war der Inhalt der Kompaktaten.

Den Taboriten und Orabiten konnte eine solche Beilegung des langen Streites nicht genügen. In beiden glühete das Feuer unter der Asche fort, bis es auf dem Landtage 1434 noch einmal in helle Flammen ausbrach. Procop erklärte sich gegen den Frieden; und in der Gestalt eines Bürgerkrieges hob der Kampf von neuem an.

Unstreitig hatte die Begeisterung der Hussiten nachgelassen; was aber auch die Ursache der Niederlage seyn mochte, die sie (30. Mai 1434) zu Böhmisch-Brod erlitten: da Procop in diesem Treffen blieb, so war es geschehen um jede weitere Vertheidigung ihrer Sache mit den Waffen in der Hand. Die siegende Parthei benutzte die sich darbietenden Umstände zu einer grausamen Vernichtung der Taboriten und Orabiten, von welchen nur wenige übrig blieben. Mit Kaiser Sigismund wurde eine Unterhandlung eingeleitet, welche seine Wiedereinsetzung zum Gegenstande hatte. Alt, dem Grabe nahe, und der Anmaßungen des römischen Hofes überdrüssig, gestand Sigismund den Böhmen alles zu, was sie forderten; namentlich die Fortdauer der Kompaktaten, die Duldung der Hussiten und ihrer Prediger, sogar an seinem Hofe, die Verzichtleistung auf zerstörte Klöster, deren Grundstücke dem Adel zu Theil geworden waren, eine allgemeine Amnastie u. s. w. Im Jahre 1436 kam Sigismund wieder zum vollen Besitze des Königreichs. Auf seinem und des Bischofs Philibert, als Legaten des Baseler Konziliums, Veranstaltung, wurde am zweiten Feiertage nach Ostern, bei der gewöhnlichen jährlichen Ausstellung der Reliquien in der Frohnleichnahms-Kirche auf dem Viehmarkt, in böhmischer, lateinischer und ungarischer Sprache bekannt gemacht, „daß diejenigen Böhmen, welche die Ordnungen der christlichen Kirche hielten, und das Abendmal unter beiderlei Gestalt genossen, ächte Söhne der heiligen Kirche wären, und von denen, die es unter einerlei Gestalt empfingen, nicht gedrängt und geschmähet werden sollten"; und mit goldenen Buchstaben ließen die Utraquisten diese Erklä-

rung auf zwei Steintafeln an die Wände der Kirche schreiben.

So verhielt es sich mit dem ersten Riß, welcher in Deutschlands kirchliche Verfassung geschah; denn nur in diesem Lichte darf der Hussiten-Krieg betrachtet werden. Geht man tiefer in die Erscheinung ein, so macht man ohne Mühe die Entdeckung, daß der Streit um die Gemeinschaft des Kelches nichts weiter war, als ein Streit der nicht-bevorrechteten Klassen mit den bevorrechteten um das, was in unseren Zeiten Gleichheit vor dem Gesetz oder bürgerliche Freiheit genannt wird. Ein sehr richtiger Instinkt sagte den zahlreichen Leibeigenen Böhmens, daß sie in ihren Menschenrechten gekränkt würden; sonst hätten sie die Lehre Hussens schwerlich zu der ihrigen gemacht. Sollen im gesellschaftlichen Leben die Verhältnisse verbessert werden, so muß die Reform von der Lehre ausgehen; denn diese entscheidet. Wie mystisch nun auch die Anschauungen seyn mochten, wodurch die Utraquisten der Gleichheit vor dem Gesetz entgegen strebten: so waren sie doch in sich selbst so gerechtfertigt, daß man sich versündigen würde, wenn man mit irgend einem Hohn darauf zurückblicken wollte. Luther und Melanchton waren nur die Fortsetzer eines Johann Huß und eines Hieronymus von Prag; und wenn jenen mehr gelang, als diesen, so war die Ursache keine andere, als daß sich die Summe der Reformations-Mittel in dem Laufe eines Jahrhunderts beträchtlich vermehrt hatte. Bei dem allen schloß der Streit um die Zurückgabe des Kelches beim Abendmale wenigstens in sofern eine große Tendenz in sich, als es sich darin um die Aufhebung des spezifischen Unterschiedes zwischen

Kle-

Kleriker und Laien handelte: eines Unterschiedes, mit dessen Fortdauer das menschliche Geschlecht in Europa zu bleibender Geistessklaverei verurtheilt war. Als man die Nothwendigkeit seiner Aufhebung zur Wiederherstellung des Friedens einmal anerkannt hatte, da konnte das, was hinter den Vorhang verborgen lag, zwar den Blicken noch mehr oder weniger entzogen, aber nicht mehr den Forderungen ganz versagt werden. Daher das Fortschreiten zur Gleichheit vor dem Gesetz, das bis in unsern Zeiten reicht.

Sigismund, dessen ganzes Leben ein Widerstreit zwischen Wollen und Können, zwischen Anspruch und Recht gewesen war, blieb nicht lange König von Böhmen; denn er starb bereits im Jahre 1437. Das kaiserliche Ansehn war seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts so tief gesunken, daß es zu den Unmöglichkeiten gehörte, einen vollständigen Reichstag zu Stande zu bringen. Die nothwendige Folge davon war, daß jeder Mächtige im Reiche that, was ihm wohlgefiel, und sich half, wie er konnte und mochte. In den letzten Jahren seines Lebens glaubte Sigismund die Entdeckung gemacht zu haben, daß ihm alles nur deßhalb fehlgeschlagen sei, weil er die Kaiserkrone nicht aus den Händen des Papstes empfangen habe. Ohne Vorwissen, ohne Theilnahme der Reichsfürsten, ging er im Jahre 1432 in der Begleitung von etwa tausend Soldaten, die mit Feuergewehren bewaffnet waren, nach Italien, zehrte ein Jahr lang an dem Tische der Bürgerschaft von Siena, und erhielt endlich aus den Händen Eugenius des Vierten, was er wünschte: die Kaiserkrone. Doch Titel und Würden, wie nothwendig sie in anderer Hinsicht seyn mögen, gewähren nicht, was eine gute

Staatsgesetzgebung allein zu leisten vermag, und Sigismund wurde durch den vom Papste geheiligten Kaisertitel eben so wenig Herr in seinem Hause, als Herr im deutschen Reiche: ein sicherer Beweis, daß es ihm an allen den persönlichen Eigenschaften fehlte, wodurch man die Achtung Anderer gewinnt.

Mit Sigismund starb Karls des Vierten männliche Nachkommenschaft aus; zum wenigsten der rechtmäßige Theil derselben. Von den beiden Töchtern, welche er hinterließ, gelangte Elisabeth auf den Thron; und da Albrecht der Fünfte, Herzog von Oesterreich, mit dieser Fürstin vermählt war, so erwarb er durch sie die beiden Königreiche Ungarn und Böhmen. Deutschland hatte auf diese Weise eine starke Scheidewand gegen die Türken gewonnen; und dies nicht verkennend, wählten Deutschlands Fürsten Albrecht den Fünften zum Könige von Deutschland, weniger weil sie eines Königs zu bedürfen glaubten, als um mit dem Könige von Böhmen und Ungarn in einem solchen Vernehmen zu stehen, wodurch Deutschland gesichert würde. Auch dies geschah auf den Rath des Kurfürsten Friedrichs des Ersten, von welchem es abhing, ob er selbst deutscher Kaiser werden wollte. Er entschuldigte sich mit seinem vorgerückten Alter; sein wahrer Beweggrund aber scheint, außer dem bereits angedeuteten, kein anderer gewesen zu seyn, als ein seit fast 40 Jahren behauptetes Ansehn nicht durch die Annahme einer Würde zu verscherzen, die fast jede Realität von sich ausschloß. Das Verhältniß worin Deutschland zu dem neuen König von Böhmen und Ungarn trat, war von kurzer Dauer; denn Albrecht, als Kaiser der Zweite dieses Namens, starb schon im Jahre 1439,

entweder (wie man vermuthet hat) an dem, ihm von seiner Schwiegermutter, der verwittweten Kaiserin, beigebrachten Gifte, oder an den Einwirkungen des ungarischen Klima's.

Die Verwickelungen, welche aus diesem Todesfall entsprangen, und sich zuletzt in die Wahl jenes Herzogs Friedrich von Oesterreich-Steiermark auflöseten, dessen lange Regierung für Deutschland so verhängnißvoll war, für den Augenblick mit Stillschweigen übergehend, verweilen wir am Schlusse dieses Kapitels bei den Verdiensten Friedrichs des Ersten um die Kurmark, und bei der letzten Handlung seines höchst thätigen Lebens.

Ein Fürst von Friedrichs des Ersten praktischem Sinn und umfassendem Urtheil gehörte mehr dem ganzen deutschen Reiche, als seinen Erbstaaten an. Sein eigener Vortheil zwang ihn sogar, die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands nicht aus den Augen zu verlieren; denn wie hätte er diesen Fehler begehen können, ohne dafür in jeder Beziehung zu büßen? Je weniger nun die Institutionen des Reichs in der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. von einer solchen Beschaffenheit waren, daß sie gebietende Persönlichkeiten überflüssig gemacht hätten: desto mehr wurde die Gegenwart der Fürsten bei allen bedeutenden Vorfallenheiten in Anspruch genommen; und daher die Erscheinung, daß sie den kleinsten Theil ihrer Fürsorge, den eigenen Staaten zuwenden konnten. Für Friedrich den Ersten trat in dieser Beziehung noch ein besonderes Hinderniß dadurch ein, daß er zwischen zwei räumlich getrennten Staaten getheilt war, und folglich seine Liebe weder dem einen, noch dem andern ausschließend zuwenden konnte. –

Wollte oder könnte man die Zeit berechnen, die er in der Kurmark zubrachte: so würde sich finden, daß gerade der kleinste Theil des Zeitraums von 1412 bis 1440 von ihm an der Spree verlebt wurde. Doch ein Mann von Friedrichs Geist weiß seine Stellvertreter zu wählen; und was sich mit der größten Bestimmtheit behaupten läßt, ist, daß die von ihm gegründete Ordnung in seiner Abwesenheit nie gestört wurde. Den sogenannten Stellmeisern war also einmal für allemal das Handwerk gelegt; und indem Sicherheit des Eigenthums und der Personen nicht länger zweifelhaft waren, würde die Kurmark zu einer schnellen Blüthe gelangt seyn, wenn die Zerstörungen der Hussiten nicht dazwischen getreten wären. Was sonst noch als Hemmniß wirkte, war von solcher Beschaffenheit, daß selbst der aufgeklärteste Fürst des funfzehnten Jahrhunderts es nicht zu entfernen vermochte. Das Haupthinderniß der freien Entwickelung, folglich auch des Wachsthums der Gesellschaft lag in dem Organismus derselben, sofern dieser durch lauter Privilegien gebildet wurde. Neue Entdekkungen und Erfindungen wurden mehr gefürchtet, als geliebt; und indem der wesentlichste Theil der Gerechtigkeitspflege und der Polizei von den Vorstehern der Gewerbe, diese mochten ländliche oder städtische seyn, ausgeübt wurde, hatte die öffentliche Macht einen so geringen Spielraum, daß sie fast überflüssig schien.

Kurfürst Friedrich der Erste war, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, wenig in der Mark erschienen, als er, etwa drei Jahre vor seinem Ende, zu Kadolzburg in Franken seinen letzten Willen aufsetzen ließ. Was in demselben späterhin aufgefallen ist, erklärt sich ohne Mühe,

wenn man erwägt, daß Friedrich sich den Siebzigen nä- herte, als seine vier Söhne mündig waren, und daß man sein Testament am richtigsten als einen Brüdervergleich betrachtet, der durch das väterliche Ansehn vermittelt wor- den. Nicht aus der Acht darf jedoch dabei gelassen wer- den, daß der Begriff von Monarchie, so wie dieser sich vom sechzehnten Jahrhundert an in der europäischen Welt entwickelt hat, gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhun- derts noch gar nicht vorhanden war. Das Regieren war in jener entfernten Zeit wirklich noch mit so viel, selbst körperlichen Beschwerden verbunden, daß nur die Rüstigen sich dazu aufgelegt fühlten; und damit hing zusammen, daß das Successions-Gesetz bei weitem nicht so strenge befolgt wurde, wie späterhin. Wenn also der älteste von den vier Söhnen Friedrichs des Ersten, seinem Vater we- der als ausschließender Erbe, noch als Erbe in der Kur- mark folgte: so hatte dies keinen anderen Grund, als daß die Neigungen dieses Sohnes nicht einer solchen Nachfolge entsprachen, und daß die Staatsgrundgesetze den Neigun- gen auch nicht die entfernteste Gewalt anthaten. Johann — dies war der Name des Prinzen — liebte es, sich mit chemischen Versuchen zu beschäftigen, die man in diesen Zeiten unter der Benennung von Alchemie oder Goldma- cherei kannte. Was er nun auch damit beabsichtigen mochte: es findet sich keine Spur, daß er die Ausstattung seines Schmelztiegels mit dem Voigtlande als eine Zurücksetzung empfunden hätte. Der zweite Sohn erbte die Kurmark, wiewohl mit Ausnahme der Altmark, welche an Friedrich den Dicken, vierten Sohn des Kurfürsten, kam. Die frän- kischen Fürstenthümer wurden das Erbtheil Albrechts mit

dem Beinamen Achilles. Sehr richtig scheint die Bemerkung, daß um die Zeit, wo diese Theilung geschah, man noch nicht die Beobachtung gemacht habe, „daß der Verfall der Dynastien in der Begünstigung der Nachgebornen begründet sei, daß also regierende Häuser nicht nach den Vorschriften der natürlichen Billigkeit theilen dürfen" *); denn, daß das Haus Hohenzollern ohne Ehrgeiz gewesen sei, läßt sich nicht wohl voraussetzen. Indeß hätte man billig noch vorher die Frage zu beantworten, ob die Ausstattung, welche den nachgebornen Prinzen in unseren Zeiten zu Theil wird, im funfzehnten Jahrhundert überhaupt möglich war? ob also, da sie doch nicht ganz leer ausgehen konnten, eine Ausstattung mit Land und Leuten zu vermeiden war?

Friedrich der Erste starb i. J. 1440 zu Kadolzburg.

*) S. Mémoires de Brandebourg, p. 10 et 11.

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

*   *
*

Bei staatswirthschaftlichen Erforschungen kommt man einmal über das andere in den Fall, sich die Frage zu beantworten: warum das, was gegenwärtig als Grundsatz gilt, nicht zu allen Zeiten gegolten habe.

Die befriedigendste Antwort auf diese Frage scheint uns folgende zu seyn:

In der Staatswirthschaftslehre giebt es überall nichts Absolutes. Ueber die Wahrheit ihrer Sätze entscheidet der Entwickelungsgrad, den die Gesellschaft gewonnen hat. Wie könnte da von Geldwirthschaft die Rede seyn, wo die gesellschaftlichen Verrichtungen noch so einfach sind, daß es keines allgemeinen Ausgleichungsmittels für die verschiedenen Arbeiten und Produktionen bedarf? Muß man es verzeihlich finden, daß Kaffern und Irokesen sich nicht die Köpfe zerbrechen, um die vollkommenste Bank-Theorie und das humanste Wechselrecht zu ersinnen: so darf man sich auch nicht darüber wundern, daß es für die westeuropäische Welt eine Periode gegeben hat, wo von indirekten Steuern, Anleihen, Tilgungsfonds u. s. w. nicht die Rede war. Giebt es denn nicht noch gegenwärtig in jedem größeren Staate Provinzen, die man höchst fehlerhaft behandeln würde, wenn man Forderungen an sie machen wollte, die sie vermöge ihrer gesellschaftlichen Schwäche entweder gar

nicht, oder nur auf eine sehr kümmerliche Art erfüllen können? Was ist von einer Provinz zu erwarten, deren gesellschaftliche Verrichtungen sich auf Ackerbau und Viehzucht beschränken?

Zu einer Zeit, wo der Herzog von Sully, gegen den Luxus eifernd, jene beiden Verrichtungen als die Brüste des Staatseinkommens bezeichnete, beschränkte sich das Einkommen Frankreichs auf weniger als 100 Millionen Franken, ohne daß es möglich war, diese Summe zu erhöhen. Wenn derselbe Staat gegenwärtig ein Einkommen von tausend Millionen Franken bezieht, so rührt dies nur daher, daß die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen sich seit Sully's Zeit in einem so hohen Grade vermehrt hat, daß ein so verstärktes Einkommen möglich ist. Seit Sully's Tode sind etwa zwei Jahrhunderte verflossen. Nimmt die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen in den beiden nächsten Jahrhunderten in gleichem Maße zu, worin sie seit Sully's und Heinrichs des Vierten Zeit gewachsen ist: so unterliegt es keinem Zweifel, daß die französische Regierung nach zwei Jahrhunderten über zwei Milliarden Franken wird verfügen können, ohne einmal so viel Finanzdruck auszuüben, als vielleicht in diesem Augenblick noch nothwendig ist, um zu einem Milliard zu gelangen. Das Einzige, was man in Zweifel zu ziehen berechtigt ist, besteht darin: ob sie, bei einer höheren Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte, zwei Milliarden für die Erfüllung ihrer Bestimmung nöthig haben wird.

Ohne uns in eine ausführliche Beantwortung dieser Frage einzulassen, wollen wir nur so viel bemerken, daß diese Regierung durch ihre Beschützung des Monopols (das

sie theilweise selbst treibt), so wie durch ihre Aufrechthaltung des Prohibitiven, bisher ihr eigenes größtes Hinderniß gewesen ist, sofern der Kampf mit dem Gelde für sie noch nicht aufgehört hat. Dies wird jedoch nicht immer der Fall seyn; denn die Staatswirthschaftslehre hat in Frankreich so gute Fortschritte gemacht, daß man über Alles, was das Produkt der allgemeinen Betriebsamkeit erhöht, vollkommen im Reinen ist. Es kommt also nur auf eine gesunde Anwendung der im Gebiete dieser Wissenschaft bereits gemachten Entdeckungen an, um den Stand der Dinge, so wie er gegenwärtig noch ist, von Grund aus, und zwar zur allgemeinen Beruhigung, zu verändern. Ueber lang oder kurz wird sich zeigen, wie sehr alle Diejenigen in Irrthum gewesen sind, die in der Behandlung der gesellschaftlichen Erscheinungen, alles nur auf Zahlen bezogen haben, ohne im Mindesten zu erwägen, daß diese mit Kräften in Verbindung stehen, die nach natürlichen Gesetzen zunehmen. Die Staatswirthschaftslehre kann nur Fortschritte machen; und da sie, wie wir Eingangs dieser Aphorismen bemerkt haben, keinen anderen Zweck hat, als die Wohlhabenheit so allgemein als immer möglich zu machen, dieser Zweck aber nur dadurch erreicht werden kann, daß die gesellschaftlichen Thatsachen, je mehr und mehr auf bestimmte natürliche Gesetze zurückgeführt werden: so darf man annehmen, daß ihre Dogmen nach und nach den ersten Rang behaupten und den Ausschlag über alles geben werden, was sich sonst noch als Dogma geltend machen möchte. Definiren möchte man die Staatswirthschaftslehre schon gegenwärtig, als diejenige Wissenschaft, wodurch die Gesellschaft sich zu

einem klaren Bewußtseyn ihrer selbst erhebt. Der Inhalt dieser Wissenschaft kann also, der Materie nach, sich im Verlauf der Zeit aufs Wesentlichste verändern, ohne daß ihre Bestimmung darunter im Mindesten leidet.

* *
*

Wir haben uns in dem Oktober-Hefte dieser Zeitschrift anheischig gemacht, die Frage zu untersuchen: ob es zur Belebung der Betriebsamkeit, d. h. zur Vermehrung einer allgemeinen Wohlhabenheit nicht vortheilhaft seyn würde, eine volle Handelsfreiheit einzuführen, oder, mit anderen Worten, die Schlagbäume fortzuschaffen, welche sich zwischen verschiedenen Ländern erheben?

Indem wir an die Beantwortung dieser Frage gehn, müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß sie nicht wohl eher aufgeworfen werden konnte, als zu einer Zeit, wo das aus der Feudalität herstammende Eroberungs-System in Mißkredit gerathen war, indem man einsehen gelernt hatte, daß bei diesem System an keinem Bestand zu denken ist. Wesentlich dient der Krieg immer nur zur Fortschaffung der Hindernisse, die sich dem freien Verkehr entgegenstellen; dieser dagegen kann nicht eintreten, ohne den Krieg zu verdrängen. Je mehr demnach die Summe der Reichthümer anwächst, und je freier der Austausch ist, der mit denselben getrieben wird, desto besser ist der Friede bewahrt. Da nun die Summe der Reichthümer zu keiner Zeit größer gewesen ist, als in der gegenwärtigen: so hat man wohl nothwendig zu der Frage gelangen müssen, ob man dem Handel nicht denselben Charakter geben könne,

den das Gewerbe in den zivilisirtesten Staaten erhalten hat, d. h. den Charakter der Freiheit? Am stärksten fordert die gegenwärtige Weltlage zur Beantwortung dieser Frage auf. Wie hätten die spanischen und portugiesischen Kolonien frei werden können, ohne alle europäischen Verhältnisse zu verändern, und dem Handel ganz neue Bahnen anzuweisen? Dies im Westen. Im Osten vollendet sich in dem gegenwärtigen Augenblick eine Umwälzung, deren größtes Ergebniß darin bestehen wird, daß künftig die Hemmnisse wegfallen werden, welche die freie Mittheilung zwischen Asien und Europa verhinderten. Westen und Osten begegnen sich demnach in einer und derselben Bestrebung; und diese spricht nichts weiter aus, als den Wunsch nach freier Mittheilung aller Lebensgüter: nach einer Mittheilung, die durch den Krieg nie so vollständig erworben werden kann, wie durch den Handel.

Am Tage liegt, daß wenn das Problem der Handelsfreiheit im achtzehnten Jahrhundert hätte gelöset werden sollen, das ganze Unternehmen an Lissabon und Cadix im Westen, und an den Dardanellen und dem Bosphorus, d. h. an den Meerengen, wodurch das mittelländische Meer mit dem schwarzen Meere verbunden ist, im Osten gescheitert seyn würde; denn dies alles hatte im achtzehnten Jahrhundert eine Bedeutung, die verloren gegangen ist. Noch unmöglicher würde die Lösung des fraglichen Problems in jedem früheren Jahrhundert gewesen seyn. Der menschliche Verstand war sogar unfähig, es zu denken; denn es war nichts vorhanden, was ihm dazu aufgefordert hätte. Wenn gegenwärtig die Staatswirthschaftslehre den Satz aufstellt, „daß alles, was für die Beschützung fremden

Rechts nicht nothwendig ist, für einen Eingriff in das Eigenthum gelten muß:" so gab es Jahrhunderte, wo eine solche Wahrheit gar nicht zur Anschauung gebracht werden konnte. Man versetze sich in die Zeit, wo Jeder, der weder dem Priesterstande noch dem Adel angehörte, Leibeigner, d. h. ein Wesen war, das, nach Belieben, weder gehen noch kommen, folglich auch sich nicht nach Belieben verheirathen, Handel treiben und über Erworbenes verfügen konnte. In dieser Periode gab es keine große Städte, am wenigsten aber Handels- und Manufaktur-Städte. Alles was man antraf, waren Dörfer, in welchen man sich fast ausschließend mit dem Ackerbau beschäftigte, ohne von diesem Zweige der Betriebsamkeit noch etwas mehr zu gewinnen, oder auch nur zu erwarten, als was zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse erforderlich war. Eigentlich war jedes Dorf Ein großes Hauswesen, worin die Arbeit, was auch immer ihr Gegenstand seyn mochte, zum Vortheil deßjenigen verrichtet wurde, der als Herr an der Spitze der Leibeigenen stand. An Handel und Verkehr war in diesem Zustande der Gesellschaft fast gar nicht zu denken Nur in Italien und im oströmischen Reiche waren einige Manufakturen übrig geblieben, deren Produkte die Begehrlichkeit der Wenigen reizte, welchen es um Auszeichnung zu thun war. Juden und Marktkaufleute schafften diese Produkte herbei, nicht ohne den Adelichen, durch deren Gebiet sie zu ziehen genöthigt waren, tributbar zu werden. Erst als zwischen dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Städte die persönliche Freiheit ihrer Bewohner erkauft, oder erobert, und sich in den Schutz der königlichen Autorität begeben hatten, ver-

änderte sich die Gestalt der Dinge, wenn gleich bei weitem nicht so schnell, als man wohl glauben möchte. Die Betriebsamkeit machte einige Fortschritte, weil das Eigenthum mehr gesichert war; die Märkte verloren an Wichtigkeit, als Kramläden aller Art entstanden; man sammelte einige Kapitalien; es entstanden Werkstätte. So fing man an, sich auf Dinge einzulassen, welche Zeit und Vorschuß erforderten. Indem man jedoch noch immer genöthigt war, sich zu vertheidigen, mußte der Betriebsamkeit alles entzogen werden, was die Vertheidigung erforderte; und hierin lag es, daß man seinen Gesichtskreis nicht wesentlich erweitern und auf große Unternehmungen nicht eingehen konnte. Wie hätte sich nun unter solchen Umständen wohl die Idee einer vollen Handelsfreiheit entwickeln mögen?

*　　*
*

Geht man zurück auf den Ursprung dieser jetzt so vielseitig besprochenen Idee, so muß man eingestehen, daß sie sich nur im Kampfe des Handelsgeistes mit dem Geiste der Fiskalität hat entwickeln können. Von dem, was der letztere in früheren Zeiten mit sich brachte, haben wir gegenwärtig, wo er in zivilisirten Staaten fast gänzlich verschwunden ist, kaum eine Vorstellung. Zu allen Zeiten hatte er den Grundsatz:

. . . Rem facias; rem
Si possis, recte; si non, quocunque modo rem.

Hiernach nun war im dreizehnten Jahrhundert, z. B. in Frankreich die Ausfuhr, sowohl der Boden- als der Betriebsamkeits-Produkte, verboten. Eine grobe Unwissen-

heit mochte dabei im Spiele seyn; genug, man betrachtete jede Ausfuhr als eine Kalamität, die einen Staat der ihm nothwendigen Waaren beraubt, und diese Meinung konnte damals eben so richtig scheinen, wie späterhin die Meinung, daß nur die Ausfuhr vortheilhaft sei, keinesweges die Einfuhr. Es wurde hierauf zwar die Ausfuhr erlaubt, doch nur gegen eine Abgabe, Zoll genannt, von welcher man annahm, daß sie das, dem Lande zugefügte Unrecht vergüte. Seltsame Vergütung! Fehlte es den Bewohnern des Staats an Produkten, so war der von dem Fürsten geforderte Zoll keine Entschädigung für das, was sie eingebüßt hatten; er hatte nur die Erlaubniß zur Beraubung seiner Unterthanen verkauft. Anfangs zahlte man bloß, um Waaren in das Ausland versenden zu dürfen; allein die damalige Regierung Frankreichs machte sehr bald die Entdeckung, daß sie ihr Einkommen vermehren würde, wenn sie auch Zölle für solche Produkte forderte, welche von einer Provinz in die andere gingen. Diese Einrichtung war durchaus fiskalisch: der Zoll traf die Waaren nur, wenn sie aus Provinzen, welche der Lehnssteuer (aydes) unterworfen waren, in solche gingen, die dies nicht waren; und man berechtigte die letzteren, sich von dem Zolle dadurch zu befreien, daß sie sich der Lehnssteuer unterwarfen. Geld wollte man haben. Dabei bekümmerte man sich soviel als gar nicht um die Wirkung der Auflage in Bezug auf die Betriebsamkeit. Diese war etwas, das ganz aus der Acht blieb, weil man noch keine Vorstellung davon hatte, daß das Einkommen sich vermehren und vermindern läßt, je nachdem man die Betriebsamkeit aufmuntert und unterdrückt. Frankreich gelangte

nicht eher zu einer haltbaren staatswirthschaftlichen Ansicht, als bis die Größe seines stehenden Heeres unter Ludwig dem Vierzehnten die Nothwendigkeit neuer Finanz-Quellen ins Licht stellte. Solche erhielt es durch Colbert, den Schöpfer der französischen Manufakturen; allein es fehlt noch gegenwärtig viel daran, daß der Geist der Fiskalität von der französischen Finanz-Verwaltung gewichen wäre.

*   *
*

Vor der Revolution betrug die Zolleinnahme in Frankreich nicht den vierten Theil derjenigen Summe, welche gegenwärtig das Resultat von Tarifen ist, auf denen man Feuerzeuge, Violinbogen, Ananas u. s. w. antrifft; alles, wie sich wohl von selbst versteht, zum Vortheil des französischen Gewerbes. Nicht weniger als 160 Millionen Franken werden auf diese Weise zusammengescharrt; und was in sich selbst nichts weiter ist, als eine Schöpfung des Fiskalitäts-Geistes, gilt für einen Beweis, des seit der Revolution vermehrten Wohlstandes. Das in die Staatskassen einströmende Geld leiht den Argumenten der Monopolisten seine Kraft, und über den Steuergewinn vergißt man den minder blühenden Zustand der Betriebsamkeit. Es geht damit, wie es am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts mit den ersten Anträgen auf Abschaffung der Zünfte und Korporationen ging. Man antwortete auf diese Anträge durch Broschüren, worin die hohe Vollkommenheit der Seidenwaaren, der Tücher u. s. w. gepriesen, der glänzende Betrag der Ausfuhren herausgestrichen, und zuletzt die Frage aufgeworfen wurde, ob dergleichen Resul-

tate nicht über die Gebrechen des von den Theoretikern bekämpften Systems beruhigen sollten. So wie nun das französische Gewerbe, nach Fortschaffung jener Hemmnisse, zu einem kraftvolleren Leben erwacht ist, eben so wird der ganze gesellschaftliche Zustand sich verbessern, wenn man, nach einem zwar langen, aber doch nicht alle Aussichten auf glücklichen Erfolg ausschließenden Kampfe, dahin gelangt seyn wird, die schwere Last der Gränzzölle, wo nicht gänzlich fortzuschaffen, doch wenigstens wesentlich zu erleichtern.

Eins ist klar; nämlich daß die Völker nie durch Schlagbäume von einander würden gesondert worden seyn, wenn Unwissenheit und Fiskalität nicht die Stelle der Einsicht vertreten hätten. Ehe ein Verfahren verbessert werden kann, muß der Gedanke berichtigt seyn. Es kommt also darauf an, sich zu einer besseren Theorie über Gränzzölle zu erheben, als bisher gegolten hat.

Der Hauptirrthum der bisherigen bestand darin, daß nicht bloß der große Haufe, sondern selbst angesehene Schriftsteller, die keinesweges zu jenem gezählt seyn wollten, einen unbedingten Unterschied zwischen Ausfuhren und Einfuhren statuirten, indem sie mit jenen die Idee von Reichthum und Gewinn, mit diesen die Idee von Armuth und Verarmung verbanden.

Wiefern nun war dies ein Hauptirrthum?

Man führe aus, oder man führe ein: immer macht, immer bringt man Austauschungen zu Stande. Vorausgesetzt, daß weder Ankauf noch Zahlung versagt wird, kann man nicht Produkte ins Ausland schicken, ohne welche zurück zu erhalten; und eben so wenig kann man Produkte

erhal-

erhalten, ohne welche zu verschicken. Jede Ausfuhr hat demnach eine Einfuhr zur Folge, so wie jede Einfuhr eine Ausfuhr zur Folge hat. Will man diese Thatsachen nicht gelten lassen, so muß man den Satz bestreiten: daß Erzeugnisse nur durch Erzeugnisse gekauft werden.

Allerdings schließt man einen unvortheilhaften Handel, wenn die Gegenstände, welche man hingiebt, mehr Werth haben, als die, welche man dafür empfängt; allein ein solches Unglück mag das Ergebniß der Unerfahrenheit, oder des Zwanges, oder jeder anderen Ursache seyn: immer steht so viel fest, daß es sich eben so leicht an diejenigen Austauschungen knüpfen kann, die man Ausfuhren nennt, als an diejenigen, welche Einfuhren genannt werden. An und für sich sind diese Austauschungen immer vortheilhaft für die Partheien, die sie zu Stande bringen. Erhält z. B. Frankreich aus Schweden sein Eisen, und erhält dagegen Schweden aus Frankreich seine Weine, so gewinnen beide Länder dabei; denn jedes dieser Länder wird mit den Produkten versehen, deren es bedarf. Das Einzige, was man für das allgemeine Beste zu wünschen Ursache hat, ist: „daß die Erzeugnisse bei allen Völkern reichlich und mannichfaltig werden, und daß die Austauschungen sich, so viel nur möglich, vervielfältigen mögen;" ein Wunsch, der immer nur unter dem Einfluß der Belehrung und der Freiheit verwirklicht werden kann.

Für vorurtheilsfreie Geister ist also nichts noch mehr erwiesen, als daß alles Zollwesen auf einem Irrthum beruhet.

Allein ist dadurch zugleich erwiesen, daß man die Hemmnisse des freien Verkehrs Knall und Fall fortschaffen soll?

Wir haben die Gränzzölle nur aus Einem Gesichtspunkte betrachtet. Es giebt aber einen zweiten, aus welchem sie nicht minder betrachtet werden müssen. Die Betriebsamkeit hat sich unter ihrem Einflusse gebildet, und die Schlagbäume, welche niemals hätten entstehen sollen, können nicht plötzlich fortgeschafft werden, ohne einen bedeutenden Theil desjenigen, was unter ihrem Schutze entstanden ist, in Gefahr zu bringen oder gänzlich zu zerstören. Dies will wohl ins Auge gefaßt seyn. Die Vertheidiger der Handelsfreiheit müssen also ihre bessere Einsicht darin an den Tag legen, daß sie Klugheit beweisen.

Adam Smith hat dies auf eine ausgezeichnete Weise gethan. Hinblickend auf die Manufakturen, die sich unter dem Schutz der Prohibitionen und der Zölle gebildet haben, sagt er: „Würden diese Prohibitionen und diese Zölle plötzlich unterdrückt, so könnte es leicht geschehen, daß der innere Markt mit fremden Produkten zu einem weit niedrigern Preise überfüllt würde, als die unsrigen haben; und dann würden Tausende von Arbeitern ohne Beschäftigung seyn . . . Der Unternehmer einer großen Manufaktur, der sich zur Einstellung seiner Arbeiten genöthigt sähe, würde einen bedeutenden Verlust erleiden. Derjenige Theil seines Kapitals, den er auf den Ankauf roher Stoffe und auf den Arbeitslohn verwendet hat, würde, vielleicht ohne große Schwierigkeit, eine andere Anwendung finden; allein eben dieser Unternehmer könnte, ohne empfindlichen Verlust, nicht über den anderen Theil seines Kapitals verfügen, der in seinen Werkstätten steckt. Eine gerechte Berücksichtigung seines Vortheils erfordert demnach, daß dergleichen Veränderungen nicht plötzlich ein-

treten — daß sie sehr allmähligen und langsamen Schrittes herbeigeführt werden, nicht ohne vorher angekündigt zu seyn. Verordnungen bringen eine sehr reelle Art von Unordnungen zu Wege, welche man hinterher nicht leicht verschwinden machen kann, ohne eine andere Unnrdnung zu veranlassen. . . ."

Nicht anders urtheilt J. B. Say, wenn er sagt: „Staaten, welche Zöllen unterworfen sind, haben die größte Aehnlichkeit mit Kranken, welche die Kunst nur langsam wiederherstellen kann."

Vergeblich wird man dagegen einwenden, daß die Früchte der Handelsfreiheit, d. h. der Ueberfluß, die Vollkommenheit und der geringere Preis der Waaren, durch eine vorübergehende Krisis nicht zu theuer würden erkauft werden. Welcher verständige Mann würde aber die Verantwortlichkeit eines Versuchs übernehmen wollen, dessen Folgen sich nicht genau berechnen lassen, und der nicht bloß das Vermögen, sondern auch das Leben sehr vieler Seinesgleichen in Gefahr bringen könnte? Selbst wenn man von der Nützlichkeit einer plötzlichen Veränderung bei sich selbst überzeugt wäre, dürfte man sie nicht versuchen, wegen der Vorurtheile, mit welchen man zu kämpfen haben würde. Das von einer solchen Umwälzung unzertrennliche Unglück, und das, was ihre Gegner durch ihre Ränke noch hinzufügen würden, würde alle Gemüther in Aufruhr bringen. Wer also den vorhandenen Zustand der Dinge plötzlich verändern wollte, würde sich genöthigt sehen, zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren, und seinen Entwurf eben so schnell aufzugeben, als er ihn gefaßt hatte.

Die dem Handel angelegten Fesseln können also nicht auf einen Schlag gesprengt werden. Allein man muß die Augen öffnen für die allgemeinen Verluste, welche die Tarif-Kriege mit sich ziehen; man muß die Wahrheiten erkennen, welche die Theorie der Mauthen über den Haufen werfen; man muß, wenn gleich allmählig, der Handelsfreiheit näher rücken, und alle Völker auffordern, sich über ihren wahren Vortheil aufzuklären; man muß ihnen selbst ein ehrenwerthes Beispiel geben.

Die Vertheidiger der Handelsunfreiheit wenden Verbote und Zölle an, um ihren Zweck zu erreichen. In den Verboten glauben sie das kräftigste Abwehrungsmittel zu finden. Wird ein, den Zöllen unterworfenes Produkt eingeschwärzt, so ist es in Sicherheit, sobald es über die Gränze gelangt ist; ist es aber verboten, so kann es von Waarenlager zu Waarenlager verfolgt werden. Die Verbote sind mit inquisitorischen Maßregeln verknüpft; gleichwohl ist ihre Wirkung nicht immer so sicher, als man es erwartet. Die Erhöhung des Preises, die sie bewirken, ist ein Anreiz zum Einschwärzen. Ueberhaupt sind Verbote feindlicher Natur; sie führen die Scheidung der Völker herbei, und noch weit mehr als die Zölle tragen sie zur Entstehung des Monopols im Innern des Staats bei. Die Bemühung eines einsichtsvollen Verwalters muß also dahin gerichtet seyn, zunächst Zölle an die Stelle der Verbote zu bringen, und demnächst die Zölle zu ermäßigen. Weit davon entfernt, dem Privat-Eigennutz, welcher neue Beschränkungen fordert, nachzugeben, muß er Denjenigen, welchen eingeführte Beschränkungen zu Gute kommen, zeigen, daß die Zeit nicht fern ist, wo alle Beschränkungen

verschwinden werden. Auf diesem Wege ist es allein möglich, zu der Wohlthat einer vollkommenen Handelsfreiheit zu gelangen *).

* * *

Das entgegengesetzte System kann immer nur die Unwissenheit und Trägheit auf Kosten des öffentlichen Vortheils begünstigen. Zwar behaupten gewisse Staatswirthschaftslehrer, daß, wenn die Fabrikation innerhalb der Gränzen eines Staats frei ist, man auswärtige Produzenten ausschließen könne, ohne daß daraus ein Monopol entstehe. Allein, ob man gleich zugeben muß, daß das Uebel minder groß ist, wenn die Zahl der National-Produzenten nicht beschränkt wird, so führt dies doch immer nur zu einem halben Monopol, dessen Wirkungen darin bestehen, daß die Vervollkommnung der Gewerbe stockt, und daß die Preise der Produkte höher ausfallen, als es nöthig ist. Man weiß, mit welcher Sorgfalt England seine Seiden-Manufakturen durch Zölle beschützt hat; und wie viele sind nicht in den Fall gewesen, die Wirkungen dieses Schutzes zu preisen! Um so mehr ist man verpflichtet, das zu wiederholen, was Herr Huskisson in jener Zeit davon sagte, wo er Minister war. Hier folgen seine Worte. „Das Monopol — sagte er — hat bewirkt, was es immer bewirken wird: eine vollkommne Gleich-

---

*) Es ist fast überflüssig zu bemerken, daß dies der Sinn der Handelsverträge ist, welche die preußische Regierung im Laufe dieses Jahres abgeschlossen hat. Diese Handelsverträge bereiten Deutschland eine sehr erfreuliche Zukunft.

gültigkeit gegen Vervollkommnung. Jener eigennützige Eifer, der die Seele der Betriebsamkeit ist, und immer nur darauf sinnt, wie er sein Produkt wiederholen und zu dem besten Preise verkaufen will, ist, Dank sei es dem Prohibitiv-System, so gut wie abgestorben. Dies System hat uns in der Seiden-Fabrikation hinter unsern Nachbarn zurückgehalten. Beklagenswerthe Wirkung jener Starrsucht, welche die Betriebsamkeit trifft, wenn Prohibitiv-Gesetze sie in sorglose Sicherheit stürzen! *)" So Herr Huskisson. Die Auftritte, welche die Seidenweber im Laufe dieses Jahres veranlaßt haben, sind unsern Lesern unstreitig noch gegenwärtig. Was beweisen sie? Nichts weiter, glauben wir, als daß selbst die Kraft der Prohibitiv-Gesetze nicht unter allen Umständen ausreicht, ein Gewerbe zu beschützen; wie denn die großen, seit der Freiwerdung des spanischen und portugiesischen Amerika eingetretenen Erscheinungen das Meiste dazu beigetragen haben, daß man sich über den Bereich des Prohibitiven hat zurechtfinden müssen . . .

* * *

Auf den Eingang einer Waare einen Zoll legen, heißt den Konsumenten nöthigen, sie theurer zu bezahlen, als ihr Werth reicht, nicht bloß, wenn sie aus dem Auslande kommt, sondern auch, wenn sie im Innern fabrizirt ist, weil die National-Produzenten ihre Preise erhöhen oder

---

*) Aus einer, den 24. März 1824 in dem Hause der Gemeinen gehaltenen Rede.

auf der einmal angenommenen Höhe erhalten können, ohne eine Konkurrenz befürchten zu dürfen. Es ist für den, der etwas von der Sache versteht, kläglich, zu hören, wenn Manufakturisten, die von Prohibitiv-Gesetzen beschützt werden, im Tone der Zufriedenheit sagen: „Wir werden diesen oder jenen Zweig der Betriebsamkeit so empor bringen, daß ihr aufhören sollt, dem Auslande steuerpflichtig zu seyn." Wie! waren wir denn steuerpflichtig, als wir von denjenigen kauften, die uns die bessere Waare um einen billigeren Preis gaben? Und läßt sich nicht mit großer Wahrheit sagen, daß wir erst von dem Augenblick an steuerpflichtig geworden sind, wo wir uns an Menschen wenden müssen, die uns weit schlechter gearbeitete Gegenstände um einen weit höheren Preis verkaufen?

Herr Garnier entwirft in einer Note zu seiner Uebersetzung des Adam Smithschen Werks über den National-Reichthum folgende Berechnung:

„Man glaubt, daß ein in Arbeit befindlicher Pflug im Laufe eines Jahres den Verbrauch von 50 Pfund Eisen veranlaßt. Diese konnte sich der Ackersmann vor dem Jahre 1790 für 7 Liv. 10 Sous höchstens verschaffen; gegenwärtig aber bezahlt er wenigstens die dreifache Summe. Giebt es nun in Frankreich, wie man annimmt, 920,000 in Gang befindliche Pflüge, so belastet die Vertheuerung den Ackerbau mit einer neuen Steuer von 40 Millionen."

Man ist berechtigt, in diesem Kalkul Uebertreibung zu finden; wie viel man jedoch auch abziehen möge: immer wird man höchstens beweisen, daß die Besteuerung nicht so weit geht, als Herr Garnier behauptet, keinesweges aber, daß sie leicht und unbedeutend sei. Erwägt man

sodann, daß dieser Schriftsteller nur von einer Gattung Werkzeuge spricht, während das Eisen eine Waare erster Nothwendigkeit ist, welche dem mannichfaltigsten Gebrauche dient: so wird man anfangen, unruhig zu werden über den Zuwachs von Ausgaben, welche die Preiserhöhung nach sich zieht. Und bedenkt man sodann, daß das Eisen nur eins von den Produkten ist, deren Einfuhr Zöllen unterliegt, und versucht man dabei, die von sämmtlichen Prohibitiv-Gesetzen verursachte Vertheurung zu berechnen: so kann man wohl nicht anders, als erschrecken vor der ungeheuren Last, welche das Zollwesen einem Volke aufbürdet.

Wie beträchlich auch die Steuern seyn mögen, ohne welche der Finanz-Etat nicht erfüllt werden kann: die aus den Zöllen entspringende Vertheurung der Produkte ist eine zweite Steuer, deren Betrag sich niemals genau angeben läßt. Und hieran läßt sich abnehmen, was es sagen will, wenn die Urheber der Tarife einmal über das andere wiederholen: „die Vertheurung des Produkts sei eine dem Produzenten nützliche Steuer, welche von den Konsumenten so gut als gar nicht gefühlt werde, weil sie sich unter die Menge derselben vertheile.“ Ist diese Redensart noch mehr als Spott?

* * *

Das Mauthwesen ist selbst für die Produzenten mit großen Nachtheilen und Beschwerden verbunden: einmal, weil alle Produzenten zugleich Konsumenten sind; zweitens, weil die Mauth den einen nicht nützlich werden kann, ohne

den andern zu schaden. Denn wie will sie die Wage so halten, daß das Gleichgewicht gesichert bleibe? Man hat geglaubt, einen Leitstern in dem Grundsatze zu finden, „daß man, um die Arbeit zu begünstigen, die Ausfuhr der rohen Stoffe und die Einfuhr der Fabrikate gleich sehr erschweren müsse. Doch was ist roher Stoff, und was verarbeiteter Stoff oder Fabrikat? Herr von Sismondi hat diese Frage auf eine Weise beantwortet, welche die Gebrechlichkeit des scheinbar einfachen und zuverlässigen Grundsatzes in das ihm gebührende Licht stellt.

„Flachs, sagt dieser Staatswirthschaftslehrer *), ist verarbeitender Stoff für den, der ihn röstet, bracht und hechelt; aber er ist roher Stoff für den Spinner. Nach dem allgemeinen Grundsatz über Aus- und Einfuhr fordert jener, daß die Ausfuhr seines Produkts begünstigt werde; dieser verlangt Verbot. Das Garn ist wiederum verarbeiteter Stoff für den Spinner und roher Stoff für den Weber; die Leinwand ist verarbeiteter Stoff für den Weber, und roher Stoff für den, der ihr Farbe giebt; und wenn sie für diesen zu verarbeitetem Stoff geworden ist, so wird sie wiederum zu rohem Stoff für den Schneider, den Tapezier, den Modehändler. Wer zuletzt gekommen ist, dringt immer darauf, daß man ihn in Bezug auf seine Vorgänger in der Arbeit zum ausschließenden Gebieter über den Markt mache; durch Ausfuhrverbote möchte er ihre Betriebsamkeit hemmen, und folglich die Quantität der von ihnen verrichteten Arbeit vermindern.

---

*) Nouveaux principes d'économie politique. Tom. I. pag. 436

Untersucht man das Ganze der Zollgesetzgebung, so macht man fast immer die Entdeckung, daß die den verschiedenen Betriebsamkeits-Graden allmählig bewilligten Verbote mit einander in schnurgradem Widerspruch stehen." So Sismondi; und wer der Sache im Mindesten nachdenkt, muß bekennen, daß man sich auf die Regulirung so verwickelter Angelegenheiten nicht einlassen kann, ohne in ein Labyrinth zu gerathen, worin man auf gut Glück vorwärts geht. In der Regel gelingt es den angesehensten Produzenten, den Sieg davon zu tragen; und es ist nur ein Gegenstand des Bedauerns, wenn Verwalter, die einem großen Reiche angehören, sich in Manufaktur-Agenten verwandeln lassen von Personen, deren Urtheil so handgreiflich das Gepräge des Eigennutzes hat.

* * *

Wir haben bisher nur einen geringen Theil des Schadens zur Sprache gebracht, den Produzenten sich unter einander zufügen. Weiset man fremde Waaren zurück, so berechtigt man dadurch zurückgesetzte Völker, dasselbe Verfahren hinsichtlich solcher Waaren, die man ihnen zusendet, zu befolgen. In diesem Falle nun wird das Glück der von den Zöllen begünstigten Unternehmer auf Kosten derjenigen Unternehmer gemacht, welche das Opfer der ausgeübten Vergeltung (Repressalien) sind. Unbegreiflich bleibt dabei, wie es gerecht scheinen kann, die einen dadurch zu bereichern, daß man die andern beraubt. Eben so unbegreiflich ist, wie man sich einbilden kann, daß man die

Betriebsamkeit beschütze, wenn man die eine Arbeit auf Kosten der andern aufmuntert — bisweilen sogar, ohne daß sich darüber entscheiden läßt, welche Arbeit in dem Zustande der Handelsfreiheit die einträglichste seyn werde.

Repressalien schaden, an und für sich selbst, denen, welche sie ausüben. Wenn Frankreichs Nachbarn französische Weine zurückweisen, weil die Franzosen ihr Schlachtvieh nicht annehmen wollen, so verurtheilen sie sich zu einem zweiten Verlust, nachdem Frankreich ihnen den ersten zugefügt hat. Das Schlachtvieh, das sie anzubieten hatten, verliert nämlich an Absatz und sinkt folglich im Preise; und es heißt doch wahrlich nicht, sich Ersatz verschaffen, wenn man sich selbst der Mittel beraubt, den Wein zu kaufen, den man nicht entbehren kann. Repressalien können jedoch auch aus einem noch andern Gesichtspunkte betrachtet werden. Sie stören bisweilen die Betriebsamkeit desjenigen Volks, das die Handelsfreiheit zuerst verletzt hat; und in dieser Beziehung dürften sie untadelich seyn, so oft man die Wahrscheinlichkeit für sich hat, den Angreifer zur Zurücknahme seiner Prohibitiv-Gesetze zu bewegen; denn, um ein so großes Gut, wie die Handelsfreiheit ist, zu erreichen, muß man kein Bedenken tragen, ein vorübergehendes Uebel zu leiden. Man kann sich also nur darüber freuen, daß Preußen und die Vereinigten Staaten Nordamerika's durch ihre Repressalien England zur Verzichtleistung auf seine Unterschieds-Zölle bewogen haben: Zölle, welche einen langen Zeitraum hindurch für unerläßlich galten, weil man die Meinung hegte, sie förderten das Gedeihen der Schiff-

fahrt *). Herr Huskisson bemerkte in der oben angeführten Rede mit eben so viel Scharfblick, als Adel der Gesinnung: „daß gewisse Listen sich nur so lange anwenden lassen, als sie nicht für das erkannt werden, was sie wirklich sind." Er fügte hinzu: daß heut zu Tage die Völker über die großen Angelegenheiten des Handels viel zu gut belehrt wären, um sich noch von England täuschen zu lassen. „Unser Erfindungs-Patent," so schloß dieser achtungswerthe Staatsmann seine Rede, „hat seine Kraft verloren . . ." Ein Wort, woran man sich in den nächsten zwanzig Jahren noch oft zurückzuerinnern Veranlassung haben wird!

Wer möchte daran zweifeln wollen, daß eine Regierung durch den Mißbrauch der Gewalt vortheilhafte Operationen zu Stande bringen kann! Der Fall ist nur allzu oft da gewesen, daß mächtige Staaten ihre Kolonien oder schwache Nachbarstaaten gezwungen haben, Waaren von ihnen zu empfangen, und ihnen dafür andere zu liefern, dergestalt, daß sie den Preis für beide Waaren mit Willkür bestimmten. Ein solches Verfahren ist ohne allen Zweifel einträglich; allein verhält es sich damit noch anders, als mit dem Verfahren des Räubers, der den Reisenden mit dem Tode bedroht, wofern er ihm nicht seine Börse reicht? Was man in Anschlag zu bringen vergißt, ist, wieviel dergleichen Staaten in Folge des Hasses, der Wiedervergeltung und der durch ihre Ungerechtigkeit her-

---

*) Diese Unterschiedszölle beruheten darauf, daß Waaren, auf brittischen Schiffen eingeführt, einer geringeren Abgabe unterworfen waren, als wenn sie auf fremden Schiffen eingeführt wurden.

beigeführten Kriege verloren haben. Gemeinhin findet man die Ursache einer Umwälzung in dem Ereigniß, das ihr zunächst voranging; allein man sollte auf die Umstände achten, die sie vorbereiteten und zuletzt unvermeidlich machten. Das Monopol, das die Engländer mit so weit getriebener Strenge hinsichtlich ihrer nordamerikanischen Kolonieen übten, nährte den Haß, der später zu der Anmaßung führte, die Kolonien gegen ihre Einwilligung besteuern zu wollen. Indem also England ein verhaßtes Monopol zum Vortheil einiger Kaufleute aufrecht erhalten wollte, zwang es seine Kolonien zum Abfall, und rief einen Nebenbuhler ins Leben, der seinen Ministern noch manche schlaflose Nacht verursachen wird. Auf demselben Wege sind Spanien und Portugal um ihre Kolonien gekommen; und wie wäre es wohl denkbar, daß so große Ereignisse nicht dahin wirken sollten, dem Handel jenen großartigen Charakter zu geben, worin er aufhört ein Befriedigungsmittel schlecht verstandenen Eigennutzes zu seyn, und anfängt, Vereinigungsmittel des menschlichen Geschlechts zu werden? Was sich schon jetzt mit der höchsten Sicherheit vorhersehen läßt, ist, daß Maximen, wie sie in früherer Zeit von den Genuesern und Venetianern geübt wurden, je mehr und mehr veralten werden, um denjenigen Platz zu machen, die ihre Wurzel in einer gründlicheren Anschauung der menschlichen Gesellschaft haben.

Alles bietet dazu die Hand. Die Oeffentlichkeit der Berathschlagungen in mehrern Ländern Europa's kann nicht verfehlen, einen merklichen Einfluß auf die Verbreitung gesunder staatswirthschaftlicher Grundsätze zu gewinnen. So lange die Wissenschaft der Verwaltung nicht über das

Kabinet einzelner Staatsmänner hinausging, konnte sie keine rasche Fortschritte machen. Gegenwärtig, wo es auf verschiedenen Punkten des Erdballs Rednerstühle giebt, auf welchen man sich über Zweck und Mittel erklären muß — gegenwärtig ist es minder leicht, Geheimnisse zu bewahren; der größte Vortheil aber besteht darin, daß man genöthigt ist, den eigenen Gesichtskreis zu erweitern, um großen Aufgaben gewachsen zu bleiben. Die Art und Weise, wie Herr Termaux, im Laufe des letzten Sommers, in der französischen Wahlkammer das Monopol bekämpft hat, wird für Frankreichs Handelsgesetzgebung nicht ohne Erfolg bleiben, sollte dieser auch erst nach mehrern Jahren fühlbar werden. Es giebt kein Mittel, gesellschaftlichen oder moralischen Wahrheiten zu widerstehen, sobald sie eines Beweises fähig geworden sind, und der consensus omnium sich ihrer angenommen hat.

*　　*　　*

Auf dem Wege der erweiterten Einsicht und des zunehmenden Wohlstandes gelangen die Völker nothwendig zu dem Wunsche, ihren Beziehungen unter einander ein höheres Maß von Innigkeit durch unverhinderten Verkehr zu geben . . .

Sie werden in diesem Wunsche von einer Erfahrung geleitet, von welcher man eingestehen muß, daß sie von Seiten der Analogie nur allzu verführerisch ist. Man weiß nämlich, wie wohl sich die Provinzen eines und desselben Reiches dabei befinden, daß sie frei unter einander verkehren. Warum nun sollte dies nicht auch der Fall

seyn, so oft Staaten an die Stelle der Provinzen treten? Es sind hierüber sogar schon die nöthigen Erfahrungen gemacht worden, sobald — was in unseren Zeiten sehr häufig vorgekommen ist — zwei Länder, die durch Mauthlinien von einander gesondert waren, in Folge eines grossen Ereignisses unter einer und derselben Regierung vereinigt wurden. Kaum waren die Schlagbäume fortgeschafft, so fühlten die Einwohner der bis dahin gesonderten Länder sich behaglicher und besser. Will man etwa einwenden, daß die Unterdrückung der Hemmnisse nicht dieselbe Wirkung hervorbringen werde, wenn beide Staaten verschiedenen Regierungen angehören, und nicht zu denselben Ausgaben beizutragen haben? Dieser durchaus fiskalische Einwand beweiset so viel als gar nichts; denn wenn von den Mitteln die Rede ist, wodurch die Betriebsamkeit der beiden Länder gehoben werden kann, so kommt blutwenig darauf an, zu wissen, ob die Beiträge zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben in eine oder in mehrere Kassen gezahlt werden. Frankreichs Beispiel ist in dieser Beziehung sehr merkwürdig. Als mehrere Staaten Deutschlands und Italiens mit Frankreich vereinigt waren, dehnte sich die Handelsfreiheit über alle Bestandtheile dieses damals sehr bedeutenden Reichs aus; und hierin lag vielleicht der beste Ersatz für die Leiden dieser unvergeßlichen Periode. Späterhin wurden, nach einer neuen Trennung, die Schlagbäume wieder aufgerichtet. Geschah dies aber wohl zum Vortheil der Betriebsamkeit? Keinesweges! Es geschah vielmehr aus Vorurtheil, aus Haß, oder, wenn dies zu viel gesagt seyn sollte, aus derjenigen Kurzsichtigkeit, die dem Geiste der Fiskalität eigen ist. Wer hat dabei ge-

wonnen? Niemand, weil es unmöglich ist, in Folge einer gewaltsamen Absonderung zu gewinnen. Dagegen ist der Eroberungsgeist in Einzelnen wieder erwacht, für welche es vorherrschender Gedanke ist, daß Gebirge und Flüsse nothwendige Gränzscheiden seyen. Es sind Aufforderungen zur Wiedervereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich erfolgt. Ach! entsagt Frankreich seinen Prohibitiv-Gesetzen, so ist der Rhein, als Gränze Frankreichs im Osten, die gleichgültigste Sache von der Welt. Alles, was aus der Schrift des Generals Richemont mit Bestimmtheit hervorgeht, ist, daß der Krieg dem Handel nachhelfen möchte, während dieser, auf einer gewissen Stufe der Entwickelung, sich selbst genug ist.

* * *

Während kenntnißreiche Schriftsteller und aufgeklärte Verwalter in unseren Zeiten gleich thätig sind, großmüthige Idee zu verbreiten, lassen selbst gute Köpfe sich noch von einem Irrthum beherrschen, welcher der Fortpflanzung ächter Grundsätze nur allzu hinderlich ist. Ich meine den Irrthum, nach welchem so Viele geneigt sind, zu glauben, ein Volk müsse sich bestreben, alle Arten der Fabrikation zu vereinigen, um sich selbst genug zu seyn.

Ein solches System unterscheidet sich, seinen Folgen nach, durchaus nicht von dem System der Vertheidiger des Prohibitiven; doch, anstatt sich in einer fiskalischen Außenseite darzustellen, wendet es sich gegen die Vaterlands-

landsliebe und schmeichelt den Völkern in ihrem Stolz und in ihrem Groll. Der Genius des Guten und der Genius des Bösen, zu allen Zeiten thätig, haben ihre Wirksamkeit vorzüglich in den letzten 50 Jahren bewiesen: jener in der Verbreitung von Grundsätzen, dieser in der Anregung von Leidenschaften. Die Kriege nun, welche aus diesen hervorgegangen sind, haben Rathschlägen, welche die Barbarei mitten in die Zivilisation zurückversetzen würden, einen Anstrich von Angemessenheit und Richtigkeit gegeben, den sie nie verdient hatten. Die abgeschmackte und verhängnißvolle Idee eines Volkes, das sich selbst genug seyn soll, paßt nur zu den Sitten eines Militär-Staats, der, um seinen ausschließenden Patriotismus zu nähren, alle andere Staaten haßt, und sich, wie das reißende Thier in seiner Höhle, vereinzeln möchte. Ein solcher Staat war der römische in den ersten sechs Jahrhunderten seines Daseyns. Seine Armuth zwang ihn zum Krieg, und indem er kein anderes Handwerk ehrte, als das Waffenhandwerk — wie endigte er? So, daß er sich, nach und nach, zwar die ganze, ihm erreichbare Welt unterworfen hatte, aber für seine Fortdauer nie irgend eine Gewähr in sich trug, und zuletzt ein Raub der Barbaren wurde . . . Nein! kein Volk soll sich selbst genug seyn; ja, so wie jeder Einzelne für sein Wohlseyn des Beistandes der ganzen Gesellschaft bedarf, eben so soll auch jedes Fragment des menschlichen Geschlechts, Volk genannt, des Beistandes des ganzen menschlichen Geschlechts bedürfen, selbst ohne dies in allen seinen Abtheilungen zu kennen.

Nur unverständige und mittelmäßige Verwalter können aus Eigenliebe und falschem Ehrgeiz sich mit der Natur der Dinge in einen Kampf einlassen, um Betriebsamkeitszweige in einem Lande einzuführen und zu entwickeln, welche diesem in keiner Beziehung angemessen sind. Gescheite Leute fragen: „wie hoch kommt der Erfolg zu stehen? ist das Ergebniß des Opfers werth, wodurch es gewonnen ist." Unstreitig giebt es Arbeiten, welche allen Völkern, die auf gleichem oder beinahe gleichem Kultur-Grade stehen, gemein sind. Dafür aber giebt es auch andere, v denen sich das Gegentheil behaupten läßt. Jedes größere Volk hat, wie sein Klima, so seine natürlichen Produkte und seine Talente. Folgt er der Bahn, die vorherrschende Umstände ihm anweisen: so werden seine Arbeit und seine Kapitalien ihm die besten Erzeugnisse, und durch diese die reichsten Austauschungen gewähren. Versucht man dagegen, alles selbst hervorzubringen: so verurtheilt man sich zur Anfertigung von Gegenständen, die man besseren und billigeren Preises aus dem Auslande hätte beziehen können, was zuletzt nichts weiter sagt, als daß man einen schlechten Gebrauch von Kapitalien macht, welche in anderen Zweigen der Betriebsamkeit bessere Anwendung gefunden haben würden. Nichts ist gewöhnlicher, als das klügelnde Verwalter höhnisch lächeln, wenn man ihnen sagt: „die Vorsehung wollte die Bewohner verschiedener Klimate aneinander bringen und durch die sanften Bande des Austausches vereinigen, als sie in die Mittel, Reichthümer zu erwerben, eine so große Mannichfaltigkeit legte." Solche Staatsmänner glauben freilich tiefer dringende Einsichten zu haben. Gleichwohl sind sitt-

liche Ideen eines strengen Beweises fähig; und will man den Satz: „daß die Menschen den Absichten der Natur, sofern diese zu ganz verschiedenen Arbeiten beruft, getreu bleiben sollen," in eine arithmetische Sprache übertragen, so braucht man sich nur der Ausdrücke zu bedienen, in welchen einer der trockensten Staatswirthschaftslehrer diese Wahrheit vorträgt. „Ich denke mir, sagt Herr Ricardo, zwei Handwerker, welche beide Schuhe und Hüte zu machen verstehen. Der eine excellirt in beiden Handwerken; allein indem er Hüte fabrizirt, übertrifft er den Andern nur um ein Fünftel oder um 20 Prozent, während er, wenn er Schuhe machte, ihn um ein Drittel oder um 30 Prozent übertreffen würde. Wäre es nun nicht wohl zum Vortheil dieser beiden Handwerker, wenn der geschicktere sich darauf beschränkte, Schuhe zu machen, der minder geschickte aber Hutmacherei triebe?" *)

* * *

Ein System, das, mit Hintansetzung des Naturwillens, keinen anderen Zweck verfolgt, als allenthalben eine gleiche Betriebsamkeit in Gang zu bringen, und darin zu erhalten, kann wohl nicht anders endigen, als mit einem allgemeinen Mißbehagen. Wie verbreitet ist gegenwärtig die Klage über die Schwierigkeit des Absatzes, über die Anhäufung der Waaren! Unstreitig trägt der Unverstand

---

*) Siehe Priciples of political oeconomy, Tom. I. p. 207. in der Note.

und die Unwissenheit gewisser Unternehmer die Schuld dieser unverkennbaren Kalamität. Bei dem Allen muß ein großer Theil derselben dem Mauthwesen zugeschrieben werden. Ohne dasselbe, d. h. ohne den Beistand, den es gewährt, würde man nicht in den verschiedensten Ländern dieselben Waaren fabriziren; ein höherer Grad von Freiheit würde die, dem Austausche nöthige Mannichfaltigkeit beschützen. Dazu kommen denn andere Uebelstände. Der Kaufmann, welcher Produkte in ein fremdes Land versetzt, stößt daselbst auf Zölle, die seine Waare in einem so hohen Grade vertheuern, daß ihr Absatz fast unmöglich wird. Die Waaren, die er für die seinigen eintauschen möchte, sind bisweilen verboten, oder beim Ausgange mit Zöllen belastet; und die, welche man ihm anbietet, sind bisweilen in seinem Vaterlande verboten, oder beim Eingange mit starken Zöllen belegt. Würde es in solchen Klemmen nicht das größte aller Wunder seyn, wenn der Verkauf sich mit Leichtigkeit vollzöge? In diesem Labyrinth von Zoll-Tarifen können die Bedürfnisse der Menschen nicht wachsen; sie müssen vielmehr abnehmen. Für den Verkehr, d. h. für alles, was die Menschen unter einander verbinden soll, ist das Studium der Tarife zu einem Hauptstudium geworden; und da diese Tarife sich unaufhörlich verändern, so fehlt den kaufmännischen Operationen jede Sicherheit. Kaum wagt man es, sich zu gestehen, daß dies der Zustand ist, worin sich die Betriebsamkeit im neunzehnten Jahrhundert vermöge eines Systems befindet, das seine Entstehung nur den Leidenschaften und der Unwissenheit verdankt; denn eine von den Hauptursachen, welche das

Mauthwesen so überwiegend gemacht haben, ist die Ueberredung, oder vielmehr der Wahn, daß ein Staat die Ausfuhr des Baaren zu verhindern, und sich dagegen des Goldes und Silbers des Auslandes zu bemächtigen streben müsse.

Hierüber das Nähere im nächsten Hefte!

(Fortsetzung folgt.)

Darf der zu Adrianopel geschlossene Friede als hart bezeichnet werden?

(Mitgetheilt.)

Indem die Zeitblätter, welche in Paris und London die Ansichten ihrer Regierungen auszusprechen pflegen, den am 14. September d. J. zwischen Rußland und der hohen Pforte abgeschlossenen Frieden Gerechtigkeit widerfahren lassen, klagen andere der gelesensten französischen und englischen Zeitungen diesen Frieden als allzu hart für die Pforte, und als höchst nachtheilig für andere Staaten an. Sie sehen durch ihn das politische Gleichgewicht Europa's als aufgehoben, das türkische Reich als verschwunden von der Charte an. Die deutschen öffentlichen Blätter haben sich wohlbedacht der absprechenden Urtheile über einen Frieden enthalten, der noch nicht ratifizirt war, dessen Bedingungen sie noch nicht offiziell anerkannt sahen. Jetzt aber, wo das kaiserliche Manifest von Zarskoje-Selo vom 19ten Septbr. (1. Oktbr.) d. J. alle Zweifel über den wesentlichen Inhalt des abgeschlossenen Friedens beseitigt hat, scheint auch dem deutschen Urtheile das freie Feld zur Aeußerung über diesen Vertrag, zur Prüfung seiner Ursachen und seiner Folgen, vorerst aber zur Beantwortung der sehr wichtigen, streitig gewordenen Frage geöffnet zu seyn: ob Härte oder Mäßigung bei dem Friedensabschlusse vorwaltend waren, und ob das politische Gleichgewicht dadurch gefährdet sei?

Nur erst seit dem Westphälischen Frieden, also erst seit dem Jahre 1648 spielt die Chimäre, welche unter dem Namen des politischen Gleichgewichts nur allzu bekannt geworden ist, ihre furchtbare Rolle. Sie war es, die damals und seitdem, in allen Welttheilen, so vielen Strömen vergossenen Blutes Entstehung und Richtung gab, die nur zu oft der Eroberungssucht oder der eigennützigen Einmischung in fremder Staaten Händel zum Deckmantel diente. Diese Chimäre eines von Länderbesitz und Unterthanenzahl abstrahirten politischen Gleichgewichts, an welche ernstlich nie ein Denkender glaubte, wurde dennoch die Grundlage des zeitherigen Staatsrechts, wie oft auch die Erfahrung lehrte, daß es nicht vorzugsweise jene Machtquellen waren, welche die endlichen Erfolge der Kriege und die Vergrößerung oder die Verkleinerung der Staaten entschieden, sondern der Geist, der jene Machtquellen in Bewegung zu setzen verstand, und die Gerechtigkeit, mit der sie gebraucht wurden, und mit welcher sich die öffentliche Meinung verbündete. Der, weder durch Länderbesitz noch durch die Zahl der Unterthanen, wohl aber durch seinen Geist große Friedrich der Zweite, auf den seine Feinde anfänglich mit Stolz herabsahen, ging als König und Sieger von der ganzen Welt bewundert aus dem Kampfe mit dem gegen ihn verbündeten Europa hervor. Die Riesenmacht Napoleons stürzte schnell unter ihren Trümmern zusammen, als ihn die öffentliche Meinung als ungerecht erkannte und richtete.

Wenn aber obige Blätter gleichwohl behaupten, daß der Friede von Adrianopel hart für die Pforte sei, das politische Gleichgewicht vernichte, und also die Dazwischen-

kunft anderer Mächte erfordere, so muß man einen Maß-
stab suchen, mit welchem man die Billigkeit desselben mes-
sen kann. Den einzigen, hier anwendbaren, kann sicher
nur die Weltgeschichte liefern. Sie lehrt uns, wie frühere
Sieger ihre errungenen Vortheile, ihre Stellung und ihre
Verhältnisse benutzten, wenn sie die Waffen niederlegten,
und das vermittelnde Europa ihre Mäßigung anerkannte;
sie lehrt uns besonders, welche Grundsätze bei den Frie-
densschlüssen mit der Pforte seit dem letzten großen Padi-
scha Murad dem Vierten, von den europäischen Kabinet-
ten befolgt wurden. Natürlich kann hier nicht von den
Friedensschlüssen Napoleons die Rede seyn, dessen eiserner
Fuß immer, wo er ihn hinsetzte, Königreiche zertrümmerte
noch von den Friedensschlüssen der ostindischen Kompagnie
mit den asiatischen Herrschern, bis herab auf dem letzten
mit dem Könige der Birmanen. Nur die, seit dem Jahre
1648, seit der Zeit der Sorge für das politische Gleich-
gewicht abgeschlossenen Frieden, können zur Vergleichung
mit dem Friedensschlusse vom 14. Septbr. d. J. dienen.
Da findet sich denn, daß Frankreich, obwohl von der
Fronde im Innern des Reiches bedrängt, dennoch im
Jahre 1648 die Waffen nicht eher niederlegte, bis ihm die
Bisthümer Metz, Toul und Verdun, der Elsaß, Sund-
gau, Pfirt, Pignerol und das Besatzungsrecht von Phi-
lipsburg zugestanden waren. Im pyrenäischen Frieden ver-
langte und erhielt Frankreich unter andern die Grafschaft
Roussilion nebst Conflans, beinahe ganz Artois nebst meh-
reren gewünschten Plätzen in Flandern, Hennegau und
Luxemburg. Im Nymweger Frieden 1678 erlangte Frank-
reich die Franche Comté und Lothringen. England machte

im Jahre 1656 Jamaika, Mardyk und Dünkirchen zum Preis des Friedens. Im Utrechter Frieden 1713 mußten Gibraltar und Minorka, die Inseln St. Christoph, Neu-Foundland, die Hudsonsbay, Neu-Schottland und Port-Royal an England abgetreten werden. Im Frieden von 1763 vergrößerte sich Großbritannien durch Canada, das Cap Breton, die St. Lorenzbucht, die Inseln Granada, Grenadines, Tabago, Dominique und St. Vincent, durch Florida, die Bucht von Pensacola, durch alle Besitzungen der Franzosen am Senegal, durch das Meiste, was die letztern in Ostindien besaßen.

Was insbesondere das ottomanische Reich betrifft, so hat dieses seit dem Jahre 1648 mehrere Frieden unterzeichnet, die zur Vergleichung mit dem neusten in Adrianopel abgeschlossenen dienen können. Montecuculi's Sieg bei St. Gotthard war ausreichend, den Frieden von Temesvar im Jahre 1664 zu erzwingen. Durch diesen erhielt Oesterreich die Gebiete von Spathmar, Nemethi, Neutra und Gutta. Der Friede von Karlowitz, von der Pforte 11 volle Jahre lang umsonst erbeten, konnte im Jahre 1696 nur durch die Abtretung von ganz Morea, mehreren Inseln und vielen Ortschaften der Küste an die Venetianer, und durch die Aufopferung des ganzen Fürstenthums Siebenbürgen und des Landes zwischen der Donau und Theiß, die an Oesterreich übergingen, erkauft werden. Im Frieden von Passarowitz, im Jahre 1718 abgeschlossen, begnügte sich Oesterreich nur mit Belgrad und dem Banat von Temesvar. Der Friede von Kutschuck Kainardschi kostete der Pforte, im Jahre 1774, unter andern die Krimm, das ganze zwischen dem Bug und Dniester lie-

gende Land, Jenikale, Kertsch, Kinburn mit ihren Umgebungen, die Festung und das Gebiet von Asow, und eine sehr große an Rußland zu zahlende Geldsumme. Der Friede von Jassy vom Jahre 1792 sicherte Rußland den Besitz von Taurien und Oczakow. Der Dniester ward Rußlands Gränze, und verstärkt wurde diese Macht durch einen großen Theil des Kaukasus.

Gegen alle diese Friedensschlüsse erhob Europa sich nicht, fand sie nicht unmäßig und unbillig. In dem Vorstehenden finden wir also die unverwerfliche weltgeschichtliche Andeutung der Gränzen innerhalb denen ein Friedensschluß sich halten muß, wenn er von dem übrigen Europa als billig und mäßig, als das politische Gleichgewicht Europa's nicht gefährdend, anerkannt werden soll. Gegen diese Autorität darf niemand streiten. Aber bei allen erwähnten Friedensschlüssen waren, was nicht vergessen werden darf, die Staaten, welche die Opfer bringen mußten, keineswegs auf das Aeußerste gebracht. Als der Friede von Kainardschi z. B. abgeschlossen wurde, war die Pforte bei weitem nicht in einer so bedenklichen Lage, als sie sich am Ende des vorjährigen Feldzuges befand. Varna war noch nicht erobert, noch weniger war der Balkan überstiegen. Das türkische Heer, von Haßan Pascha angeführt, stand eben im zweifelhaften Gefechte gegen Dolgorucki, als die Nachricht vom abgeschlossenen Frieden dort eintraf.

Und doch muß man, um gründlich über die Billigkeit und Mäßigung zu urtheilen, mit welcher der Friede von Adrianopel abgeschlossen wurde, die Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren, in welchen sich die kriegführenden Theile am Tage des abgeschlossenen Friedens befanden.

Zum ersten Male seit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453, standen die Thore dieser Hauptstadt einem christlichen Heere wieder offen. Mit ihrer Besetzung fiel das ganze türkische Reich in morsche Trümmern zusammen. Im Rücken der Hauptstadt hatten die russischen Heere unter Kraßowsky, das ehemals so wichtige Schumla so eng eingeschlossen, daß die wenigen übrig gebliebenen Pferde des gewaltigen Hußein Pascha nur noch von großmüthig gespendetem russischen Heu erhalten werden konnten. Am linken Ufer der Donau waren die Festungen gefallen, am rechten Donau-Ufer waren nur die von Rudtschuk bis Widdin, als unnöthig zur Ausführung des großen Operations-Planes, unerobert geblieben. Von dem Palaste der Sultane in Adrianopel aus bot der siegreiche Feldmarschall, Graf Diebitsch Sabalkansky, die linke Hand dem Admiral Greig, nachdem dieser alle Häfen und Festungen des schwarzen Meeres von Pothi bis Anapo, und von Kostendschi bis Midia herab in seine Gewalt bekommen hatte. Die rechte Hand reichte der Sieger, über Enos, einem der Helden von Navarin, dem Admiral Grafen Heyden. Von den Befehlen des russischen Heerführers hing es allein noch ab, ob die Schlösser der Dardanellen und des Bosphorus ihren verdächtigen Besatzungen entrissen und geschleift werden sollten. Alle türkischen Heere, bis auf das kleine der Albaneser, die zu spät auf den Kriegsschauplatz traten, um sich theuer verkaufen zu können, und dem noch obendrein General von Geismar auf dem Fuße folgte, waren zersprengt. Die immer noch furchtbare über das ganze türkische Reich verbreitete Parthei der Janitscharen, wartete nur noch auf den günstigen Augenblick

um ihre abgeschlachteten 80,000 Kameraden blutig zu rächen. Selbst Asien und der vorsichtig in Scutari gebaute Pallast, boten dem Sultan keine sichere Zufuhr mehr. Nicht bis in die Krimm waren die russischen Heere, wie beim Frieden von Kainardschi, vorgedrungen, sondern schon auf den Wällen von Erzerum und über dem Euphrat, waren die russischen Fahnen von dem Besieger der Perser, dem heldenmüthigen Feldmarschall Grafen Paskewitz, aufgepflanzt worden. Die Dehli Baschis und Hagtis, die gleich treffliche Kavallerie der Kengerlys, die Krieger aus Kars, die Tsetschenen vom Kaukasus und die freien Kurden hatten sich freiwillig unter die Befehle des Siegers gestellt, um ihn siegend nach Trapezunt und Tokat zu folgen. Der Sanschack Scheriff rief vergebens die Moslemin. Tapferkeit und Mannszucht hatten ihre Bewunderung und ihre Herzen den Russen zugewendet. Der Fanatismus, der einst die türkischen Heere zahlreich und furchtbar machte, war erloschen. Nur eines Wortes bedurfte es noch aus des Kaisers Nikolaus Munde, und das Reich der Osmanen hatte aufgehört zu seyn.

Von 500 russischen Seelen waren erst 6 zum Militärdienst aufgeboten. Außer den noch übrigen russischen Heeren, war eine vortreffliche kampflustige Armee von 50,000 tapfern Polen bereit, sich auf jeden ihr gezeigten Feind zu werfen. Russische Obligationen wurden, so wie sie erschienen, an allen großen Börsen begierig aufgekauft. Den Frieden hatte Rußland vergebens nach jedem Siege dem übelberathenen und irregeleiteten Sultan angeboten.

So war weltkundig — wer vermöchte dies zu läugnen? — die Lage der Pforte und des siegreichen

Rußlands vor dem Abschlusse des Friedens zu Adrianopel!

Ganz Europa stand in Erwartung des Ausgangs der Dinge.

Da gedachte der Kaiser Nikolaus — wofür ihn Gott segne — der, in einem Alter von 33 Jahren, bei seiner Thronbesteigung der Welt und seinem Volke gezeigt hatte, daß er nicht kenne was Furcht ist, was er der ängstlich besorgten Welt zugesagt hatte, als er das Schwert zog. Er gedachte, daß es für ihn einen höheren Ruhm gebe, als den, das türkische Reich zertrümmert, und ganz Europa neuerdings in Flammen gesetzt zu haben. Er bedachte, daß er keine Zeit zu verlieren habe, um dem hohen ihm beschiedenen Beruf zu genügen, das schon von Peter dem Großen begonnene Werk der Zivilisation seiner weitausgedehnten Staaten zu vollendeu, seine beinahe 60 Millionen Unterthanen durch Unterricht und durch die Freiheit des Gewerbefleisses und Handels reicher und glücklicher zu machen, als sie es je waren. Auch ohne Zertrümmerung des türkischen Reiches und ohne allgemeinen Krieg, konnte er in die Rechte eines Schutzherrn, der seit vier Jahrhunderten von der rohen Barbarei ihrer Zwingherren mißhandelten Christen treten, die angstvoll auf ihn sahen. Da befahl er, weit größer, als Frankreichs Könige beim Abschlusse des westphälischen und pyrenäischen Friedens, weit größer, als Großbritanniens Beherrscher beim Frieden von 1763, und bei der Vernichtung Tippo Saibs und aller übrigen asiatischen Reiche, weit größer, als Oesterreichs Monarchen bei dem Friedensschlüssen von Karlowitz und Passarowitz, weit größer, als die eigenen Ahnen in den Jahren 1774 und

1792 den Abschluß des Friedens zu Adrianopel. Alles was Rußland erobert hatte, befahl er zurückzugeben. Damit nichts halb geschehe, kaufte er selbst die asiatischen Raubhöhlen der Pforte ab, wohin die Bergvölker des Kaukasus vordem die von friedlichen russischen Unterthanen genommene Beute geführt hatten. Nichts behielt Rußland, als einige Sümpfe am Ausflusse der Donau, um dort zum allgemeinen Besten Quarantaine=Anstalten, das Einzige was dort errichtet werden darf, anzulegen. Nichts wurde von der Pforte verlangt, als Sicherheit für treue Erfüllung früher gegebener, in der unerfüllt gebliebenen Konvention von Ackierman traktatmäßig wiederholter Zugeständnisse für die Verfassungen der Wallachei, der Moldau und Serviens, wie sie besprochen waren, und für die Freiheit der Griechen, wie sie die drei großen Mächte als unerläßlich am 6. Juli 1827 und am 10. März 1829 unter ganz verschiedenen Verhältnissen reklamirt hatten. Die freie Handels=Schifffahrt durch die Dardanellen, den Bosphorus und auf dem schwarzen Meere, die so lange willkührlich gehemmt war, wurde, zum eigenen wohlverstandenen Besten der Pforte, den Flaggen aller Staaten, nicht der russischen allein, der sie schon früher zugestanden war, zugesichert. Die geforderte baare Geldentschädigung ist noch unbekannt. Beträgt diese weniger als 42 Millionen holländische Gulden, so erreicht sie nicht den Betrag der, wegen des Krieges in Holland gemachten Anleihen, und also sicher nicht die Hälfte dessen, was der Krieg Rußland kostete. Napoleon erhob allein von dem kleinen Königreich Sachsen 6 Millionen Thaler, und erklärte das als einen Beweis von Großmuth, weil andere Staaten von ihm

noch weit härter behandelt worden waren, denen nicht, wie dem Sultan, das Kopfgeld aller über 14 Jahr alten männlichen Unterthanen, so große Domänial-Güter, die Tribute großer Landestheile, der Zehnte des Kaufschillings alles verhandelten Grundeigenthums, das Erbe derer, die unbeerbt sterben, die ungeheuern Geldbußen, die vielen Millionen, die jährlich die Einziehung des Gutes reicher wirklicher oder angeblicher Verbrecher, die Kassen des Vice-Königs von Aegypten, in die allein jährlich 20 Millionen Piaster fließen sollen, und die jedes andern Paschalicks zu Gebote standen, wenn auch wirklich die vermauerten reichen Gewölbe seiner Vorfahren von dem jetzigen Sultan schon früher ins Geheim geleert seyn sollten.

Das ist der Friede, welchen englische und französische Zeitblätter als unbillig verschreien.

Nicht durch einen solchen Frieden kann das türkische Reich von der Charte verschwinden, wenn es nicht durch eigene Schuld den Keim des Todes schon länger in sich trug, und seine Macht, aus begreiflicher Staatsklugheit, nur überschätzt wurde.

F.

Ueber die sehr wesentlichen Veränderungen, welche der europäischen Welt bevorstehen.

Es ist der gemeinsame Fehler der Publizisten, d. h. derjenigen, die sich herausnehmen, die gesellschaftlichen Erscheinungen nach ihren Ursachen erklären zu wollen, daß sie den Personen zur Last legen, was nur der Macht der Dinge zugeschrieben werden darf. Entschuldigt ist dieser Fehler durch den Zustand der politischen Wissenschaft, welcher bisher nur für sehr Wenige aufgehört hat, ein konjekturaler zu seyn. Die natürliche Folge dieses Zustandes ist nämlich, daß die Publizisten, den täuschenden Analogien der Vergangenheit folgend, keine Rücksicht darauf nehmen, daß es ein Entwickelungsgesetz giebt, vermöge dessen ein absoluter Stillstand in der sittlichen Welt eben so unmöglich ist, wie in der physischen. Sie wollen die öffentliche Meinung leiten; da es ihnen aber dazu meistens an positiven Kenntnissen fehlt, so gerathen sie auf eine sehr begreifliche Weise in die beiden Extreme, von welchen das eine durch Liberalismus, das andere (ein wenig ungeschickt) durch Ultraismus bezeichnet wird: Extreme, die, wie Nord- und Südpol, sich gegenseitig bedingen. Nichts ist, in der That, verzeihlicher, als das Liberale und Ultras sich gegenseitig abstoßen. Denn würde es nicht sehr zu bedauern seyn, wenn die, welche ungemessen

messen vorschreiten wollen, kein Hinderniß fänden in denen, die nur in die Vergangenheit zurückstreben? Wo bliebe wohl eine mit lauter Liberalen angefüllte Welt? Und was könnte wiederum jemals aus einer Welt werden, worin die Ultras das Vorrecht hätten, den Umfang und die Kraft der Gesellschaft bestimmen zu dürfen? Sind gleich die Benennungen der Partheien neu, so sind doch die Partheien selbst so alt, daß man Mühe haben würde, ihren Ursprung aufzufinden; und besitzt man die Fähigkeit sich zwischen beiden zu neutralisiren, so erkennt man auf der Stelle, daß sie gleich nützlich und sogar gleich nothwendig sind, um den Mittelweg zu bezeichnen, welcher eingeschlagen werden muß, wenn große Zerrüttungen vermieden werden sollen.

Bei dem Allen läßt sich nicht läugnen, daß Staatsmänner — sie, deren Beruf es mit sich bringt, das eben Rechte auszumitteln — sofern sie auf öffentliche Urtheile achten wollen, eben so viel von den Ultras oder Retrogaden, als von den Liberalen oder Progressiven zu leiden haben können; es wird in ihrem Verhältniß zu diesen Partheien immer nur darauf ankommen, welche von beiden, wir sagen nicht von der Natur der Dinge, wohl aber von dem besser oder schlechter verstandenen Bedürfniß der Gesellschaft am meisten unterstützt wird. England und Frankreich bieten in dieser Hinsicht gegenwärtig ganz entgegengesetzte Phänomene dar. Während in jenem Lande das Ministerium von den Retrogaden bekämpft wird, hat es in diesem die größte Mühe, sich gegen die Angriffe der Progressiven zu vertheidigen. Der Unterschied ist merkwürdig, und hängt unstreitig mit der ganzen Vergangen-

heit beider Länder zusammen. An und für sich liegt darin jedoch nichts Beunruhigendes; denn, was auch erfolgen möge, immer wird in beiden Ländern nicht mehr und nicht weniger geschehen, als was dazu beitragen kann, den gesellschaftlichen Frieden unter den ihn bedrohenden Stürmen zu bewahren, oder zurückzuführen.

Nichts desto weniger ist es der Mühe werth, zu vernehmen, wie sich in England die Parthei der Retrograden, Tories genannt, gegen ein Ministerium ausspricht, das sie für wesentlich liberal hält.

„Lord Wellington," sagt das Morning-Journal, „wurde in den königlichen Rath aufgenommen, weil man glaubte, daß Se. Gnaden den Willen und die Macht habe, die Irrthümer des Herrn Canning und der Liberalen wieder gut zu machen, das Land einer getheilten und zerstörenden Politik zu entreißen, die Wunden eines schlechten Systems zu heilen, denjenigen aufzuhelfen, die durch theoretische Entwürfe zu Grunde gerichtet worden, und das Volk vor Erschütterungen zu bewahren, die ihm durch gehäufte Bedrückungen, hinterlistige und schädliche Neuerungen und fürchterliche Ruchlosigkeit droheten. Deßhalb hat Arthur, Herzog von Wellington, die Zügel der Regierung erhalten. Entsprach jedoch der erlauchte Herzog den in ihn gesetzten Erwartungen? Hat er sich des hohen Vertrauens werth, in der Erfüllung so großer Pflichten treu bewiesen? Hat er an dem Glauben, so wie er ihn in diesem Lande vorfand, festgehalten? Oder hat er die Institutionen desselben in der Reinheit, wie sie ihm übergeben wurden, zu erhalten gesucht? Die Stimme eines beleidigten und tief verletzten Volkes ruft: Nein, der Herzog

wußte sich von Herrn Huskisson loszumachen, doch befolgte er noch immer die Politik desselben. Er hat das Netz der Liberalen zerrissen; allein er geht deßwegen nicht minder in ihrer Rüstung einher. Seine Veränderungen im Kabinet betrafen blos die Personen, während er anhaltend der Politik folgte, der er sich unter der Verwaltung Cannings und Goderichs widersetzte . . . Ist es nun wohl ein Wunder, wenn der Herzog sich nicht mehr der frühern Gnade erfreut? . . . Unstreitig steht uns eine große Veränderung bevor; doch ist es möglich, daß jetzt die Zeit noch nicht reif genug dazu ist . . . *)."

So das Morning-Journal. Was verlangt es von dem Herzog? Nichts mehr und nichts weniger, als daß er, allen Veränderungen, die seit etwa zwanzig Jahren geschehen sind, zum Trotz, die europäische Welt, und mit dieser die amerikanische, in die Stellung zurückführe, worin ihre Bestimmung keine andere ist, als Großbritannien zu dienen; nichts mehr und nichts weniger, als die Wiederherstellung des früheren Gleichgewicht-Systems und des daran sich knüpfenden Merkantil-Systems mit allen seinen Restriktionen und Prohibitionen. Lord Wellington soll bewirken, daß der Felsen Gibraltar noch eben die Bedeutung für England habe, die er zu einer Zeit hatte, wo der Ertrag der weitschichtigsten Kolonien, die es jemals gegeben hat, in dem Hafen von Cadix zusammenfloß, der nach der Freiwerdung dieser Kolonien nothwendig zu einem Freihafen geworden, d. h. dem Verkehr aller Nationen

---

*) Siehe Nr. 306. der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung.

geöffnet worden ist. Eben so soll Lord Wellington machen, daß der Hafen von Lissabon noch eben so ergiebig für England sei, wie er es zu einer Zeit war, wo Brasilien, ein Reich von mehr als 100,000 Geviertmeilen, in Portugal sein Mutterland ehrte, während eben dies Portugal für eine Kolonie Englands galt. Lord Wellington soll machen, daß die Betriebsamkeit der Kontinentalen sich auf den Punkt zurückstelle, worauf sie vor einem Menschenalter stand. Lord Wellington soll unstreitig auch machen, daß der zwischen den Russen und den Türken zu Adrianopel geschlossene Friede keine nachtheilige Folgen für Englands Manufaktur- und Agrikultur-System nach sich ziehe. Mit Einem Worte: Lord Wellington soll Geschehenes ungeschehen machen, und in dieser Beziehung für England etwas leisten, was nie ein Gott, viel weniger aber ein schwacher Sterblicher zu leisten vermochte. Nur unter dieser Bedingung will das Morning-Journal ihn für einen großen Mann gelten lassen; nur unter dieser Bedingung will es erlauben, daß er seine Rolle als Prinzipal-Minister fortsetze. Vermag er dies nicht, so soll er ausscheiden, als unwerth des in ihn gesetzten Vertrauens, als unfähig, die ihm überlieferten Institutionen aufrecht zu erhalten, als ein verkappter Liberaler, der sich einfallen läßt zu glauben, das brittische Staatswesen schließe bedeutende Gebrechen in sich, denen man abhelfen müsse, wenn England fortdauern und gelten soll.

Unseliges Loos, das Staatsmännern in großen Krisen fällt, wo die Macht der Dinge alles, und der Wille des Menschen so viel als gar nichts ist!

Lord Wellington ist jedoch nicht der Einzige, den dies

Loos getroffen hat. Während in England die Parthei der Retrograden es einem Huskisson nicht verzeihen kann, daß er die Erfindungs-Patente seiner Landsleute für erloschen erklärt hat, und einen Lord Wellington anfeindet, weil er, während seiner Verwaltung, zu der Erkenntniß gelangt ist, daß England nicht bleiben kann, was es früher gewesen, bekämpft in Frankreich die Parthei der Liberalen ein Ministerium, das noch gar nicht gehandelt hat, auf den bloßen Verdacht, daß es nicht in ihrem Sinne handeln werde, mit einer Wuth, die schwerlich jemals ihres Gleichen gefunden hat. Diese doppelte Erscheinung am politischen Horizonte verdient es wohl, daß man bei ihr verweile. Annehmen, daß sie bloß zufällig sei, hieße, ihre Natur verkennen. Wie die Umstände auch seyn mögen: der zivilisirte Mensch kann sich nicht enthalten, einen Blick in die Zukunft zu werfen, um nach allem, was die Vergangenheit ihm darbietet, zu erforschen, wie jene für ihn ausfallen werde. Tritt nun eine große Begebenheit ein, so fühlt er sich um so mehr versucht, vorläufig auszumitteln, was sie bringen, d. h. welche Wirkung sie für ihn haben werde. Was in dieser Hinsicht von Einzelnen gilt, dasselbe gilt auch von Staaten. Wäre Frankreichs Vortheil auch nur von fern her identisch mit dem Vortheil des großbritannischen Reichs: so ist zu glauben, daß die liberale Parthei in jenem keinen anderen Charakter haben würde, als die nicht-liberale in diesem. Der Kampf mit den Ministern würde sich, auf diesen Fall, in beiden Staaten gleichmäßig gestalten. Je verschiedener er nun, faktisch genommen, ist, desto mehr ladet er zu einer Erforschung dessen ein, was ihm zum Grunde liegt.

In der That, dies ist etwas, das kaum noch größer gedacht werden kann; etwas, das nie so dagewesen ist; etwas, das eine Ewigkeit von Entwickelung in sich schließt, und das menschliche Geschlecht auf einen höheren Standpunkt von Einsicht und Wohlseyn zu erheben verspricht.

Die Thatsache nun ist, mit dem geringsten Aufwand von Worten: „daß der äußerste Westen, d. h. Süd-Amerika, in seinen Hauptbestandtheilen, dem äußersten Osten in Europa und Asien die Hand reicht zur Verwirklichung einer Idee, die nicht verwirklicht werden kann, ohne alle bisher gültigen europäischen Verhältnisse zum Vortheil eines bleibenden Friedens und einer wachsenden Einigung zu verändern." Die Idee, welche verwirklicht werden soll, ist die der unbedingteren Handelsfreiheit. Ungeheuere Ländermassen treten für diesen großen Zweck in Verbindung: im Westen die ehemals spanischen und portugiesischen Kolonien; im Osten das fast unermeßliche russische Reich, das in seiner Ausdehnung nicht weniger, als 180 Längen- und 35 Breiten-Grade umfaßt. Gesunken sind, Dank sei es der Entschlossenheit des Grafen Diebitsch Sabalkansky, die Scheidewände, welche bis auf unsere Tage den freien Verkehr des menschlichen Geschlechts auf den beiden Halbkugeln der Erde verhinderten. Vom schwarzen Meere aus führt ein nicht länger streitig gemachter Fahrweg durch die Meerenge von Gibraltar nach dem mexikanischen Meerbusen. Rußlands größte Ströme, bisher fast unbenutzt, gewinnen eine Bedeutung, die nur dadurch erworben werden konnte, daß Bosphorus und Dardanellen die ihrige verloren. Dasselbe gilt von den großen Strömen des südlichen Amerika. Indem Rußland sich den Zugang

zu Mexiko, Peru, Bolivia, Kolumbien und Brasilien öffnet, fordert es diese großen Staaten auf, den Zugang zu seinen eigenen Gestaden zu suchen. Wie könnte jetzt noch von privativen Seerechten, wie von einer ausschließenden Herrschaft zur See die Rede seyn! Die Macht der Begebenheiten hat Begriffe in den Hintergrund gestellt, welche, wie fehlerhaft sie auch, von ihrer ersten Entstehung an, seyn mochten, dennoch, einen langen Zeitraum hindurch, nur allzu viel Gewalt über die Geister ausübten. Linien-Schiffe, Kriegs-Fregatten, der ganze Zerstörungs-Apparat, der zur Beschützung des Merkantil-Systems, dieser engherzigsten aller Anschauungen von der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, diente; — was wird aus ihm geworden seyn, wenn, nach einem halben Jahrhundert die Idee der Handelsfreiheit sich in allen europäischen Verhältnissen konsolidirt haben wird?

Es ist von jeher das Vorrecht großer Begebenheiten gewesen, daß sie den Stand der Dinge verändert, den menschlichen Geist in neue Bahnen geführt, und auf diese Weise alle Ansichten, und durch diese, alle Beziehungen verwandelt haben. Setzt man nun den Frieden von Adrianopel in die Klasse der großen Begebenheiten: so bietet sich, auf eine sehr natürliche Weise, die Frage dar: wie viel von dem, was außer den Meerengen, wodurch das türkische Reich seine Eigenthümlichkeit beschützt hat, den freien Verkehr der Europäer, theils unter einander, theils mit außer-europäischen Völkern zu hemmen bisher die Kraft hatte, fortbestehen könne? Das jusqu'à la mer der Niederländer, der Sundzoll der Dänen und der Seeraub der Barbaresken, stellen sich bei dieser Frage als

Gegenstände dar, die nothwendig in Betrachtung gezogen werden müssen. Um nichts von dem letzteren zu sagen, über dessen Widerrechtlichkeit und Barbarei die Stimmen nie getheilt gewesen sind, wie wäre es wohl möglich, die beiden erstern noch länger zu vertheidigen? Die Rechtmäßigkeit einer Chaussee-Abgabe ist klar, weil jede Chaussee in dem Lichte eines Werkzeugs betrachtet werden kann, für dessen Benutzung eine Entschädigung erfolgen muß. Wer eine Chaussee befährt, genießt den Vortheil, daß er seinem Zugvieh die übermäßigen Anstrengungen erspart, welche durch schlechte Wege verursacht werden; und indem er zugleich sein Fuhrwerk verschont, und obendrein Zeit gewinnt, ist nichts billiger, als daß er diese Erleichterungen und Bequemlichkeiten demjenigen vergütet, der sie mit einem großen Kostenaufwande bereitet hat. Ist dies nun wohl der Fall, wenn ein Kauffahrer durch den Sund geht, oder den Rhein entlang der Nordsee zustrebt? Diese Fahrwege hat kein Sterblicher geschaffen, oder verbessert. Sie sind ein Geschenk der Natur, das nicht einem einzelnen Volke, sondern allen Völkern gemacht ist, die es für ihren Verkehr mit dem Auslande benutzen wollen. Auf dies Geschenk, in Folge einer vortheilhaften Lage, Steuern gründen, heißt nicht mehr und nicht weniger, als Dienste fordern, die nicht durch Gegendienste belohnt werden sollen, heißt also, jeder Billigkeit und Gerechtigkeit entsagen, und nur der Gewalt vertrauen. Es gab eine Zeit, wo der adelige Burgbewohner dem nürnberger oder augsburger Kaufmann in Hohlwegen aufpaßte, um die fremde Waare, die er zwar genießen, aber nicht bezahlen wollte, auf dem Wege der Gewalt an sich zu bringen. Dies war die Zeit

der sogenannten Wegelagerung. Sie ist verdrängt worden durch ein Polizei-System, dem der Gedanke zum Grunde liegt, daß das Gedeihen der Gesellschaft auf der Sicherheit der Personen und des Eigenthums beruht, und daß Niemand ein Recht hat, sich des Produkts fremder Arbeit zu bemächtigen. Soll nun das, was für alle Mitglieder einer gegebenen Gesellschaft gilt, seine Kraft verlieren im Verhältniß von einem Volke zu andern? Was ist Völkerrecht, wenn solche Anomalien gestattet werden? Und wie darf man annehmen, daß die Zeiten der Barbarei vorüber seien, so lange es in dem Verhältniß verschiedener Völker noch Erscheinungen giebt, welche nur allzu stark an das Recht erinnern, das, vor Jahrhunderten, der Herr über den Leibeigenen übte?

Wir nehmen bei uns selbst an, daß die drei berührten Gegenstände jetzt, wo ein so entscheidender Schritt zur Herbeiführung einer unbedingten Handelsfreiheit gethan ist, nicht lange mehr die europäische Welt verunstalten werden; ihr Verschwinden ist so positiv herbeigeführt, daß man es allenfalls schon als vollendet betrachten kann. Anders dürfte es sich mit den anderweitigen Wirkungen verhalten, welche der Traktat von Adrianopel hervorzurufen nicht verfehlen kann; sie werden nur allmählig eintreten, wie unausbleiblich sie übrigens auch seyn mögen. Versuchen wir inzwischen, uns klar zu machen, wie jener Traktat auf die verschiedenen Staaten Europa's zurückzuwirken verspricht.

Man kann als erwiesen annehmen, daß die ganze Entwickelung, welche der europäischen Welt in den drei letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu Theil geworden ist, wesentlich von dem Verhältnisse herrührt, worin

sie, während dieses Zeitraums, zu Amerika gestanden hat; sich die Produkte der neuen Welt anzueignen, ist das Bestreben aller europäischen Länder gewesen, und wenn daraus eine Betriebsamkeit entstanden ist, die man achten muß, so ist zugleich kein Grund vorhanden, zu glauben, daß diese ihr letztes Ziel erreicht haben werde. Wie die Entdeckung Amerika's das Resultat der großen Verlegenheit war, worein das westliche Europa, durch die Errichtung der Dardanellen-Schlösser, von den Türken gestürzt wurde, als diese, nach der Eroberung Konstantinopels, sich zugleich sichern und den Verkehr der Genueser und Venetianer mit Persien und Indien von sich abhängig machen wollten, haben wir an einem anderen Orte ins Licht gesetzt. Der Weg nach Ostindien um die Südspitze Afrika's konnte nicht aufgefunden werden, ohne die Thätigkeit der West-Europäer noch mehr anzuregen. Was seit dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts bis auf die gegenwärtige Zeit, in den west-europäischen Verhältnissen im Bösen und im Guten erfolgt ist, muß, mit sehr wenigen Ausnahmen, auf die beiden großen Thatsachen bezogen werden, welche von Columbus und Vasko de Gama ausgingen. Jetzt nun, nach mehr als drei Jahrhunderten, kommen zwei neue Thatsachen hinzu, von welchen die Verwandelung der ehemaligen Kolonien Portugals und Spaniens in unabhängige Staaten die eine, und der Fall der Dardanellen-Schlösser die andere ist. Dem freien Verkehr mit Amerika steht kein Hinderniß entgegen; eben so wenig dem freien Verkehr mit West-Asien. Wie könnte dies ohne Einfluß auf die Bildung ganz neuer Verhältnisse in Europa bleiben? Wie könnte es verfehlen ganz neue Begebenheiten

herbeizuführen — Begebenheiten, deren Charakter ganz unabhängig ist von allem, was der menschliche Verstand durch seine Kraft bewirken möchte?

Rußlands Staatsgewicht senkt sich nothwendig aus dem Norden nach dem Süden hin; ganz dem alten Sprichwort gemäß: Wo mein Schatz ist, da ist mein Gemüth. Was aber folgt daraus? Um freiere Hand im Süd-Osten zu gewinnen, hat Rußland ein ganzes Jahrhundert hindurch Kriege in seinem Westen geführt, die, indem sie von einer Eroberung zur andern leiteten, zwar sein Gebiet erweiterten und seine Furchtbarkeit vermehrten, aber seinen Hauptzweck, sofern dieser nur durch Zivilisation bezeichnet werden kann, nichts weniger als förderlich waren. Jetzt, wo Rußland seinen Schwerpunkt im Süd-Osten gefunden hat, haben die west-europäischen Staaten weniger von seiner Politik zu befürchten, und Verhältnisse, die bisher nur allzu prekär waren, nehmen einen Charakter an, welcher den Warnungen Napoleons und seiner Anhänger Hohn spricht. Während das Königreich Preußen durch den Frieden von Adrianopel an Sicherheit und freier Bewegung in seinem Innern gewinnt, wird auch das südliche Deutschland durch denselben Frieden zu einer höheren Thätigkeit angeregt. Der schöne Donaustrom wird fortan nicht so unbenutzt bleiben, wie bisher. Dies ist am meisten dadurch verbürgt, daß Rußland der Moldau und Wallachei einen vollkommen freien Handel bewilligt hat, um beide Länder für die Zerstörungen zu entschädigen, die sie im letzten Kriege gelitten haben. Das Prohibitive, das sich dem ungehinderten Verkehr des südlichen Deutschlands mit jenen fruchtbaren Ländern jetzt noch entgegen-

stellt, wird sich nicht in gleicher Kraft behaupten. Wie Preußen, eben so wird auch Oesterreich inne werden, daß sein Verhältniß zu Rußland von Grund aus verändert ist. Je unmittelbarer die Berührungen werden, worein es durch den Handel mit dem großen russischen Reiche tritt: desto sicherer werden alle die Befürchtungen verschwinden, welche unzertrennlich waren von einem politischen System, das seinen Charakter nur im Kriege bewähren konnte; wir meinen das Gleichgewichts-System, das, gleich dem babylonischen Thurmbau, zwar zu einer gräßlichen Ideen- und Sprachverwirrung führen, aber nie den Frieden geben und bewahren konnte. Täuscht uns nicht Alles, so wird das österreichische Kaiserthum sich durch den Frieden von Adrianopel zu einer Blüthe und Kraft erheben, die es beneidenswerth machen können. Es kommt dabei, wie wir glauben, auf nichts weiter an, als daß es seine vortheilhafte Lage am mittelländischen und am schwarzen Meere gehörig benutze.

Es ist schwerlich als wahr anzunehmen, daß es in Frankreich an Köpfen fehle, denen das, was durch den Frieden von Adrianopel geleistet ist, nach seiner ganzen Wichtigkeit einleuchtet; die sämmtlichen Schüler Say's müssen darin einverstanden seyn, und Frankreich Glück wünschen zu der großen Begebenheit, wodurch ihr Lieblingswunsch — die Freiheit des Handels — wo nicht erfüllt, doch der Zeitigung näher gebracht ist. Was Napoleon mit seinem Kontinental-System bezweckte — wenigstens zu bezwecken vorgab — hat sich jetzt auf einem Wege eingestellt, der, obgleich von dem seinigen himmelweit verschieden, um so sicherer zum Ziele führt, weil

darauf alles dem freien Entschlusse überlassen bleibt. Wenn der Partheigeist dies nicht erkennt, so kann dies nur daher rühren, daß er Umstände unberücksichtigt läßt, deren Wichtigkeit sich mit keinem Zweifel verträgt. Frankreich hat, seit der Restauration, in der Bahn der Anleihen so bedeutende Fortschritte gemacht, daß seine Regierung, um dem Staatsbedürfniß mit Sicherheit zu genügen, Bedenken tragen muß, ihr Duanen-System im Mindesten zu erschüttern. Eine Finanzquelle, welche jährlich hundert und sechzig Millionen Franken gewährt, mag in sich selbst noch so fehlerhaft seyn: sie wird deßhalb doch nicht eher verstopft, als bis man die Gewißheit hat, eine bessere zu finden, welche gleich ergiebig ist. Dies gehörig aufgefaßt, verdient das gegenwärtige Ministerium Frankreichs entschuldigt zu werden, wenn es die ihm durch das Weltgeschick dargebotene Handelsfreiheit nicht als eine absolute Wohlthat betrachtet, und auf Mittel denkt, den Strom der Begebenheiten durch engeres Anschließen an England so zu leiten, daß die öffentliche Ordnung gesichert bleibe. Irren wir nicht sehr, so ist dies der Beweggrund zu der Veränderung gewesen, welche im Ministerium Frankreichs zu Stande gebracht ist, während der Partheigeist sich in einer ganz andern Bahn bewegt, und, seiner Gewohnheit gemäß, da Personen bekämpft oder vertheidigt, wo es sich um ein richtiges Erkennen der Dinge handelt, die von diesen Personen geleitet werden sollen. Wie es sich auch mit unserer Voraussetzung verhalten möge: immer bleibt uns ausgemacht, daß Frankreich sein bisheriges Duanen-System der großen Begebenheit wird aufopfern müssen, die, indem sie die Freiheit der Meere erzwingt, dem

Handel nothwendig einen edleren Charakter giebt, als er unter den mannichfaltigsten Restriktionen und Prohibitionen bisher gewinnen konnte.

Was die Staaten der pyrenäischen Halbinsel betrifft, so wollen wir über ihre Zukunft nichts weiter bemerken, als daß sie um die Hoffnung, jemals in den Besitz ihrer Kolonien zurückzutreten, durch den Frieden von Adrianopel definitiv betrogen sind; die Nothwendigkeit dieses Erfolgs springt zu sehr in die Augen, als daß wir dabei zu verweilen die mindeste Ursache hätten; denn wer läßt sich darauf ein, das Tageslicht zu beweisen?

Eine Hauptfrage in dieser Erörterung ist:

„Wie wird der Friede von Adrianopel auf England zurückwirken?"

England ist zwar die Wiege der Staatswirthschaftslehre, sofern es den vorzüglichsten und menschenfreundlichsten Denker des abgewichenen Jahrhunderts (Adam Smith) hervorgebracht hat; allein, sofern der Zweck jener neuen Wissenschaft kein anderer ist, als das Wohlseyn der Gesellschaft so allgemein als immer möglich zu machen, ist die Anwendung ihrer Lehren nirgend auf größere Hindernisse gestoßen, als in England, wo die meisten gewerblichen Institutionen sich unter dem Schutze des Merkantil-Systemes gebildet haben. Die durchaus falschen Anschauungen, welche diesem System zum Grunde liegen, werden jetzt freilich für das erkannt, was sie wirklich sind; und eingestehen muß man, daß die Regierung Großbritanniens, während der Verwaltung des Herrn Canning, Schritte gethan hat, welche auf eine allgemeine Handelsfreiheit, d. h. auf eine bleibende Harmonie mit der Welt abzweckten.

Doch, wo so viel im ersten Zuschnitte verdorben ist, wo die Reichthümer sich in den Händen verhältnißmäßig weniger Staatsbürger zusammengeengt haben, wo die regelmäßige Verzinsung einer ungeheuren Staatsschuld Maßregeln gebietet, bei welchen man es darauf ankommen lassen muß, welches ihre letzten Wirkungen seyn werden: — in einem solchen gesellschaftlichen Zustande werden selbst die geringsten Versuche zur Abstellung von Mißbräuchen und Fehlgriffen im höchsten Grade bedenklich; und hiernach darf man sich nicht darüber wundern, daß Cannings und Huskissons edle Entwürfe wieder aufgegeben worden sind.

Was diese Männer versuchten, geschah, auf eine ganz unzweideutige Weise, in Folge der großen Begebenheit, wodurch die ehemals spanischen und portugiesischen Kolonien unabhängig geworden waren von ihren Mutterländern: eine Begebenheit, welche durch die Auflösung der früheren Verhältnisse, worin England zu Spanien und Portugal gestanden hatte, den Untergang des Merkantil-Systems, so wie die Entstehung der Handelsfreiheit, in sich schloß. Jetzt nun, wo zu dieser Begebenheit eine nicht minder große hinzu kommt, wodurch die letzten Schranken einer freien Weltbewegung über den Haufen geworfen werden, ist England auf eine neue Probe gebracht worden, bei welcher es höchst zweifelhaft wird, ob es dieselbe bestehen werde. Um sich in seiner frühern Eigenthümlichkeit zu vertheidigen, muß es einen Kampf mit der ganzen Welt eingehen; denn wo fänden sich jetzt wohl Vertheidiger der Herrschaft zur See, des Merkantilismus, der Prohibitionen? Wiederum kann die Regierung Großbritanniens sich nicht auf eine allmählige Abtragung des politi-

schen Gebäudes, dem sie ihre bisherige Wirksamkeit verdankt, einlassen, ohne einmal über das andere von den Begebenheiten überrascht und gestört zu werden. Am Tage liegt, daß von allen europäischen Staaten kein einziger von den nothwendigen Folgen des Friedens von Adrianopel noch stärker berührt wird, als England; und da die Aufgabe für den berühmten Mann, der gegenwärtig an der Spitze der brittischen Verwaltung steht, keine andere ist, als dem Sturme widerwärtiger Einwirkungen zu trotzen: so erinnert seine bloße Person an jenen Ausspruch Seneka's, nach welchem „es kein der Götter würdigeres Schauspiel giebt, als den Helden, der mit einem feindseligen Geschick zu kämpfen hat." Was auch geschehen möge: die Krisis, welche durch den Uebergang des Grafen von Diebitsch Sabalkansky über den Balkan, und durch den daraus erfolgten Frieden von Adrianopel herbeigeführt ist, läßt sich keinen Augenblick verkennen: je verschiedener aber die Interessen sind, die dadurch angeregt werden, desto sicherer ist darauf zu rechnen, daß nichtgeahnete Begebenheiten von ihr ausgehen werden: Begebenheiten, deren Haupt-Charakter sich in dem Stande der gesellschaftlichen Wissenschaft auffinden lassen wird.

Nachschrift.

Man wird uns vielleicht den Vorwurf machen, in dem vorstehenden Aufsatz einen neuen Beweis von unserer Weitsichtigkeit gegeben zu haben. Wir nehmen diesen Vor-

Vorwurf für das, was er uns immer gegolten hat. Um zu zeigen, daß eine freiere Weltansicht uns nicht allein eigen ist, theilen wir das nachstehende Gedicht mit, dessen Urheber, frei von den Beweggründen gewöhnlicher Gelegenheits-Dichter, nur in der Größe des von ihm besungenen Gegenstandes die edle Begeisterung geschöpft hat, welche der Leser nicht verkennen wird.

Zuruf des Donau-Stromes
an die
übrigen Ströme des schwarzen Meeres
nach dem
zwischen Rußland und der Pforte im September dieses Jahres zu Adrianopel geschlossenen Frieden.

---

non sibi sed toto genitum se credere mundo.

Hebt die Urnen höher, meine Brüder!
Gießt sie voller in den Pontus nieder,
dessen Wellen freudig euch empfahn;
weil den Völkern, die ihn rund umwohnen,
nun die Wimpel aller Nationen,
vom Barbarenjoch entfesselt nahn.

Anderthalb Jahrtausende schon sehen
Felsen gleich die Brückenpfeiler stehen,
die Trajan in meinem Bett erbaut.
Herrlicher als ihn im Daker-Kriege,
glücklicher als Petern selbst im Siege,
haben jüngst wir Rußlands Macht erschaut.

Phasis, Don und Kuban, Dnieper, Dniester!
war es sonst an euren Ufern düster —
helle Tage steigen euch empor.
Vom kaukasischen Gebürge schauen
Völkerschaaren offen heut den blauen
Hellespont, das Dardanellen-Thor.

Von des Ararat Gigantenspitze
schallt bis nach Gibraltars Felsensitze
einer hohen Tuba Friedenston;
die dem Genius der Menschheit — liebend
jede große Fürstentugend übend —
dargereicht des Ruhmes Lieblingssohn.

Edler Czar! Es hat ein Gott von oben
Dir das schönste Erdenloos gewoben,
da zum Fürstenamt er Dich erkohr.
Mag die Weltgeschichte Thaten schreiben,
neu und einzig wird ein Lob Dir bleiben,
wie noch Keins ihr Griffel schrieb zuvor.

Diebitsch und Paskewitsch — Cherubine
mit dem Flammenschwerdt auf blut'ger Bühne! —
Eure Namen stehn unsterblich da.
Cancrin, Humbold! — Ihr habt Euch verstanden,
habt als Friedensengel aus den Banden
langer Nacht erweckt Nord-Asia.

Wo den Thron solch edle Geister zieren,
da versteht der Herrscher das Regieren,
wie die Sonne die Planeten lenkt;
denn ein Geist wählt sich verwandte Geister
und sie lieben ihn als ihren Meister
in den Planen, die er selber denkt.

Auch ein Sänger, der an meiner Küste
einst geklagt, weil hier in wilder Wüste
sein umstürmter Kerker Tomi stand,
sieht verklärt, wie jetzt das Land der Geten
bessrer Sitte Morgenstrahlen röthen,
und vergißt den Schmerz den er empfand.

Bald — o jauchzet, meine Brüder! sollen
Rußlands Donner ernstgebietend rollen
längs den Küsten von Nord-Afrika;
daß das schönste Meer auf dieser Erde,
endlich frei von jenen Räubern werde,
die nur Räubersinn dort gerne sah.

v. Held.

Politischer Zustand
der neuen südamerikanischen Staaten.

Vorwort des Herausgebers.

Unter dem Titel: „Südamerikanischer Freiheitskampf, nach den Memoiren des Generals Miller und anderen zuverlässigen Quellen historisch dargestellt von Dr. C. N. Röding, Herausgeber der Zeitschrift Columbus,“ ist zu Hamburg ein Werk mäßigen Umfangs erschienen, das uns der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig scheint. Wer möchte sich jetzt noch verhehlen, daß die amerikanische Welt von einem Jahr zum andern an Wichtigkeit und Einfluß auf die Entwickelung des ganzen menschlichen Geschlechts zunehmen werde? Es giebt keinen Gegenstand, der die Betrachtungen des Philosophen und des Staatsmanns, des denkenden Kaufmanns und des spekulirenden Manufakturisten noch mehr zu beschäftigen verdient. Wie gering auch die ersten Anfänge seyn mögen, das Sprichwort sagt: „Aus Kindern werden Leute.“ Es ist mit der größten Sicherheit darauf zu rechnen, daß die europäische und die amerikanische Welt in den nächsten drei Jahrhunderten sich gegenseitig noch unendlich mehr erziehen und bestimmen werden, als dies in den abgewichenen drei Jahrhunderten der Fall gewesen ist, die man nur als eine Vorbereitungs-Periode betrachten kann. Um diese unsere Ueberzeugung auf unsere Leser zu übertragen, theilen wir ihnen aus dem obengenannten, mit rühmlicher Genauigkeit und achtungswerther Beurtheilung abgefaßten Werke das nachfolgende Kapitel mit, damit sie daraus abnehmen mögen, durch welche Uebergänge die Erscheinungen der spanisch-amerikanischen Welt auf den Bildungspunkt gelangt sind, worauf sie sich gegenwärtig befinden.

„Man hört jetzt überall so viele harte Vorwürfe gegen die neuen Staaten in Amerika, daß es gewiß nicht unpassend scheint, daran zu erinnern, das es dort nicht schlimmer aussieht, wie vor Jahrhunderten in Europa, ohne nur einmal der französischen Revolution und ihrer Gräuel zu gedenken. So lange Nationen in der Entwickelungs-Periode stehen, sind sie eben so, wie der Mensch, wenn er wächst, gewissen Krankheiten unterworfen; das bringt die Geschichte der Menschheit mit sich. Welche Ströme Bluts sind in England vom zwölften bis siebzehnten Jahrhundert geflossen! Was haben selbst einzelne freie Städte Deutschlands in ihrem Innern erlebt, bis sie zu einer festen Verfassung, zur Ruhe und Selbstständigkeit gelangten!

Gewöhnlich erinnert man an die Vereinigten Staaten und ihre sogenannte Revolution gegen Großbritannien. Dieser Freistaat, völlig und gesetzlich eingerichtet, so daß bloß der Name Provinzen in Staaten verändert zu werden brauchte, glich einem jungen Manne, der sich nach erlangter Volljährigkeit von seinem Vater, mit welchem er früher gemeinsam Geschäft betrieb, separirt, wobei es freilich einigen Zank setzt — vorzülich wenn sich Fremde dazwischen mischen — wodurch aber beide in ihrem Hauswesen nicht besonders gestört werden.

Das spanische Amerika hingegen glich bei der Revolution im ersten Jahrzehnd des neunzehnten Jahrh. einem ungezogenen, nur durch die Zuchtruthe im Zwange gehaltenen Knaben, der noch nichts gelernt hat, sich nicht zu beherrschen weiß, und den nur der Vater, weil er selbst in Noth gerathen, ins Wilde laufen ließ, und doch nachher durch Mißhandlung wieder im Zaum halten wollte. Weil Napoleon Spanien erobert hatte, und weil kein spanischer Prinz im spanischen Amerika Zuflucht suchte (wie die königliche portugiesische Familie in Bra-

silien); daher entstanden im spanischen Amerika Unordnungen, und weil die Cortes-Regierung diese Unordnung nicht zu stillen wußte, eine Revolution, welche ein Mordkrieg dort so wenig bändigen konnte, als auf Morea. — Als die Franzosen im Frühjahr 1808 Spanien besetzten, bestanden die spanischen Kolonien ganz ruhig, und außer einigen durch die französische Revolution aufgeregten freisinnigen Köpfen dachte dort Niemand an eine Befreiung, weil die ganze Bevölkerung in jeder Rücksicht durch die Spanier — nur diese regierten — in blinder Unterwürfigkeit gefesselt war. Alles hing vom Rathe von Indien in Madrid ab, und die einzelnen Governadore, die selten lange im Amte blieben, standen mit einander in gar keiner unmittelbaren Verbindung. Alle geistlichen und weltlichen Aemter waren mit Spaniern besetzt, welche für diesen Zweck aus Spanien hingeschickt wurden. Der in Amerika geborne Spanier büßte schon durch seine Geburt einen Theil seiner Rechte im Mutterlande ein.

Die ungeheure Landesmasse [1818: 318,798 geogr. Quadratmeilen mit 17½ Million Menschen, also fast so groß wie das ganze russische Reich, aber nur halb so stark bevölkert*)] brach von Spanien ab, weil wegen der französischen Invasion der Kappzaum der Kolonial-Despotie nicht mehr so straff, wie gewöhnlich, gehalten werden konnte.

Zuerst faßten die Bewohner der General-Capitania Caracas, durch ihren Verkehr mit Westindien am meisten fremdem Einflusse ausgesetzt, im Juli 1808 den Entschluß,

---

*) Hiernach würde Rußlands Bevölkerung mit 35 Millionen abschließen. Dies ist jedoch so wenig der Fall, daß man die Bevölkerung dieses, den Mond an Territorial-Umfang übertreffenden Reichs ohne alle Uebertreibun auf 59 bis 60 Millionen setzen kann.

Der Herausgeber.

eine Junta zu errichten, welche das Land für den von Napoleon gefangen gehaltenen König Fernando den Siebenten regieren sollte. Diesen loyalen Entschluß suchte man auch im August 1808 in Mexico durchzusetzen. In Caracas kam die Junta am 19. April 1809 wirklich zu Stande. Die Cortez in Cadix erklärten aber diesen Schritt für Aufruhr, schickten Truppen ab, und so entstand der Mordkrieg; Bolivar, von Engländern und Deutschen unterstützt, blieb endlich Sieger, vereinigte Neu-Granada und Quito mit seinem Vaterlande Caracas, und am 14ten November 1823 mußten sich die letzten spanischen Truppen im Fort bei Puerto Cabello den Republikanern ergeben. Die Republik besteht nicht, wie die nordamerikanische Union, aus Staaten, sondern ist eine Zentral-Republik, welche, von dem Hauptorte Bogota aus, durch Gouverneure regiert wird. Daher die wieder ausgebrochenen Spaltungen, um so natürlicher, da die Nation ganz verarmt ist, so daß sich hier das alte Sprichwort: „bei leeren Krippen beißen sich die Pferde!" erfüllt. — Das Land ist zu groß, die bevölkerten Gegenden sind zu abgetrennt, um von einem Punkte aus regiert zu werden. Bolivar, ein politischer Ikaros, sucht diesen Sonnenwagen zu lenken, Großbritannien stützte ihn, sonst hätte er längst das Schicksal des Dädaliden gehabt. Und ist es zu verwundern, daß sich nicht Alle von Einem befehlen lassen wollen?

In Neu-Spanien, der westlichsten Besitzung Spaniens und der gewinnreichsten, welche je ein Volk auf Erden besessen hat, brach die Revolution zuerst im Sept. 1810 aus; ein für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes erglühter Geistlicher, Hidalgo, erregte einen Aufruhr, welcher unter den Ureinwohnern, die keinesweges zu verachten sind, großen Zulauf fand. Der wilde Haufen

konnte dem Andrange des regelmäßigen Militärs nicht widerstehen, und der Aufstand endigte mit Hidalgo's Hinrichtung am 27. Juli 1811. Statt nun durch milde Mittel das Volk zu beruhigen, wurden von den Alt-Spaniern Grausamkeiten aller Art verübt. Die Nordamerikaner sandten den Guerillas der Patrioten Waffen und Schießbedarf, doch ohne bedeutenden Erfolg. Erst als sich 1820 durch Militär-Gewalt der König in Spanien gezwungen sah, eine Konstitution anzunehmen, und diese auch in Mexiko publizirt ward, sie, geheimen Befehlen zufolge, aber nicht eingeführt werden sollte, auch die Bitte der Spanier um einen spanischen Prinzen, den sie als konstitutionellen König anerkennen wollten, trotzig abgewiesen ward: da stellte sich Augustino Iturbide am 23. Febr. 1821 an die Spitze der Nation, und proklamirte die Unabhängigkeit. Die spanischen Behörden mußten weichen. Iturbide, der sich zum Kaiser machte, ward gestürzt. Am 23. Nov. 1825 mußte sich die letzte Festung, welche die Spanier inne hatten, das Fort San Juan de Ulloa vor Vera Cruz, ergeben. Am 24. Okt. 1824 ward bereits eine Konstitution eingeführt, wodurch Neu-Spanien, nach dem Muster der nordamerikanischen Union, in 20 mexikanische Bundesstaaten verwandelt ward. Die Bundes-Republik zählt, auf 75,830 Geviertmeilen, 6 Millionen Menschen. Ist zu erwarten, daß diese in so kurzer Zeit von 6 bis 7 Jahren völlig über ihre Verfassung einig zu werden im Stande sind, da von allen Seiten die Alt-Spanier, die Geistlichen, die europäischen Monarchisten, die Britten, die Nordamerikaner ꝛc. operiren, um die Republik nach ihren besonderen selbstsüchtigen Absichten zu modeln oder wohl gar an sich zu reissen? Daß unter so bewandten Umständen Unruhen und selbst Mord und Todtschlag entstehen, liegt in der Natur

der Sache. So war es in Europa, und so wird es auch noch eine Zeitlang in Amerika bleiben!

Das Vize-Königreich Peru hatte im Grunde gar keine Lust, einen Aufstand gegen Spanien anzufangen, vielmehr war es der Stützpunkt, von wo aus Quito und Neu-Granada im Norden, das seit 1811 unruhige Chile und die innern Provinzen des Vize-Königreichs Rio de la Plata (das heutige Bolivia) im Zaum gehalten wurden.

In Buenos Ayres standen nur wenige spanische Truppen, und bereits am 25. Mai 1810 begann eine Junta ihre Sitzungen. Diese hatte gleich Anfangs nicht bloß mit den Spaniern, die theils von Peru aus vordrangen, theils, unterstützt von den Portugiesen in Brasilien, sich zu Montevideo behaupteten, sondern auch mit innern Zwistigkeiten zu kämpfen; aber die Regierung, durch Handelsverbindungen mit Europa aufgeklärt, bewies, so oft auch das Personal wechselte, eine merkwürdige Energie und Selbstaufopferung. Das Land behauptete unter stetem Wechsel der obrigkeitlichen Personen, welches in einer Republik nicht so viel zu bedeuten hat, wie in einer Monarchie, seine Freiheit. Um das Innere wenigstens von einer Seite zu beschützen, ward ein talentvoller junger Krieger, San Martin aus Buenos Ayres, im Anfang 1817 mit einem kleinen Kriegesheere über die Hoch-Anden geschickt, Chile zu befreien.

In Chile bewirkten drei Brüder Carrera, junge Offiziere, welche Lust hatten, in Amerika Buonaparte's Rolle und die seiner Brüder zu spielen, schon am 18. Juli 1810 eine Revolution gegen Spanien. Da sie sich nicht beliebt zu machen wußten, so wurden sie durch die unter Gainza gelandeten spanischen Truppen, nach der Schlacht bei Talca am 19. Mai, leicht verjagt. Der oben erwähnte San Martin aber, welcher die Carrera's von sich

entfernt hielt und verfolgte, war so glücklich, im Treffen bei Chacabuco am 12. Februar 1817, und in der Schlacht bei Mayyo am 5. April 1818, sie gänzlich zu überwinden und aus Chile zu vertreiben. Seitdem besteht die Republik Chile unabhängig und ungestört, besonders seitdem die alten Besitzer des Landes, die Spanier, welche sich auf dem südlichen Bestandtheile von Chile, auf der Insel Chiloe, behaupteten, unter Quintanilla, im Januar 1826 durch den damaligen Direktor Don Ramon Freire vertrieben wurden.

Buenos Ayres strebte seit 1810 unaufhörlich, die einzelnen bewohnten Punkte der weiten Flachgegend zwischen den Anden und dem Parana, dem Hauptzufluß des Rio de la Plata, in eine Union, nach der Weise der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu verbinden. Doch die durch große Ströme getrennten, von wilden Indianer-Stämmen bedrohten Städtchen und Dörfer hatten dafür keinen Sinn; — es fehlte dort jede Ahnung von Bildung, und im Volke herrscht große Trägheit. War von Unabhängigkeit die Rede, so wollte Jedes, wie die Glieder in der Fabel des Menenius Agrippa, für sich bestehen, und war abgeneigt, einem Ganzen die nothwendigen Opfer zu bringen. Es wütheten, wie in Deutschland zur Zeit des Faustrechts, innere Fehden, eine Provinz befehdete die andere. Dazu kam der Umstand, daß schon im Jahre 1810 in der reichsten, bedeutendsten Provinz des Innern, welche den obern Theil des Parana beherrscht, in Paraguay, ein kräftiger Mann, Gasparo de Francia, aufstand, welcher dieses 6824 Geviertmeilen große Land mit einer halben Million Menschen knechtisch zu zügeln und von aller Verbindung mit Buenos Ayres abzuhalten strebte, wodurch der Verkehr im Innern und mit dem westlichen Brasilien bis fast 20 Jahre unterbrochen ward. Erst im Anfange des

Jahres 1829 hat er den Handel freigegeben, nur nicht nach Buenos Ayres, gegen welchen Freistaat er den größten Widerwillen hegt. Dennoch bewirkte Buenos Ayres die Befreiung von Chile, widersetzte sich kräftig der gewaltsamen Vereinigung der Provinz Montevideo, die größtentheils spanischen Ursprungs ist, mit Brasilien, welches durch Portugiesen kolonisirt ist, und bestand seit April 1825 einen rühmlichen Kampf mit dem Kaiserthum, dem einzigen monarchischen Staate in Amerika, welcher durch den Frieden zu Rio de Janeiro am 27. Aug. 1828 mit der Befreiung von Montevideo endigte. Dieser Friede ist eine Frucht, woran sich die Energie der Union der Provinzen des Rio de la Plata erkennen läßt. Diese durch den Kongreß zu Vera Cruz de Santa Fe nur lose und gleichsam bittweise zusammengehaltene Union zeigte sich stark und gewaltig, so wie der Monarch Pedro der Erste, der Portugiese, drohte, ihre Freiheit zu vernichten. Da erhoben sich alle Weißen, alle Gauchos, und selbst die Wilden bildeten mit Lanze und Strickschlinge eine furchtbare Reiterei, welche selbst die Südgränze des Kaiserreichs bedrohte, und nur durch die Festung Montevideo aufgehalten ward, während ihre kecken Kaper, trotz der berüchtigten brasilischen Blokade des Rio de la Plata, den Feinden großen Schaden zufügten, und jetzt zur Veränderung durch das atlantische Meer ins mittländische fahren, um allda die Spanier zu belästigen. Die vereinigten Staaten des Rio de la Plata, seit ihrer Revolution 1810, durchaus nicht von Spanien aus bedroht, umfassen (ohne Paraguay) einen Flächenraum von 70,000 Geviertmeilen, wo aber kaum 2½ Million Menschen leben; die spärliche Bevölkerung ist eine Hauptursache, daß das an sich schöne Land sich noch nicht besser gehoben hat.

Nach der Ueberwindung der spanischen Truppen in Chile, faßte San Martin durch den am Ende des Nov.

1818 aus England nach Chile entwichenen Lord Cochrane angereizt, einen Plan, der für Südamerika's Befreiungsgeschichte stets denkwürdig bleiben wird. Peru war der Mittelpunkt der spanischen Macht in Südamerika, von Peru aus war Chile durch Landungen und Buenos Ayres mittelst vordringender Truppen bedroht. Peru mußte revolutionirt, und die dort stehende spanische Armee bezwungen werden, dann war Südamerika befreit. Doch Lord Cochrane that mehr; er vollendete den ersten Hauptschritt zum Ziele. Er zerstörte die Verbindung der in Peru stehenden spanischen Streitkräfte mit Europa, indem er die Küstenorte blockirte und die spanische Flagge durch glückliche Streifzüge auf dem Stillen Meere verbannte. Den zweiten Zweck, die Ueberwindung der spanischen Macht in Peru sollte eine unter San Martin in Valparaiso versammelte Befreiungs-Armee, welche aus Chilenos und Argentinern (Truppen der Plata-Staaten) bestand, und am 21. Aug. 1820 aus Chile nach Peru absegelte, ausführen. Peru's Haupthafen, Callao, ward durch Lord Cochrane's Geschwader blockirt. Am 28. Juli 1821 zog San Martin triumphirend in die Hauptstadt Lima ein, und erklärte Peru für unabhängig. Doch die Spanier, unter den für den Krieg gebildeten Feldherren La Serna, Valdez, Canterac u. s. w., zogen sich in die inneren Gebirgsgegenden zurück, und empfingen alle Hülfsmittel zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges aus dem reichen Ober-Peru. Freilich erklärten sich viele Peruaner für die Revolution, aber San Martin konnte sich nicht behaupten.

Mittlerweile hatte der Befreiungskampf in Columbia eine so glückliche Wendung gnommen, daß Bolivar daran denken konnte, in San Martins Plan einzugehen, um die gänzliche Befreiung Südamerikas zu bewirken, wodurch

zugleich die Südgränze der neuen Republik gesichert ward. Am 26. Juli 1822 hatten Bolivar und San Martin eine Unterredung zu Guayaquil, dem Gränzhafen zwischen Colombia und Peru; der letztere überließ dem ersteren förmlich das mühsame Befreiungsgeschäft. San Martin verließ darauf im September die peruanische Küste, zog sich ganz vom öffentlichen Leben zurück, kam am 3. Mai 1824 in Havre an, lebte bis Ende 1828 eingezogen in Südfrankreich, machte dann eine Reise in sein Vaterland, von welcher er am 25. Juni 1829 nach England zurückgekehrt ist.

In Peru zeigte sich schon damals der gerechte Wunsch, die Befreiung aus eigenen Kräften zu beschaffen, doch die Uebermacht der Spanier, die bereits wieder Lima genommen hatten, machte die Ausführung dieses Wunsches unmöglich. Bolivar rückte mit seiner aus Columbiern, Briten und Deutschen bestehenden Armee von Norden in Peru ein, zog die Trümmer der Befreiungs-Armee und die Peruaner unter La Mar an sich, und nach vielen Hin- und Hermärschen, und unter Umständen, wo der Ausgang höchst ungewiß war, gewann der General Sucre, von dem tapfern Engländer Miller unterstützt, am 7. Dez. 1824 die Schlacht bei Ayacucho, welche die Befreiung von Südamerika entschied. Vermöge der auf dem Schlachtfelde abgeschlossenen Konvention räumten die königl. spanischen Truppen ganz Südamerika. Bloß Callao vertheidigte sich noch unter dem General Rodil bis zum 22. Jan. 1826, als dem Tage, wo die letzten Spanier aus Südamerika weichen mußten. Mittlerweile hatten Bolivar und Sucre mit ihren Truppen nicht nur ganz Peru, nun eine Republik, sondern auch die Gebirgsgegenden jenseits des Desaguadero für ihre Freiheit erobert. Jene Gebirgsgegend, Ober-Peru, zur spanischen Zeit dem Vize-Königreich Buenos Ayres angehörig, hatte sich 1813 der

Republik der Plata-Staaten angeschlossen, war aber bald wieder von den spanischen Truppen (unter Goyeneche und Pezuela) unterworfen. Jetzt, im Jan. 1825, bildete Bolivar aus dieser Gebirgsgegend eine neue Republik, welche sich nach seinem Namen Bolivia nannte. Nach dem Muster der Republik Colombia, welche durch die Konstitution vom 12. Juli 1821 eine Zentral-Republik ist, machte nun der Befreier Bolivar auch aus Peru und dem neu entstandenen Bolivia Zentral-Republiken, wo die Regierung von einem Mittelpunkte ausgeht, und ließ sich von beiden zum Präsidenten ernennen. Weil er gerade zu derselben Zeit einen General-Kongreß zu Panama berufen hatte, so fing man an zu fürchten, er wolle sich zum Diktator über ganz Südamerika aufwerfen. Wirklich verlieh er der Republik Bolivia eine ganz seltsame Konstitution, worin er sich zum „lebenswierigen" Präsidenten aufwarf. Diese Konstitution drang er auch, offenbar mit Gewalt, unter Hinrichtungen und Verhaftungen, der Republik Peru am 9. Juli 1826 auf, und verließ am 1. Sept. den also willkührlich organisirten Staat, weil in Colombia Unruhen ausgebrochen waren, welche seine Gegenwart erforderten. In Peru ließ er den General Don Andrea de Santa Cruz, und in Bolivia den Großmarschall Jose de Sucre, als seinen Stellvertreter mit colombischen Truppen zurück. Dem ewig wahren Grundsatz: Jedes Staates bestes Glück nicht von außen! gemäß, erwachte schon im Anfange des Jahres 1827 bei der Mehrzahl der Peruaner der Wunsch, sich von der aufgedrungenen Konstitution und dem lebenswierigen Beschützer und Befreier zu befreien, und seltsam genug boten die colombischen Truppen selbst dazu die Hand, da auch diese mit den Maßregeln ihres Präsidenten nicht zufrieden waren. Die fremden Truppen zogen nach Guayaquil ab. Am

4. Juni versammelte sich ein souverainer, konstituirender Kongreß, und am 10. Juli ward an die Stelle des Generals Santa Cruz der General La Mar erwählt, und statt der Bolivar-Konstitution, die von 1823 mit einigen Abänderungen wieder eingeführt und beschworen. Durch Peru bewogen, entzog sich auch im März 1828 die Republik Bolivia dem colombischen Einflusse und vertrieb die dortigen fremden Truppen unter ihrem Befehlshaber, General Sucre.

Dies ist ein kurzer Abriß des Zustandes der amerikanischen Lande, welche früher der Krone Spanien gehorchten. Es herrscht nirgend völlige Ruhe und Bestand der Regierung, nicht überall Frieden; sie sind noch in der Krisis einer Entwickelungsepoche begriffen, etwa wie Europa im sechzehnten Jahrh. Es ist das brausende Leben der Jugendwelt, keinesweges idyllisch und anlockend reizend. Es ist die Zeit der Aussaat, einer bessern Ernte zu reifen. Gut Ding will Weile haben. Der Anfang der Unabhängigkeit ist gemacht, der Zwingherr ist verjagt, seine Burgen sind gebrochen. Nach und nach werden jene Staaten und Völker Vertrauen zu sich selbst gewinnen, werden das Gesetz als das Höchste erkennen lernen und zu dem Zustande gelangen, welcher jetzt schon die Vereinigten Staaten von Nordamerika beglückt. Kein Vernünftiger wird das Leben in den meisten der neuen Staaten demjenigen vorziehen, dessen sich der Bürger in geregelten alten Freistaaten oder konstitutionellen Monarchien erfreut. Doch es giebt auch in Europa Länder, besonders im Westen dieses Welttheils, wo es noch schlimmer aussieht, wie in Guatemalo und in den Plata-Gegenden; wo das Ende des Elends nicht abzusehen ist und weder Maß noch Ziel hat. Wir wollen die neuen Staaten jenseits des atlantischen Ozeans nicht überschätzen, aber sie als den Schauplatz gänzlicher Verwilde-

rung zu verschreien, wo Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist, das ist denen allein erlaubt, die sich nicht die Mühe geben mögen, die Original-Quellen zu benutzen, womit uns die in Amerika herrschende Preßfreiheit so reichlich versieht. Diese prüfend zu benutzen, ist freilich schwierig, leichter macht sich die Sache, wenn man der Welt verkündigt: „In Amerika ist noch nichts auf einen festen Fuß gestellt; man thut besser sich um die dortigen Staaten gar nicht zu bekümmern, bis dort Alles völlig geordnet und abgethan ist.“ Möchte dieses Vorurtheil nur nicht Männer beherrschen, deren Pflicht es ist, über das Heil der europäischen Staaten zu wachen, und die daher, wenn von allgemeiner Politik die Rede ist, nur immer die eine Seite auffassen — die europäische nämlich; die andere — die amerikanische — ist ihnen durch jenen Schleier des Vorurtheils verborgen — und das kann zu entsetzlichen Mißgriffen führen, vorzüglich jetzt, wo eine große Stütze des europäischen Gleichgewichts (Großbritannien) wankt.“

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Friedrichs des Zweiten Verdienste um die Kurmark Brandenburg.

Friedrichs des Zweiten ursprüngliche Bestimmung war keinesweges, der Nachfolger seines Vaters im Kurfürstenthum Brandenburg zu werden; er war vielmehr bestimmt, die polnische Königskrone zu tragen. Durch welche Verhältnisse der polnische König Ladislaus vermocht wurde, ihn zu seinem Nachfolger zu wählen, ist freilich unbekannt geblieben; doch stimmen alle Annalisten darin überein, daß Friedrich der Zweite, von seinem neunten Jahr an, am polnischen Hofe erzogen worden sei und durch eine Vermählung mit der Prinzessin Hedwig, einzigen Tochter des Königs von Polen, auf den sarmatischen Thron gelangt seyn würde, wenn der frühzeitige Tod dieser Prinzessin den Entwurf ihres Vaters nicht zum Scheitern gebracht hätte.

Auf dies Ereigniß kehrte der junge Prinz, man weiß nicht genau in welchem Jahre, nach der Mark zurück. Geboren zu Tangermünde im Jahre 1413, mochte er ein Alter von 16 Jahren erreicht haben, als er seinem Vater in den Bahnen folgte, welche dieser als Staatsmann und Feldherr beschrieb. Man wurde in diesen Zeiten zur Regierung eben so angeleitet, wie zu jeder anderen Kunst, zu jedem anderen Handwerk, d. h. rein praktisch. Von politischen Theorien hatte man in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts noch gar keine Ahnung. Es gab in diesen Zeiten weder eine Reichs-Historie, noch eine Reichs-Verfassung, worin angehende Regenten unterrichtet worden wären. Nothdürftiges Lesen und Schreiben war das Höchste, worin Fürstensöhne geübt wurden; denn selbst im künstlichen Rechnen war man noch so weit zurück, daß Der einem Zauberer gleich kam, der die fünf Spezies zu handhaben verstand. Man stellte sich mit angeerbten Vorrechten in die Mitte der Begebenheiten, und ließ es darauf ankommen, wie viel man seinem Verstande oder der Gunst der Ereignisse zu verdanken haben werde. Kurz: die gesellschaftlichen Verhältnisse waren in diesen Zeiten noch einfach genug, um wenig mehr zu fordern, als was eine gesunde Beurtheilung der Dinge und der Personen zu leisten vermag: eine Eigenschaft, worin sich der Nachfolger des ersten Kurfürsten hohenzollerischen Geschlechts ausgezeichnet zu haben scheint.

Wenn Friedrich der Zweite in der Geschichte der Kurmark Brandenburg den Beinamen „Eisenzahn" führt, so hat man, wie wir glauben, diesen Beinamen dadurch falsch gedeutet, daß man ihm auf die Körperstärke

des Fürsten bezogen hat. Außerdem, daß eine solche Beziehung durch den Ausdruck „Eisenzahn," auf keine Weise gerechtfertigt wird, ist auch in keinem einzigen Falle von einer ausnehmenden Körperstärke Friedrichs des Zweiten die Rede. Der Beiname, welchen er führt, kann nur auf den Charakter seiner Regierung bezogen werden. Diese nun hatte ihren Charakter darin, daß er mit auffallender Folgerechtigkeit und Strenge alles zusammenhielt, was zum Kurfürstenthum gehörte, und alles, was davon, es sei durch die Anordnungen seines Vaters oder durch anderweitige Umstände abgekommen war, wieder damit zu vereinigen suchte. Die Aufforderung dazu lag in allen seinen Verhältnissen, welche ihm nicht erlaubten, seinen Nachbarn etwas zu gestatten, was zur Verdunkelung seiner Würde und seines Hauses führen konnte. Er hielt, nach dem gemeinen Ausdruck, der in der Bezeichnung fürstlicher Eigenschaften nur allzu oft den Ausschlag gegeben hat, alles mit den Zähnen fest; und daher der Beiname „Eisenzahn," der nur in dieser Beziehung eine ehrenvolle Bedeutung hat. Wie viel er auf diesem Wege leistete, werden wir auseinandersetzen, sobald wir von der hohen Schule werden geredet haben, welche Friedrich als nachgeborner Prinz besuchte.

Diese hohe Schule war das Konzilium zu Basel, das den 23. Juli des Jahres 1431 in der Kathedral-Kirche dieser Stadt seinen Anfang nahm; wir nennen es eine hohe Schule, weil es denen, die es besuchten — und zu diesen gehörte Friedrich — die vollständigste Gelegenheit gab, sich über die höchsten Angelegenheiten der europäischen Welt ihrer Zeit zurecht zu finden und sich eine sichere Regel für ihr Verfahren als weltliche Fürsten zu bilden.

Martin der Fünfte starb den 20. Febr. 1431. Sein Nachfolger auf dem päpstlichen Thron war Gabriel Condelmerio, ein Venetianer, der, nach seiner Erhebung, den Namen Eugenius der Vierte annahm. Er zerfiel sogleich mit den nächsten Anverwandten seines Vorgängers, dem Kardinal Prosper Colonna, und dessen beiden Brüdern, Anton, Fürst von Salern, und Eduard, Graf von Celano. Die Beschuldigung war, daß sie den von Martin dem Fünften gesammelten Schatz an sich genommen und folglich das, was der Kirche gehörte, in Eigenthum verwandelt hätten. Hieraus entwickelte sich ein Bürgerkrieg. Die Colonnas, die sich für beschimpft hielten, belagerten den Papst in seinem Palaste, und würden sich seiner bemächtigt haben, hätte sich nicht das römische Volk in seiner Eifersucht über die allzugroße Macht dieser Familie wider sie vereinigt. Genöthigt, aus Rom zu entweichen, fanden die Colonnas Schutz in ihren Schlössern; doch von hier aus setzten sie den Krieg fort, während Eugenius vergeblich den Bann auf sie herabdonnerte. Der ganze Kirchenstaat gerieth darüber in Aufruhr; und als der Papst sah, daß er nichts gegen seine Widersacher ausrichten würde, sprach er die Hülfe des Kaisers Sigismund an. Dieser schlug sich zwar in's Mittel, doch so, daß er dem Papst Unrecht gab. Ueber den vermeintlichen Diebstahl der Colonnas wurde also der Schleier der Vergessenheit geworfen. Die Noth bewirkte dies; denn der Papst durfte nicht vergessen, daß er nicht bloß dem Kirchenstaate, sondern auch der ganzen abendländischen Kirche angehörte. Vielleicht bildete sich Eugenius ein, er sei vom Schicksal berufen, das Papstthum dadurch zu beschützen, daß er mehr Charakter ent-

wickele, als seine Vorgänger; Phantasien dieser Art sind nur allzu gewöhnlich in Lagen, worin es darauf ankommt, ein in Verfall gerathenes System aufrecht zu erhalten. Wofern er dies aber wirklich von sich annahm, darf man sagen, er sei nur bestimmt gewesen, das baare Gegentheil zu erfahren.

Abgelaufen war die Zeit, nach welcher sich, der Bulle Martins des Fünften gemäß, das Konzilium zu Basel versammeln sollte; und ohne die Aufforderung, ja selbst ohne die Erlaubniß des Papstes, versammelte sich das Konzilium zu der oben angegebenen Zeit in Basel. Noch mehr: sein erster Schritt war, mit Ketzern zu unterhandeln; er forderte nämlich die Hussiten auf, zu Basel zu erscheinen, und versprach geneigtes Gehör, wenn jene sich vernünftig beweisen, d. h. nichts fordern würden, was dem Vortheil der Priesterschaft entgegen wäre. So viel Gefälligkeit beleidigte den Papst, welcher behauptete, daß Ketzer, welche die Kirche einmal verdammt hätte, nicht weiter gehört zu werden verdienten. Was jedoch den heil. Vater noch tiefer kränkte, war, daß das Konzilium sich de facto über ihn gestellt hatte. Den Uebeln, welche dem kirchlichen Thron bevorstanden, schleunigst zu begegnen, ertheilte Eugenius seinem Legaten Cesarini den Befehl, das zu Basel versammelte Konzilium aufzulösen und ein anderes binnen 18 Monaten nach Bologna auszuschreiben. Dieser Befehl, obgleich von zehn Kardinälen unterzeichnet, verrieth den stärksten Mangel an Beurtheilung; denn, was hätte die, welche sich zu Basel versammelt hatten, um die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren, wohl bewegen können, unverrichteter Sache auseinander zu gehen, und

sich nach 18 Monaten mit vermehrten Kosten an einem Orte zu versammeln, wo sie ihren Zweck nothwendig verfehlen mußten! Der Kardinal Casarini machte einen Versuch, den Papst mit dem Konzilium zu versöhnen; da dieser aber gänzlich fehl schlug, und Eugenius in einer Bulle vom 18. Dez. 1413 das Konzilium zu Basel für aufgelöset erklärte: so setzte dieses alle Schonung aus den Augen, erneuerte den Grundsatz der Superiorität des Konziliums über den Papst, und kündigte vorläufig an, „daß, wer sich weigern würde, sich den Beschlüssen und Verordnungen eines allgemeinen und rechtmäßig versammelten Konziliums zu unterwerfen, selbst wenn er Papst wäre, gebührend bestraft werden sollte." Die antimonarchische Regierungsform der Kirche war also ausgesprochen, und für Eugenius den Vierten bestand die Aufgabe darin, sich trotz derselben auf seinem Standpunkte zu behaupten; die größte Standhaftigkeit war in seiner Lage um so nothwendiger, weil weltliche Fürsten, hohe Klerisei, Gelehrte und Volk niemals einstimmiger gewesen waren, als in dem Gefühl — um nicht zu sagen in dem Gedanken — von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung.

Eine Zeit lang glaubte Eugenius die Gewalt des Stromes dadurch zu brechen, daß er ihn abzuleiten bemüht war; er hoffte, es zum wenigsten dahin zu bringen, daß das Konzilium sich eine Versetzung nach Italien gefallen lassen würde. Allein die Franzosen und Deutschen, voll des Gedankens, daß eine Reformation zu Stande gebracht werden müsse, beharrten standhaft auf ihrem einmal gefaßten Beschluß; und nachdem sie dem Papste zwei Monate zur Zurücknahme seiner Aufhebungs-Bulle vergönnt

hatten, wagten sie es, das Oberhaupt der Kirche vor ein Konzilium zu fordern, und wenn es nicht gehorchen würde, ihm vorläufig die Absetzung anzukündigen. Von jetzt an war Autorität im Kampf mit Autorität; und nur allzu bald zeigte sich, daß in einem solchen Kampfe der Einzelne nicht lange der Mehrheit gewachsen bleibt. Eugenius glaubte sich dadurch zu retten, daß er, drei Tage vor dem ihm gesetzten Termin, das Konzilium bestätigte, und vier Kardinäle ernannte, welche in seinem Namen den Vorsitz auf demselben führen sollten; allein die Väter des Konziliums, hiermit nicht zufrieden, drangen auf eine förmliche Zurücknahme der Aufhebungs-Bulle, und nachdem sie in dieser Hinsicht ihren Zweck erreicht hatten, schritten sie muthig zur Reformation in Haupt und Gliedern.

Dies will jedoch richtig verstanden seyn . . .

Mit der vollkommneren Ausbildung der kirchlichen Monarchie hatte sich ein Finanz-System festgestellt, das ihr zur Stütze diente; und dies Finanz-System war gänzlich auf die List gebauet. Unfähig, mit irgend einem Rechte Steuern zu fordern, der Steuern aber deßwegen nicht minder bedürftig, hatten die Päpste den Ausweg gefunden, daß die kirchliche Beamtenwelt zahlte, und daß es ihrer Betriebsamkeit überlassen blieb, wie sie die zu zahlenden Steuern herbeischaffen wollte. Dies war der Zweck der Exspektativen, Reservationen, Resignationen, Anuaten, Palliengelder u. s. w. Zur Entschuldigung der Sache muß bemerkt werden, daß andere Erhebungsformen in dem Verhältniß des Kirchenstaats zu dem Kirchenreiche, der geistlichen Macht zu der weltlichen, nicht wohl möglich waren. Diese Art von Steuererhebung war jedoch nichts

weniger als geeignet, die kirchliche Beamtenwelt in einem solchen Zusammenhange mit ihrem Oberhaupte zu erhalten, wodurch die Einheit derselben gesichert geblieben wäre. In der so gestellten Beamtenwelt mußte es nothwendig sehr viel Mißvergnügte und selbst Rebellen geben; es waren alle Diejenigen, die sich allzu gedrückt fühlten. Dazu kam für die Besseren das Gefühl ihrer Würde, wie es bei fehlerhaften Einrichtungen, die als solche allgemein anerkannt sind, nicht ausbleibt. Eigentlich handelte es sich also nur um die Einführung eines besseren Finanz-Systems; und das beste würde gerade das gewesen seyn, wodurch die Beamtenwelt von ihrem Oberhaupte abhängig geworden wäre. Doch ein solches war unmöglich. Das Konzilium zu Basel mochte diese Unmöglichkeit begreifen oder nicht; genug die Glieder desselben waren der bisherigen Besteuerung von Herzen überdrüssig, und indem sie ihnen in dem Lichte der Simonie erschienen, gingen sie in ihrem Eifer so weit, daß sie verordneten: „es solle künftig für die Bestätigung der Wahlen, für die Ertheilung der Pfründen, für Einführungen, Investituren und selbst für das Pallium nichts gefordert und nichts bezahlt werden."

Durch diese Verordnung war die ganze kirchliche Regierung in ihrem Zusammenhange, wo nicht aufgelöst, doch stark erschüttert. Es fehlte auf dem Konzilium zwar nicht an Männern, welche die Annaten, diesen ergiebigen Zweig der päpstlichen Einkünfte, vertheidigten; doch indem die Mehrheit, wie es scheint, nichts von dem Zusammenhang begriff, worin das bisherige Finanz-System zu der kirchlichen Regierung stand, erfolgte die Entscheidung, daß auch die Annaten, als simonistisch verworfen und folglich

streng verboten werden mußten. Wahrlich, man muß bekennen, daß der wohlgemeinte Eifer der Väter des Konziliums ein Minimum von Weisheit in sich schloß, und daß das, was man ihrer sittlichen Denkart zu Gute kommen lassen möchte, durch ihren Unverstand aufgewogen ward; denn in ihnen zeigte sich überall eine Beamtenwelt, die, weil sie nicht weiß, worauf ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit beruht, gegen sich selbst wüthet. Vergeblich schickte Eugenius einige Männer von Ansehn nach Basel, um in seinem Namen gegen die Aufhebung der Annaten zu protestiren, da das Erbtheil Petri (der Kirchenstaat) von unrechtmäßigen Besitzern überschwemmt, keine hinreichenden Mittel zur Bestreitung der Ausgaben des heil. Stuhls gewähre. Das Konzilium gab zur Antwort: „die Annaten wären eine neuere Erfindung; und da die Päpste sich so lange ohne dieselben beholfen hätten, so würden sie auch künftig ohne sie bestehen.“ Das Konzilium erklärte zugleich, daß es auf eine rühmlichere und christlichere Weise für Se. Heiligkeit sorgen werde; und daraus geht hervor, daß es — lächerlich genug! — zu dem Papste in dasselbe Verhältniß zu treten gedachte, worin Stände zu dem Landesfürsten stehen, wenn dieser von ihren Bewilligungen abhängig ist.

Mit Einem Worte: es war der reinste Unsinn, der die kirchliche Versammlung zu Basel beherrschte. Sie wollte weder der Lehre noch der Hierarchie den mindesten Abbruch thun; aber ihre Mittel waren sämmtlich von einer solchen Beschaffenheit, daß weder die eine noch die andere damit bestehen konnte. Denn, wenn die Hierarchie um der Lehre willen da war, so durfte jene nicht zerstört werden; zer-

stört aber wurde sie nothwendig dadurch, daß man dem Oberhaupte der Kirche, ihrem Schlußstein, die Mittel zur Behauptung seiner Würde entzog. Ein politisches System — und wer möchte läugnen, daß das kirchliche diesen Charakter hatte? — kann durch und durch fehlerhaft seyn, ohne daß seine Wirksamkeit darunter leidet; nur darf es sich nicht mit sich selbst in Widerspruch setzen, wofern es sich nicht selbst aufheben will. Die zu Basel versammelten Väter der Kirche waren die Jansenisten ihrer Zeit: doch waren sie deßhalb nicht achtungswerther, als alle Diejenigen zu seyn pflegen, welche die Wirkung ohne die Ursache wollen.

So lange dies Verhältniß des Konziliums zum Papste vorhielt, war an keinem Frieden zu denken. Wiederum war es nicht leicht, dies Verhältniß so abzuändern, daß das Konzilium sich dem Papste untergeordnet hätte; denn dies war gegen den Geist der Zeit, der, wie gewöhnlich, über sich selbst im Unklaren war. Für einen jungen Fürsten, der, wie Friedrich der Zweite, das Thun und Treiben an Ort und Stelle beobachtete, mußte Belehrung aller Art daraus entspringen; vorzüglich von dem Augenblick an, wo eine Begebenheit eintrat, auf welche Niemand gerechnet hatte, die aber deßhalb nicht weniger dahin wirkte, dem Konzilium zu Basel jedes Ansehn zu rauben.

Eugenius der Vierte befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, als die Fortschritte der Türken auf dem europäischen Festlande ihm Gelegenheit zur Zusammenberufung einer Versammlung darboten, welche mit weit besserem Rechte eine ökumenische oder allgemeine genannt werden konnte, als das Konzilium zu Basel. Kommt es im

Leben immer nur darauf an, den Gegner zu überflügeln, so geschieht dies am sichersten dadurch, daß man sein Verfahren nach einem größeren Maßstabe gegen ihn richtet Im Verhältniß des Papstes zu dem Konzilium zu Basel machte es sich auf folgender Weise.

Beschränkt auf den Besitz von Konstantinopel, in einem fortdauernden Kampf mit widrigen Ereignissen, nicht selten am Rande der Verzweiflung, ließ Johann Paläologus, der vorletzte oströmische Kaiser, sich bereden, einen letzten Versuch zur Vertreibung der Türken aus Europa zu machen, von welchem es sich die Wiederherstellung des Reichs versprach. Da nun dies große Werk nur unter dem Beistande der West-Europäer gelingen, dieser Beistand aber nur dann erfolgen konnte, wenn die griechische Kirche sich mit der lateinischen wirklich oder zum Schein vereinigte: so war er entschlossen, die Hand zu einer solchen Vereinigung zu bieten. Auf die Hindernisse, welche ihr unter Eugen entgegen standen, wurde zu Konstantinopel wenig geachtet, es sei nun, weil man die Zwecke des baseler Konziliums nicht zu fassen vermochte, oder weil eigennützige Unterhändler den wahren Stand der Dinge im Westen absichtlich verschleierten. Eugenius der Vierte brachte bei den Anträgen, die ihm gemacht wurden, nichts weiter in Anschlag, als die Gelegenheit, die sich ihm darbot, aus der Verdunkelung hervorzutreten, worin das Konzilium zu Basel ihn hielt. Wenn Johann Paläologus verlangte, daß die Einigungs-Synode in einer von den Städten Oberitaliens gehalten werden möchte: so erfüllte er dadurch nur den Wunsch des Papstes, der, aus Rom vertrieben, Florenz zu seinem Aufenthaltsorte erwählt hatte. Dem

oströmischen Kaiser wurde ein Gefolge von 700 Personen bewilligt; und außerdem daß Eugenius sich verbindlich machte, die Reisekosten zu bestreiten, war er so großmüthig, zur Erleichterung der griechischen Geistlichkeit 8000 Dukaten vorzustrecken. Avignoner Bankiers machten den Vorschuß; die Ausrüstung der Schiffe, worauf die Versetzung des Hofes und der Geistlichkeit von Konstantinopel geschehen sollte, geschah zu Marseille. Ehe diese erfolgen konnte mußten noch mancherlei Schwierigkeiten überwunden werden, wohin vorzüglich die Genehmigung des türkischen Sultans gehörte, der den Hellespont beherrschte. Doch auch von dieser Seite fanden keine Hindernisse Statt; und so richtig beurtheilte Amurath der Zweite die wahre Lage der Dinge, daß er sich nicht bloß verpflichtete, Konstantinopel während der Abwesenheit Johanns unberührt zu lassen, sondern sogar einen Theil seiner Schätze anbot.

So schlug denn endlich die Stunde der Abfahrt, dem Kaiser um so willkommner, da er hoffen durfte, den Bekümmernissen und Gefahren, die sich an seine Lage knüpften, zum wenigsten auf einige Zeit zu entrinnen. Ihn begleitete der Patriarch von Konstantinopel, Joseph, an welchen sich die fünf Kreuzträger oder Dignitarien der St. Sophien-Kirche anschlossen. Außerdem traten zwanzig auserwählte Bischöfe, zu welchen, außer den Metropolitanen von Herakläa und Zyzikus, Nicäa und Nikomedien, Ephesus und Trapezunt, persönlichen Verdienstes wegen, Markus und Bessarion gehörten, die Fahrt an. Wie hätten die Philosophen des Berges Athos ganz wegbleiben können? Die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem erschienen in ihren ächten oder vorgeblichen

Stellvertretern. Eingeschifft wurden auch die kostbaren Geräthe der St. Sophien-Kirche, damit der Patriarch mit dem nöthigen Glanz pontifiziren möchte. Man wollte alle Herrlichkeit zeigen, indem man über 15,000 Dukaten, den ersten Almosen des Papstes, stritt. In acht Fahrzeugen langte man, nach einer langweiligen und beschwerlichen Reise von 77 Tagen in dem Golf von Venedig an.

Hier mit allen, seinem Range gebührenden Feierlichkeiten empfangen, ließ Johann Paläologus sich einen funfzehntägigen Aufenthalt in Venedig gefallen, dessen Sehnswürdigkeiten ihn und seine Begleiter in Erstaunen setzten. Zu Ferrara harrte inzwischen der Papst in einer dünnen Umgebung von Kardinälen und Bischöfen des vornehmen Gastes, der durch engeres Anschließen an das lateinische Kirchenthum ein höheres Maß von Macht und Freiheit zu gewinnen hoffte. Die Jahrbücher der Kirche bezeichnen den 4. März 1438, als den Tag, wo Johann Paläologus seinen feierlichen Einzug in Ferrara hielt. Begleitet von seinem Bruder Demetrius, ritt er auf einem schwarzen Pferde; doch wurde ein milchweißes Roß, dessen Sattel und Zaumzeug mit goldenen Adlern geschmückt war, vor ihm hergeführt, und die Prinzen des Hauses Este trugen den Thronhimmel über seinem Haupte. Nicht eher stieg der Paläologe vom Pferde, als bis er bei den Stufen angelangt war, welche in die Zimmer des Papstes führten. Eugenius ersparte ihm die Demüthigung einer Kniebeugung, indem er ihn christväterlich umarmte und auf einen Sitz zu seiner Linken führte. Was ein aus Rom vertriebener, von dem Konzilium zu Basel in seiner Wirksamkeit beschränkter Papst, und ein zu einem Bürgermeister

von Konstantinopel herabgewürdigter Imperator mit einander verkehrten, um sich gegenseitig wieder zu heben, ist der Nachwelt nicht verrathen worden; doch begreift man ohne Mühe, was geschehen kann, wenn der Lahme den Blinden anfleht, ihm den Weg zu weisen.

Nicht geringeren Anspruch auf Achtung machte die griechische Geistlichkeit. Der Patriarch von Konstantinopel verließ seine Galeere nicht eher, als bis alles, was den Empfang betraf, verabredet war, und der Papst mußte sich gefallen lassen, ihn als seines Gleichen zu bewillkommnen. Dabei wurde festgesetzt, daß keiner von den griechischen Geistlichen verpflichtet seyn sollte, dem westlichen Primas die Füße zu küssen. Nicht wenig erstaunten die Ankömmlinge über die geringe Anzahl der zu Ferrara versammelten Geistlichen: sie hatten auf eine glänzende Synode gerechnet, und fanden nicht einmal, was zum gewöhnlichen Haushalt des Papstes gehörte. Nur allzu bald hatten sie Anwandlungen von Reue; und die Bedürftigkeit, worin die Staatsklugheit oder der eigene Mangel des Papstes sie bestehen ließ, trug nicht wenig dazu bei, daß sie den Augenblick verwünschten, wo sie sich zur Abreise von Konstantinopel entschlossen hatten. Johann Paläologus entzog sich ihren Klagen dadurch, daß er, begleitet von seinen Lieblingen und Janitscharen, seinen Sommeraufenthalt in einem, nicht weit von Ferrara gelegenen Kloster aufschlug, wo er, über die Ergötzlichkeiten der Jagd, alle Leiden des Staats und der Kirche vergaß und Wildpret erlegte, ohne des Schadens zu achten, den er den Landleuten zufügte. Bald wurde es nöthig, die Griechen durch strenge Polizei-Maßregeln an Ferrara zu

ketten; keiner von ihnen durfte ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten aus den Thoren gehen, und die Regierung von Venedig wurde ersucht die Flüchtlinge zurückzusenden. Dabei unterließ man nicht, ihre Hoffnungen anzufrischen; „in kurzer Zeit, sagte man ihnen, werde die Gestalt der Dinge sich geändert haben, und wäre nur erst die Vereinigung beider Kirchen erfolgt, so werde die Befreiung Griechenlands von seinen Unterdrückern nicht lange ausbleiben."

Wirklich entwickelte sich das Schauspiel auf eine den Wünschen des Papstes entsprechende Weise. Die Neugier, welche nach Ferrara trieb, entvölkerte das Konzilium zu Basel. Dazu kam die Ueberzeugung, daß diese Versammlung mit ihren stolzen Grundsätzen nichts leisten werde, wenn sie in der Wahl ihrer Mittel nicht glücklicher sei. Es war von ihr ein neuer Papst gewählt worden, der nicht einmal zum geistlichen Stande gehörte: Amadeus, Herzog von Savoyen, der, des Regierens überdrüssig, sich am Genfer-See niedergelassen hatte, wo er, im Umgange mit seinen Vertrauten, ein angenehmes Leben führte, das nichts weniger, als musterhaft und erbaulich war. Dieser Mißgriff brachte das Konzilium um die Achtung, die es bis dahin genossen hatte. Während es, nach und nach, auf 30 Bischöfe und etwa 300 Geistliche geringeren Ranges herabsank, sah man zu Ferrara einen Papst, acht Kardinäle, zwei Patriarchen, acht Erzbischöfe, zwei und funfzig Bischöfe und fünf und vierzig Aebte oder Vorsteher kirchlicher Orden. Das ökumenische Konzilium, das Eugenius wünschte, konnte also seinen Anfang nehmen; und sofern dasselbe, als von ihm herrührend, keinen anderen

Zweck hatte, als das Papstthum zu befestigen, fehlte es nicht mehr an den dazu nöthigen Mitteln . . .

Die gelehrten Kämpfe der westlichen und östlichen Geistlichkeit hatten, nach einer sechsmonatlichen Rast, kaum ihren Anfang genommen, als zu Ferrara eine ansteckende Krankheit ausbrach, welche eine Verlegung des Konziliums nach Florenz nothwendig machte; so wenigstens wird die Sache erzählt, während wohl zu glauben ist, daß der geldbedürftige Papst den klugen Florentinern die Ehre, das Schicksal der Welt in ihren Ringmauern entscheiden zu sehen, um 40,000 Dukaten verkauft habe.

Sofern aber die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande gebracht werden sollte, gab es vier Punkte, die ins Klare gebracht werden mußten, ehe man sich die Bruderhand reichen konnte. Der erste betraf den Gebrauch des ungesäuerten Brotes bei der Kommunion; der zweite die Natur des Fegfeuers; der dritte den Supremat des Papstes; der vierte das einfache oder das doppelte Ausgehen des heiligen Geistes. Die Sache jeder Nation wurde von zehn theologischen Kämpfern vertheidigt; und wenn die Beredsamkeit des Kardinals Julian für die stärkste Stütze der Lateiner gehalten wurde, so galten Markus von Ephesus und Bessarion von Nicäa (ein Abkömmling der Komnenen) für nicht minder geschickte Redner der Griechen. Was nun den ersten Punkt anging, so kam man leicht darin überein, daß gesäuertes oder ungesäuertes Brot ein unwesentlicher Ritus sei, der, ohne Nachtheil, nach Maßgabe des Zeitalters oder des Landes abgeändert werden könne. Hinsichtlich des zweiten Punkts vereinigten sich beide Partheien in dem Glauben an einen

Zwi-

Zwischenzustand der Reinigung von Erlassungssünden; und obgleich die Frage, von welcher Art das Feuer sei, worin die Reinigung vollzogen werde, unbeantwortet blieb, so glaubte man doch, sich nach einigen Jahren darüber verständigen zu können. Für den Supremat des Papstes sprach die gegenwärtige Lage der griechischen Geistlichkeit; und um allen demüthigenden Geständnissen auszuweichen, führte man an, daß der römische Bischof von den Morgenländern immer als der erste von den fünf Patriarchen geachtet worden sei, wobei man noch bemerkte, daß seine Jurisdiktion, wenn sie den heiligen Gesetzen der Kirche gemäß wäre, vollkommen zulässig sei. Der schwierigste Punkt war — das Ausgehen des heiligen Geistes, entweder vom Vater allein, oder vom Vater und Sohn zugleich. Jenes entsprach dem Dogma der griechischen, dieses dem der lateinischen Kirche. Der Streit selbst war alt, und was in seinem Ursprunge nichts weiter gewesen war als eine mystische, das menschliche Fassungsvermögen übersteigende Lehre, wodurch man sich den Gehorsam der Gläubigen sichern wollte, das war, im Verlaufe der Zeit, zu einer Gewissensangelegenheit geworden, worin man, vielleicht ohne es zu ahnen, Rangstreitigkeiten beschützte. Die Aussprüche verschiedener Konzilien kamen hinzu, um diesen Punkt noch dornigter zu machen; und das von Chalcedon hatte den Griechen förmlich untersagt, dem nicäischen Glaubensbekenntniß weder etwas zu geben noch etwas zu nehmen. Man führte noch an, daß in geistlichen Dingen alles unverändert bleiben müsse, weil es — von der Eingebung herrühre. Gegen einen solchen Beweisgrund konnte die lateinische Kirche nichts einwenden; denn sie war

dadurch in ihren eigenen Grundsätzen getroffen. Gleichwohl mußte sie auch auf ein Ausgehen des heiligen Geistes von Vater und Sohn bestehen, weil auf dieser Lehre ein wesentlicher Theil ihrer Eigenthümlichkeit beruhete; Nachgiebigkeit über diesen Punkt war unmöglich, und die griechische Kirche zur Annahme des abendländischen Dogma bewegen, hieß über sie triumphiren. Nach langem Hin- und Herreden fand sich endlich der Punkt, worin man sich vereinigen zu können glaubte. Da, nach der Meinung der Griechen, der Vater der Ursprung des Sohnes war, dieser folglich gleicher Natur und gleichen Wesens mit dem Vater seyn mußte: so meinten die Lateiner es sei kein Gegenstand der Bedenklichkeit, ein doppeltes Ausgehen vom Vater und dem Sohne durch das Medium der Spiration und Produktion anzunehmen. Die Griechen fanden diese Art der Erklärung unverwerflich; nur daß man Ursache hatte, zu glauben, sie würden sich länger gesperrt haben, wenn nicht Umstände eingetreten wären, wodurch die Nachgiebigkeit ihrer Geistlichen ungemein erleichtert wurde.

Der Patriarch von Konstantinopel näherte sich seiner Auflösung; und wenn seine dahinsterbende Stimme zur Eintracht und zum Frieden ermahnte, so erhielt sie Gewicht durch mannichfache Betrachtungen. Die vor ihm bekleidete Würde war ein Gegenstand des Ehrgeizes für Alle, die darauf Anspruch machen konnten; und um nicht ausgeschlossen zu werden, mußte man die Gewogenheit des Imperators durch Nachgiebigkeit verdienen. Diejenigen sogar, welche diesen Ehrgeiz nicht fühlten, waren für die Vereinigung beider Kirchen, um sich dem Drucke ihrer gegenwärtigen Lage zu entziehen; denn das, was ihnen

gereicht wurde, kam nicht in Betracht gegen das, was sie daheim gelassen hatten, und die Schulden, die sie zu machen genöthigt waren, fingen an drückend zu werden. Der Papst kam zu Hülfe, theils mit reichen Pfründen für Diejenigen, welche, nachdem sie die Eigenthümlichkeit der griechischen Kirche standhaft vertheidigt hatten, nicht heimkehren konnten, ohne ihren Landsleuten in dem Lichte von Abtrünnigen oder Bastarden zu erscheinen, theils mit allgemeinen Wohlthaten, indem er die Bezahlung aller in Italien gemachten Schulden übernahm, und sich anheischig machte, zwei Galeeren und 300 Mann zur Vertheidigung von Konstantinopel zu unterhalten. Als es zur Abstimmung kam, wurden die fünf Kranzträger der St. Sophien-Kirche durch bereitwillige Mönche ersetzt. Von 36 Stimmen erklärten sich zwei Drittel für die Vereinigung.

Die Unions-Akte wurde von dem Papste, von dem Kaiser und von den vornehmsten Gliedern beider Kirchen unterzeichnet, und damit sein Triumph allgemeinere Anerkennung finden möchte, ließ Eugenius der Vierte die Zahl der Abschriften verdoppeln. Am 6. Juli 1439 bestiegen die Nachfolger des heil. Petrus und Konstantins ihre Throne in der Kathedral-Kirche zu Florenz, und nachdem die Repräsentanten beider Nationen sich daselbst versammelt hatten, betraten die Kardinäle Julian und Bessarion die Kanzel, lasen, jeder von ihnen in seiner Landessprache, die Unions-Akte ab, und umarmten sich darauf im Namen und in Gegenwart ihrer beifälligen Brüder. Der Papst und seine Gehülfen hielten hierauf Gottesdienst, und ein te Deum, mit dem Zusatze filioque angestimmt und

von den Griechen verstärkt, machte den Beschluß. Bei dem Allen blieben Johann Paläologus und die griechische Geistlichkeit der National-Ehre eingedenk. Vielleicht fürchteten sie die Vorwürfe, die ihnen zu Konstantinopel bevorstanden. Wie es sich auch damit verhalten mochte: in dem Traktate, den man abschloß, wurde festgesetzt, daß an dem Glauben und dem Gottesdienste der Griechen gewaltsam nichts verändert werden sollte. Dabei hörte der Erzbischof von Ephesus nicht auf, ein Gegenstand der Achtung zu seyn, weil er seinen Beitritt versagt hatte; und als der Patriarch starb, verschob man die Wahl seines Nachfolgers bis zur Ankunft in Konstantinopel, wo sie in der St. Sophien-Kirche vollzogen werden sollte. Ueber Ferrara und Venedig kehrten die Griechen mit vermindertem Stolz nach Konstantinopel zurück, wo ein schmachvoller Empfang ihrer harrte. Im Abendlande hatten sie die Entdeckung gemacht, daß die Autorität des Papstes seit den Kreuzzügen eine starke Verminderung erlitten hatte, daß also eine Politik, welche in der Uebereinstimmung theologischer Lehren Rettung suchte, nicht mehr an der Zeit war. Indem das, was zu Florenz zu Stande gebracht war, die Westeuropäer unberührt ließ, blieb das Verhältniß des armseligen Ueberrestes griechischer Herrlichkeit zu den Türken unverändert, und der kurze Zeitraum von 1439 bis 1453 reichte hin, um durch die Eroberung Konstantinopels das oströmische Kaiserreich in ein türkisches zu verwandeln.

Wirklich war Eugenius der Vierte der Einzige, der von dieser, die Unwissenheit des Jahrhunderts bezeichnenden Mummerei Vortheil zog. Er, den das Konzilium zu

Basel der Simonie, des Meineides, der Ketzerei und des Schismatismus beschuldigt hatte — er, den diese Versammlung als einen mit Lastern bedeckten, als einen jedes Amtes Unwürdigen zu verschreien und selbst abzusetzen verwegen genug gewesen war — er erschien, nach dem Konzilium zu Florenz, wieder als der rechtmäßige und heilige Stellvertreter Christi, welcher, nach einer sechshundertjährigen Trennung, alle Rechtgläubigen in einer Hürde und unter einem Hirten vereinigt habe. Mit diesem Rufe wurde es ihm nicht schwer, dem Nebenbuler zu trotzen, den die Versammlung zu Basel ihm in einem weltlichen Fürsten gegeben hatte. Amadeus nahm zwar den Namen Felix der Fünfte an, und stellte sich, als Oberhaupt der Kirche, an die Spitze der Versammlung, die ihn gewählt hatte; allein er sah sich, unmittelbar darauf, von Eugenius gebannt, und vergeblich waren alle Anstrengungen des Konziliums, ihn und sich selbst aufrecht zu erhalten. Deutschlands Fürsten, wie Frankreichs König (Karl der Siebente), verließen es, weil sie fühlten, daß sein Zweck mit seinen Mitteln in Widerspruch stand, und daß die Gährung, die es vermindern wollte, durch seine verkehrte Maßregeln nur verstärkt wurde.

Es läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit angeben, wie die Auftritte zu Basel und der Kampf, worein die kirchliche Regierung mit sich selbst gerathen war, auf Friedrichs des Zweiten Geist zurückwirkte; allein würde es nicht wenigstens Entschuldigung verdienen, wenn er, schon während seines Aufenthalts zu Basel, den Entschluß gefaßt hätte, die geistliche Gewalt ihrem unvermeidlichen Schicksal zu überlassen, und sich in der weltlichen allein festzustellen?

Wir sehen ihn seinen Bruder Johann im Jahre 1437 in der brandenburgischen Statthalterschaft ablösen; und da er, von dieser Zeit an, die Zügel der Regierung in Händen behielt, so sind wir berechtigt den Anfang seiner Verwaltung von diesem Jahre an zu datiren. Der Tod seines Vaters verwandelte den Statthalter in einen Kurfürsten. Als solcher fühlte Friedrich der Zweite nur allzu sehr den Ausfall, den er durch das Testament seines Vaters, d. h. durch die Theilung der Erbstaaten, in seinem Ansehn gelitten hatte. Alle seine Bestrebungen gingen, von jetzt an, nur dahin seinen Nachbarn Achtung einzuflößen, und mit dem Kurstaate alles wieder zu vereinigen, was früher zu demselben gehört hatte: Bestrebungen, worin seine ganze Thätigkeit aufging.

Die ersten Gegenstände seiner Einwirkung waren die Herzoge von Mecklenburg. Sie hatten, beim Absterben des Mannsstammes der Herzoge von Wenden, dies Herzogthum, dessen rechtmäßiger Erbe Friedrich der Erste war, für sich in Besitz genommen, und auf der einen Seite die Schwäche Sigismunds und seiner nächsten Nachfolger, auf der andern die Verwickelungen, worin der erste Kurfürst des hohenzollerschen Geschlechts sich in seinen letzten Lebensjahren befand, benutzt, um sich in ihrer Usurpation zu befestigen. Auf diese Weise in ein feindseliges Verhältniß zu dem Hause Brandenburg gebracht, waren sie in ihrer Keckheit so weit vorgeschritten, daß sie Friedrich dem Zweiten, nach dem Antritte seiner Regierung als Kurfürst, die Huldigung versagt hatten, die sie dem Oberlehnsherrn schuldig waren. Wie ärgerlich dies aber auch seyn mochte: immer ließ sich in Friedrichs des Zweiten Lage, weder

durch Güte noch durch Gewalt, irgend etwas ausrichten. Ein Mittelweg, den nur die Klugheit zeichnen konnte, mußte eingeschlagen werden; und diesen fand Friedrich der Zweite darin, daß er seinen Lehnsrechten auf das Fürstenthum Wenden entsagte, dies Fürstenthum den Herzogen von Mecklenburg erblich überließ und sich damit begnügte, daß diese Herzoge (im Jahre 1442) die Lehnsherrschaft der Kurfürsten von Brandenburg anerkannten, so wie die Anwartschaft derselben auf alle mecklenburgische Länder bei Erlöschung des herzoglich mecklenburgischen Mannsstammes: ein Vergleich, den Kaiser Friedrich der Dritte bestätigte, und den man als das Fundament betrachten kann, auf welchem Friedrich fortan seine Nachbarn und Mitfürsten zu behandeln entschlossen war.

Die Lage eines Landesfürsten war im funfzehnten Jahrhundert, bei allen Erleichterungen, welche der vorherrschende Individualismus der einzelnen Bestandtheile des Gesellschaftskörpers gewährte, viel schwieriger, als man vorauszusetzen gewohnt ist. Eine fast unversiegliche Quelle politischer Händel war die Antipathie, worin der Adel verschiedener Länder, wenn diese aneinander gränzten, gegen einander stand. Die Hauptursache dieser Antipathie lag in der Vereinigung zweier so ungleichartiger Verrichtungen, als Produktion und Kriegshandwerk sind. Da, so lange es an stehenden Heeren fehlte, die Vertheidigung der Gesellschaft die Angelegenheit der Grundbesitzer war, diese aber, als geborne Krieger, nur allzu sehr geneigt waren, sich in allen ihren Angelegenheiten selbst Recht zu verschaffen: so nahmen die Fehden kein Ende, und der Landesherr, wie friedlich auch seine Gesinnungen seyn mochten, sah sich,

einmal über das andere, in Händel verwickelt, die nur in sofern für die seinigen gelten konnten, als er das Haupt des Adels war, diesem also seinen Beistand in vielen Fällen gar nicht versagen durfte. Auf diesem Wege erneuerten sich die Streitigkeiten zwischen Brandenburg und Sachsen bald nach dem Regierungs-Antritte Friedrichs des Zweiten, der die Städte Niemegk und Brück, als Bestandtheile der Kurmark, an sich nahm, bis der schiedsrichterliche Ausspruch einiger Fürsten diesen politischen Prozeß schlichtete, und Friedrich sich mit der sächsischen Prinzessin Katharina und durch die 9000 Dukaten abfinden ließ, die sie ihm zubrachte. Solche Auskunftsmittel gehörten einer Zeit an, die noch sehr arm an Mitteln war, und in welcher man sich nicht selten schlug, um sich unmittelbar darauf nachhaltig zu versöhnen. Dem sächsischen Kurhause einmal verschwägert, blieb Friedrich dem freundschaftlichen Verhältniß getreu, worin er zu demselben stand. Als späterhin (1446) seine beiden Schwäger, Friedrich und Wilhelm, über die Theilung der Erbländer zerfallen waren, trat er, man weiß nicht von welchen Beweggründen bestimmt, auf die Seite Wilhelms. Während er nun Gera erstürmen half, drangen die Truppen des sächsischen Kurfürsten bis Belitz und Potsdam vor. Hierin sah man, dem Uebertreibung liebenden Geist dieser Zeit gemäß, eine Wiederholung des Krieges zwischen Rom und Karthago. Doch war nichts weniger im Werke, als ein bellum internecinum. Das Gemüth des Kurfürsten Friedrich war wesentlich friedlich; und so beendigte dieser Fürst schon im Jahre 1451 den sächsischen Bruderkrieg, und beschloß denselben mit einer Erbvereinigung, auf deren Grundlage

eine Erbverbrüderung zu Stande gebracht wurde, an welcher späterhin auch Hessen Theil nahm. Erbvereinigungen und Erbverbrüderungen waren in diesen Zeiten Friedensmittel. Durch jene trat man in Verbindung zu einer gegenseitigen Vertheidigung der Länder und Unterthanen; durch diese sicherte man sich die Erbfolge im Fall des Erlöschens des einen oder des andern Fürstenhauses.

Ein sehr merkwürdiger Zug im Regentenleben Friedrichs des Zweiten ist, daß er zwei ihm angetragene Königskronen ausschlug: zuerst die böhmische, später die polnische. Ueber die Beweggründe zu diesem Verfahren findet man sich nur dann zurecht, wenn man sich ein wenig genauer, als es zu geschehen pflegt, in die Zeit versetzt, wo der zweite Kurfürst des hohenzollerschen Geschlechts so viel scheinbare Entsagung übte. In der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts war die politische Verfassung in allen Königreichen Europa's noch weit von derjenigen entfernt, welche gegenwärtig wirksam ist. Zwar hatten einzelne Monarchen die Gränzen ihrer Vorrechte durch Beschränkung der Immunitäten und Privilegien des Adels zu erweitern angefangen; doch war ihr Ansehn noch immer sehr gering, weil Gesetze und Einrichtungen, mit einem Worte, alles, was auf die Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung abzweckt, noch sehr schwach und unvollkommen war. In jedem Lande gab es noch einen starken Adelskörper, welcher, was auch bereits zu seinem Nachtheil gelungen seyn mochte, alle Bewegungen seines Souveräns mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit beobachtete, und diesen an der Ausführung jedes Planes verhinderte, der auf die Verbesserung des allgemeinen Zustandes der Gesell-

schaft abzweckte. Die gewöhnlichen Einkünfte des Fürsten, sofern sie von Domänen herrührten, waren nur gering, weil die Verwaltungskosten den größten Theil derselben verschlangen; und in sofern dieser Fürst von dem guten Willen seiner Unterthanen abhing, konnte er mit der größten Sicherheit auf Widerstand und Knickerei rechnen. In dieser Lage der Dinge war es durchaus unmöglich, stehende Heere auf den Beinen zu erhalten, welche durch Mannszucht und Unterordnung dem Willen des Fürsten Nachdruck gegeben hätten. Die Fürsten hingen vielmehr von solchen Truppen ab, welche ihre Vasallen, in Folge erhaltener Ritterlehne, unter ihren Fahnen vereinigten. Nicht genug nun, daß der Dienst dieser Truppen immer auf einen vorher festgesetzten Zeitraum beschränkt war, und daß sie bei weitem mehr den Anführer, der sie vereinigt hatte, als dem Landesherrn, welchem sie dienen sollten, ergeben waren, trat auch noch der besondere Umstand ein, daß, vermöge ihrer Organisation, sehr wenig mit ihnen auszurichten war.

Die Stärke eines Heeres, die Bestimmung desselben gehe auf Eroberung oder auf bloße Vertheidigung, ruht im Fußvolk. Der Stabilität und Mannszucht ihrer Legionen, verdankten die Römer während ihrer republikanischen Verfassung ihre Siege; und als ihre Abkömmlinge, unter den Imperatoren der vier ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, mit Beseitigung des früheren Militär-Systems ihr größtes Vertrauen in eine zahlreiche Reiterei setzten, war der wilde Ungestüm barbarischer Völker, welche zu Fuße kämpften, hinreichend, jenen eine Eroberung nach der andern zu entreißen. Unbelehrt über den verhängniß-

vollen Irrthum der Römer, gaben diese Völker, nachdem sie sich in ihren Eroberungen festgesetzt hatten, die Gebräuche ihrer Vorfahren auf, und verwandelten ihre Hauptstärke in Reiterei; und wenn bei den Römern diese Veränderung die Wirkung einer Verweichlichung ihrer Truppen war, die sich nicht mit den Beschwerden des Dienstes vertrug, so scheint sie bei den barbarischen Völkern, welche an ihre Stelle traten, bei weitem mehr von dem Stolz des Adels hergerührt zu haben, der, weil er sich schämte, mit Leuten niedrigern Ranges in Reih und Glied zu stehen, von diesem in Zeiten des Krieges und des Friedens gleich sehr unterschieden seyn wollte. Die Institution der Ritterschaft und die häufige Wiederkehr der Turniere, wo Ritter in voller Rüstung mit ungemeinem Glanze zu Pferde in die Schranken traten, und auffallende Beweise von Gewandtheit, Stärke und Tapferkeit gaben, brachte die Reiterei noch mehr in Aufnahme; und die natürliche Folge davon war, daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die europäischen Heere fast gänzlich aus Reiterei bestanden. Ein Edelmann konnte nicht anders als zu Pferde im Felde erscheinen; jede andere Art zu dienen würde seinem Range Abbruch gethan haben. Die Reiterei wurde vorzugsweise die Schlachtordnung (Bataille) genannt; das Fußvolk, zusammengebracht aus den Hefen des Volks, schlecht bewaffnet und noch schlechter eingeübt, kam fast gar nicht in Betrachtung. Hiermit nun stand das geringe Ansehn des Landesfürsten in der innigsten Verbindung; vergeblich würden sie, um ihre Lage zu verbessern, zugleich die allgemeine Sitte und die Mangelhaftigkeit der Institutionen angegriffen haben. Es bedurfte

einer solchen Erfindung, wie die des Schießpulvers und seiner Anwendung auf die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung war, um dem Ritterwesen seinen Werth zu nehmen; es bedurfte also der Fortschritte in der Chemie, Metallurgie und Mechanik, ehe die Landesfürsten aus der Abhängigkeit hervortreten konnten, worin sie sich befanden, so lange jene Fortschritte nicht gemacht waren.

Bis dahin verkettete sich alles zu ihrem Nachtheil. Es fehlte ihnen an hinreichenden Einkünften, weil man dem Adel nicht nehmen konnte, was er zur Aufrechthaltung seiner Bestimmung bedurfte; und die ganze Gesellschaft blieb schwach und kraftlos, weil sie dieser Bestimmung nur unter der Bedingung dienen konnte, daß das Verhältniß des Leibeigenen zu seinem gepanzerten Herrn unerschüttert blieb. Dies ging, mit fast unbedeutenden Abstufungen, durch die ganze europäische Welt. Den Königs-Titel zu führen war also in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts kein so großer Vorzug, daß für einen verständigen Fürsten, wie Friedrich der Zweite unstreitig war, eine starke Lüsternheit danach hätte entstehen können. Sein Vater hatte den Kaiser-Titel ausgeschlagen; warum hätte er nicht aus demselben Beweggrunde den Königs-Titel ablehnen sollen? Was konnte in Böhmen die anti-hussitische Parthei, an deren Spitze Eugenius der Vierte stand, für ihn thun? Und welche Vortheile ließen sich davon absehen, daß der polnische Adel ihn zum Schein-Schiedsrichter in seinen Zänkereien machte? denn auf etwas mehr kam es schwerlich an. Friedrich hatte, bei Annahme der einen und der andern Königskrone, keine andere Aussicht, als in endlose Sorgen und

Unannehmlichkeiten verstrickt zu werden; und wenn er dieser Aussicht nicht den unbestrittenen Besitz seines Kurfürstenthums aufzuopfern geneigt war: so sollte man, anstatt seine Großmuth und seinen Patriotismus zu erheben, sich lieber in einer ungeschmückten Lobpreisung seiner gesunden Beurtheilung, d. h. der Art und Weise, wie er seinen wahren Vortheil auffaßte, vereinigen. Allerdings gewann der Kurstaat bei seiner einfachen, von Eitelkeit und Ehrgeiz entfernten Denkweise; doch darf man dabei schwerlich aus der Acht lassen, was ein durch die Erfahrung belehrter Fürst sich selbst schuldig ist. Ueber die Erscheinungen einer früheren Periode urtheilt man immer nur in sofern richtig, als man das Talent besitzt sich genauer in dieselbe zu versetzen.

Mehr, als an Königskronen, mußte dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten daran gelegen seyn, mit seinem Kurstaate das wieder zu vereinigen, was früher zu demselben gehört hatte; und wie es scheint kam der kirchlich reformatorische Geist seines Jahrhunderts ihm dabei trefflich zu Statten. Indem die hohe Geistlichkeit anfing weniger zu gelten, als sie früher gegolten hatte, konnte es schwerlich ausbleiben, daß die von den Erzbischöfen und Bischöfen ausgeübte Lehnsherrschaft fast lächerlich wurde; denn die Fortschritte in den physischen Wissenschaften und das, was von diesen Fortschritten für die bessere Beschützung der Gesellschaft abhing, kam nur den weltlichen Fürsten zu Statten. Wenn daher in einer früheren Periode, wo es noch keinen Zerstörungsstoff gab, der in Beziehung auf die Gesellschaft als Bindungsstoff dienen konnte, die Grafen von Wernigerode, so wie selbst die Markgrafen des anhaltini-

schen Hauses, sich unter die Lehnshoheit des Erzbischofs von Magdeburg gestellt hatten: so konnte man gegen den Schluß der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zwar noch darüber streiten, ob solche Verhältnisse fortdauern könnten, thatsächlich aber war der Streit bereits dadurch entschieden, daß in der Gesellschaft etwas vorhanden war, das die Geistlichkeit zur Unterordnung unter die weltliche Macht nöthigte. Die Händel, welche zwischen Friedrich dem Zweiten und dem Erzbischof von Magdeburg entstanden, endigten damit, daß die Grafschaft Wernigerode zur brandenburgischen Landeshoheit zurückkehrte, und daß der Erzbischof von Magdeburg der Lehnsherrschaft, die er bis dahin über die Altmark ausgeübt hatte, gegen eine Entschädigung in Geld entsagte. Ein halbes Jahrhundert später würde diese Entschädigung weggefallen seyn; so sehr hängt im gesellschaftlichen Leben alles von dem Entwickelungsgrade ab, der in der Zeit erreicht ist.

Bei weitem wichtiger für Friedrich des Zweiten Bestrebungen, den Kurstaat empor zu bringen, war die Wiedereinlösung der Neumark, die sich seit dem Jahre 1402 in den Händen der deutschen Ritter befand. Bei diesem Geschäft galt es andere Grundsätze, sofern der von den Rittern an den Kaiser Sigismund gezahlte Pfandschilling zurückgezahlt werden mußte, wenn die Neumark wieder ein Bestandtheil des Kurstaats werden sollte. Friedrich nun benutzte die Verlegenheit, worin sich die deutschen Ritter nach einem dreizehnjährigen Kriege, der sich für sie mit der Abtretung des gegenwärtigen Westpreußen an Polen, und mit dem Verlust ihrer Souveränität geendigt hatte, befanden, um im Jahre 1455 die ganze Neumark für

100,000 Gulden wieder an sich zu bringen. Die genannte Summe zeigt, welchen hohen Werth das Geld in diesen Zeiten noch hatte; und hierin liegt wiederum ein Beweis von der Schwäche, welche der Gesellschaft, das ganze funfzehnte Jahrhundert hindurch, noch eigen war; denn wenn die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen ein höheres Maß von Ausgleichungsmitteln erfordert hätte, so würde dasselbe vorhanden gewesen seyn. Es ist demnach nichts weniger als zufällig, wenn es im neunzehnten Jahrhundert in der Neumark Landgüter giebt, deren Geldwerth den der ganzen Provinz im funfzehnten übersteigt.

Die Altmark und die Priegnitz, als Erbtheil Friedrichs des Dritten, war bereits seit dem Jahre 1446 an den Kurfürsten übertragen worden; und da jener Prinz im Jahre 1463, ohne Erben zu hinterlassen, starb, so fiel auch dieser Theil der Markgrafschaft an den Kurstaat zurück.

Nur die Niederlausitz, die ehemals auch zu dem Gebiet der brandenburgischen Kurfürsten gehört hatte, war mit demselben noch nicht wieder vereinigt; und hierbei walteten Schwierigkeiten ob, die mit den böhmischen Unruhen zusammenhingen. Karl der Vierte hatte diesen Theil der Mark Brandenburg der Krone Böhmen einverleibt. Durch den Kaiser Sigismund war sie erbpfandweise an einen Edelmann, Namens Johann von Polenz, gekommen. Nach Sigismunds und Albrechts des Zweiten Tode wurde die böhmische Krone von Georg Podiebrad im Namen des jungen Ladislaus verwaltet, der als einziger männlicher Nachkommen Albrechts an dem Hofe Friedrich des Dritten zu Wien von den berühmten Piccolomini (der in der Folge

als Pius der Zweite den päbstlichen Thron bestieg) erzogen wurde. Georg Podiebrad hatte, als Statthalter, das schwere Geschäft übernommen, die beiden kirchlichen Partheien, welche in Böhmen einander gegenüber standen, so zu leiten, daß der Friede des Königsreichs gesichert blieb. Die Strenge, ohne welche dies unmöglich war, brachte auch das mit sich, daß Georg Podiebrad alle Bestandtheile Böhmens beisammen hielt; denn hierauf beruhete ein großer Theil des Ansehens, das ihm so unentbehrlich war. Indem nun die Nachkommen des Johann von Polenz dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten im Jahre 1448 die Lausitz für die Pfandsumme übertrugen und zwei andere Edelleute die Städte Kotbus und Peiz an ihn verkauften, willigte Georg Podiebrad zwar in die Erwerbung der letzteren, sofern er die Belehnung nicht vorenthielt, doch nicht in die der Lausitz. Alle Bemühungen, ihn dahin zu bewegen, waren vergeblich; und als, nach dem Tode des jungen Königs Ladislav, der bisherige Statthalter den Königstitel annahm, entwickelten sich neue Hindernisse aus seinem gesteigerten Ehrgeize. Die Lage der europäischen Welt war zu Anfang der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zum wenigsten eben so verworren, als es die der südamerikanischen in dem gegenwärtigen Augenblick ist; sie war es besonders durch die Eroberung Konstantinopels, welche den Türken, nach großen Anstrengungen, i. J. 1453 gelungen war. Je mehr Deutschland von den Fortschritten dieses damals sehr tapferen und durch seine Infanterie sehr gefährlichen Volks bedroht war, desto stärker war das Bedürfniß, einen Mann an seiner Spitze zu sehen, welcher der zu lösenden Aufgabe gewachsen war. Ein sol-

solcher aber war Friedrich der Dritte in keinem Betracht. Gewählt nach demselben Prinzip, aus welchem, seit dem Ausscheiden des hohenstaufischen Geschlechts, alle Kaiserwahlen hervorgegangen waren, vereinigte er mit sehr schwachem Mittel eine fast unverzeihliche Schläfrigkeit und einen zur Empörung reizenden Mangel an Persönlichkeit. Je mehr dies empfunden wurde, desto eifriger war man auf seinen Sturz bedacht. Georg Podiebrad aber hatte kaum den Königstitel angenommen, als er sich und sein Geschlecht in dem Besitz desselben dadurch zu sichern strebte, daß er unter Deutschlands Fürsten eine Parthei anwarb, die ihn auf den Kaiserthron erheben sollte. Wirklich fehlte es nicht an Misvergnügten, welche zum Sturz Friedrich des Dritten die Hand boten; solche waren, vor allen, die Fürsten von der Pfalz und von Baiern. Um auch Kur-Sachsen und Kur-Brandenburg zu gewinnen, bot Georg Podiebrad Friedrich dem Zweiten die Lausitz als böhmisches Lehn an. Doch dieser Kurfürst, von welcher Ansicht er auch geleitet werden mochte, fand nicht für gut, in die Entwürfe des böhmischen Königs einzugehen. Dafür wurde er zwar, von Böhmen aus, mit Krieg überzogen; allein dieser Handel endigte vermöge der starken Verwickelungen, worein Georg Podiebrad gerieth, zuletzt doch vortheilhafter für den Kurfürsten, als er es zu erwarten berechtigt war. Schon war der König von Böhmen mit seinen unwiderstehlichen Schaaren bis Teupitz vorgedrungen, als Friedrich der Zweite mit seinem Widersacher in Unterhandlungen trat, welche, im Jahre 1462, damit beendigt wurden, daß dem Kurfürsten die Herrschaften Kotbus, Peiz und Teupitz, so wie das Land Beerfelde und Großen Lübben blieben, während

er die übrigen Theile der Niederlausitz an Böhmen zurückgab.

Mitten unter diesen Bemühungen, seinen Kurstaat wieder emporzubringen, hatte Friedrich der Zweite mit dem rebellischen Geist der Berliner zu kämpfen. Der Mangel eines wirksamen Staats-Organismus trat in diesen Zeiten am stärksten in dem Verhältniß des Landesfürsten zu den größeren Städten hervor. Wird man es glauben, daß, wiewohl Berlin die Hauptstadt war, dennoch der erste Kurfürst des hohenzollerschen Geschlechts es nicht dahin bringen konnte, daß ein einziges Thor zu seiner Verfügung gestellt worden wäre, um nach Belieben ein- und ausgehen zu können? Friedrich der Erste, dessen Residenz in der Gegend des Kalands-Hofes in der Klosterstraße war, starb, ohne dies Vorrecht errungen zu haben; er scheiterte an der Eifersucht, die sich an Privilegien knüpft, und er scheiterte daran um so sicherer, weil die Berliner ihren Stützpunkt bei weitem weniger in dem Landesfürsten, als in dem Hause zu haben glaubten, deren Mitglied sie waren. Sein Nachfolger, auf den Kurstaat beschränkt, nahm die Sache ernstlicher; und da die Bürger der beiden Städte Berlin und Cöln bei seinem Regierungsantritt mit ihrem gemeinsamen Magistrat zerfallen waren, so benutzte er im Jahre 1442 diesen Zwist, um mit 600 Reitern vor den Thoren zu erscheinen, den Eingang zu erzwingen und sich auf diese Weise der beiden Städte zu bemächtigen. Von jetzt an schien alles leicht. Der Streit der Bürger mit dem Magistrate wurde dahin geschlichtet, daß jede Stadt ihren besondern Magistrat erhielt; doch verordnete Friedrich der Zweite dabei, daß die Bestätigung der jährlich von

den Bürgern gewählten Bürgermeister von ihm ausgehen sollte. Nichts lag mehr in der Natur der Dinge, sofern die gesellschaftliche Ordnung hauptsächlich auf der Einheit der Autorität beruht. Doch dies einzusehen waren die Berliner dieser Zeit noch nicht aufgeklärt genug. Noch mehr beleidigte sie, daß der Kurfürst sich von der Stadt Cöln denjenigen Platz abtreten ließ, der zwischen den gegenwärtigen Dom (damals ein Dominikaner-Kloster) und der langen Brücke gelegen, den Ort bildet, worauf das königliche Schloß gebaut ist; denn sie sahen in diesem Verfahren nur einen Versuch, sie von einer festen Burg aus in Zaum und Zügel zu halten. Sobald nun der Kurfürst angefangen hatte, den Grund zu dem neuen Schlosse legen zu lassen, nicht ohne die Abtragung der Stadtmauer in dieser Gegend anzubefehlen, kam es in den Wein- und Bierschänken der Stadt von Murren nur allzubald zu aufrührischen Reden und Thathandlungen. Die Rathswahlen wurden nicht gehalten; und nicht genug, daß man den Mühlenzins, den Thorzoll und andere Gefälle vorenthielt, zog man auch einen Zaun in der Mauer, die des Schloßbau's wegen durchbrochen war. Anderweitige Händel verhinderten den Kurfürsten, diese Widersetzlichkeit so streng zu nehmen, wie sie es verdiente; und darüber hielt dies Unwesen wenigstens sechs Jahre an: ein Zeitraum, in welchem die Bürgerschaft sich der Thore und der Besatzung aufs Neue bemächtigt zu haben scheint. Im Jahre 1448 entschied endlich eine von dem Kurfürsten niedergesetzte Kommission, in welcher die Bürgermeister der Alt- und Neustadt Brandenburg, so wie der Städte Frankfurt und Prenzlau, mit den ersten Repräsentanten der Kirche, des Johanniter-

Ordens und des Herrnstandes und Adels vereinigt waren, den nur allzu langen Streit dahin: „daß Berlin und Cöln pünktlich und genau alles, was sie vor Jahren wegen der Thorschlüssel, der Rathswahl und des alten Rathhauses versprochen, erfüllen, alle Mühlen dem Kurfürsten zurückgeben, die davon gezogenen Einkünfte erstatten, den Zaun vor dem Schloßplatz wegnehmen, Zoll und andere Rechte dem Landesherrn überlassen und alle Güter und Lehne, diese möchten in Dörfern, Mühlen, Fischereien, Wildbahnen, Wäldern bestehen, sofern sie von den Kurfürsten und den Vorgängern in der Landesregierung herrührten, abtreten sollten." Mit diesem Entscheid war ganz unstreitig eine Trennung von der Hanse verbunden; zum wenigsten wird dieser Verbindung nicht weiter gedacht. Eine Geldstrafe, 37,000 Gulden, den beiden Städten auferlegt, giebt einige Auskunft über die Bevölkerung derselben, welche schwerlich über 14 bis 16000 Einwohner hinausging. Das ganze Verfahren Friedrichs des Zweiten in dieser nur allzu wichtigen Angelegenheit beweiset in gleichem Grade seine Einsicht und seine Mäßigung Unstreitig verdienten die Berliner, sofern sie ihre Privilegien vertheidigten, Entschuldigung; denn wer läßt gern fahren, was er als Wohlthat zu betrachten sich gewöhnt hat? Dennoch konnte ein einsichtsvoller Landesfürst nicht wohl anders zu Werke gehen, wenn er selbst seine Bestimmung erfüllen und der Betriebsamkeit seiner Unterthanen neue Bahnen eröffnen wollte. In Wahrheit, wer gesteht sich wohl nicht, daß, wenn Friedrich der Zweite und seine Nachfolger, in einer abergläubigen Achtung vor dem bestehenden Rechte, alles so belassen hätten, wie sie es vor-

gefunden, weder die Hauptstadt noch der Staat jemals geworden seyn würden, was sie gegenwärtig sind?

Die letzten Auftritte in Friedrichs des Zweiten Leben wurden herbeigeführt durch den Krieg, in welchen er nach dem Tode Otto's des Dritten, letzten Herzogs von Stettin, mit den Herzogen von Pommern-Wolgast gerieth.

Die brandenburgischen Kurfürsten waren Suzeräne, d. h. Schutzherrn von Pommern, und daraus folgte ganz von selbst, daß sie über erledigtes Lehn verfügen durften, so oft dazu Veranlassung war. So stand ihr Verhältniß zu den Herzogen Pommern, dem Rechte oder geltenden Verträgen nach. Faktisch änderte sich dasselbe je nach dem Grade von Autorität, den die brandenburgischen Kurfürsten auszuüben vermochten. Während der luxemburgischen Periode hatten sich die Herzoge von Pommern-Wolgast, der ukermärkischen Städte Pasewalk und Torgelow bemächtigt. Alle Bemühungen Friedrichs des Zweiten, sie zur Zurückgabe dieser ehemaligen Bestandtheile seines Kurstaats zu bewegen, waren vergeblich geblieben. Endlich war im Jahre 1446 ein Abkommen getroffen worden, in welchem dieser Streit durch eine gegenseitige Verschwägerung ausgeglichen wurde; nämlich so, daß der pommersche Herzog Werzlaw der Zehnte sich mit der Tochter des Markgrafen vermählte, während seine Schwester Agnes die Gemahlin des Markgrafen Friedrichs des Dritten wurde.

Der Herzog Joachim von Stettin hatte an diesen Streitigkeiten keinen Theil genommen. Das Vernehmen, worin dieser Fürst mit Friedrich dem Zweiten lebte, war so gut, daß er, ehe er im Jahre 1451 an einer ansteckenden Krankheit starb, seinen einzigen Sohn Otto den

Dritten dem Kurfürsten als Vormund anvertraute, indem er ihm zugleich die Landesverwaltung übertrug. Friedrich nahm den jungen Prinzen an seinen Hof, erzog ihn bis zu seinem neunzehnten Jahre, vertheidigte seine Rechte gegen die Eingriffe der übrigen pommerschen Herzöge und übergab ihm sein Erbtheil, sobald er der Verwaltung desselben fähig geworden schien. Dieser junge Herzog starb 1464; und mit ihm ging das Haus Pommern-Stettin zu Grabe. Die Frage war nun, wer zur Nachfolge berechtigt sei? Verträge sprachen für das Haus Brandenburg; schon unter Ludwig dem Aeltern war im Jahre 1338 ein Vertrag geschlossen, nach welchem, im Falle der Erlöschung des stettinischen Mannsstammes, die brandenburgischen Fürsten Erben dieser Länder werden sollten. Alle Einwendungen, die sich dagegen machen ließen, hatten keinen anderen Gegenstand, als die seit jenem Vertrage veränderte Dynastie, und hierbei handelte es sich offenbar um die Frage, ob das Land mehr für die Dynastie, oder diese mehr für das Land vorhanden sei. Der Bürgermeister von Stettin scheint ein Mann gewesen zu seyn, der geneigt war, diese Frage zum Vortheil Friedrichs des Zweiten zu beantworten; zum wenigsten warf er, bei der Beerdigung des letzten Herzogs, zum Zeichen, daß die Linie der stettinischen Fürsten slavischer Abkunft erloschen sei, Schild und Helm des Verstorbenen ins Grab. Anders dachte über diesen Punkt ein Edelmann Namens Franz von Eikstädt; entschlossen sprang er in die Gruft, holte Schild und Helm wieder heraus, und erklärte: der stettinische Mannsstamm sei nicht erloschen, so lange Erich der Zweite und Werzlaw der Zehnte lebten, die seine natürliche Erben

und Nachfolger wären. Der Bürgermeister hatte, so scheint es, mehr den Vortheil der Gesellschaft, der Edelmann mehr den Vortheil der Familie ins Auge gefaßt. Die Mehrheit, besonders des Adels, trat auf die Seite des letzteren. So wurden denn die Herzoge von Wolgast für die natürlichen Erben des Verstorbenen erklärt. Vergeblich machte Friedrich der Zweite den Erbvertrag von 1338 geltend; die pommerschen Herzoge bemächtigten sich der Verlassenschaft. Die Entscheidung des Kaisers Friedrich des Dritten, welche der Kurfürst nachsuchte, fiel so unbestimmt aus, daß darin nichts weiter sichtbar wurde, als die Denkweise des allgemeinen Suzeräns, dem jede bedeutende Vergrößerung zuwider war, weil sie sein Ansehn schwächte. Unter diesen Umständen ließ Friedrich der Zweite sich einen Vergleich gefallen, der zu Soldin in der Neumark geschlossen wurde und des Inhalts war: „daß die Herzoge von Wolgast für sich und ihre Erben den Nachlaß behalten, und Friedrich, oder seine Nachkommen, nach dem Absterben des wolgastischen Stammes, ganz Pommern erben sollte.

Für Verträge dieser Art bedurfte es, den Reichsgesetzen gemäß, einer kaiserlichen Bestätigung. Da aber die eifersüchtige Politik des kaiserlichen Hofes nichts so sicher mit sich brachte, als dergleichen zu verzögern, wenn dringende Umstände nicht das Gegentheil erheischten: so sah Friedrich sich auf verletzende Weise hingehalten. Um nun gleichwohl zum Ziele zu gelangen, versicherte der Kurfürst sich des negativen oder des positiven Beistandes anderer Fürsten: des Königs von Böhmen, der Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz und Sachsen, der Herzoge von Meck-

lenburg und Sachsen-Lauenburg, so wie seines Bruders Albrecht in Franken; auf diese Weise hoffte er seine Ansprüche auf Pommern durch die Gewalt der Waffen festzustellen.

Dieser Krieg nahm seinen Anfang im Jahre 1468. Wie zahlreich der Kurfürst ins Feld rückte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die pommerschen Herzöge waren einsichtsvoll genug, um einem entscheidenden Treffen nur auszuweichen; indem sie aber ihre Städte und Schlösser mit Nachdruck vertheidigten, gewannen sie, bei der im funfzehnten Jahrhundert üblichen Kriegsführung, die Aussicht, obzusiegen. Der erste Feldzug blieb also für Friedrich dem Zweiten ohne Erfolg, wie groß auch die Zerstörungen seyn mochten, die er dem Lande durch seine Reiterei zufügte. Zwar versuchte er, den Streit gütlich beizulegen; da jedoch die pommerschen Herzoge auf keinen seiner Vorschläge eingingen: so mußte er sich zur Eröffnung eines zweiten Feldzugs entschließen. Um Stettin von der Seeseite zu sperren, belagerte er Ueckermünde. Es verließ ihn ein Theil seiner Mannschaft, weil es ihm an Geld und Zufuhr fehlte. Indem er nun gleichwohl die Belagerung von Ueckermünde fortsetzte, geschah es, daß eine, von einem Augustiner-Mönch gerichtete Kanonenkugel in sein Zelt, während er bei Tische saß, einschlug und die Tafel zertrümmerte. Zwar blieb er selbst unversehrt; doch der Schreck, den er über dies unerwartete Ereigniß empfand, verbunden mit den natürlichen Wirkungen einer schnell durchschnittenen Luft, erschütterten seine Constitution in einem so hohen Grade, daß, von Stund an, sein Gehör und Gedächtniß geschwächt waren und zu einem häufig wiederkehrenden Schwindel sich ge-

schwollene Füsse gesellten. Hiezu kam der Kummer über den Verlust seines einzigen Sohnes, des Kurprinzen Johann. Diesen Unfällen nicht gewachsen, schloß er mit den pommerschen Herzogen einen Waffenstillstand, in welchem verabredet wurde, daß die Feindseligkeiten nicht ohne eine vorangegangene Aufkündigung von einem Monate erneuert werden sollten.

So endigte dieser Krieg. Friedrich der Zweite, neuer Anstrengungen unfähig, berief gleich im folgenden Jahre (1470) die Landstände, trug seine Regierungsrechte auf seinen einzigen noch übrigen Bruder, den Markgrafen Albrecht über, und schied mit derselben Mäßigung aus, die er sein ganzes Leben hindurch bewiesen hatte; denn alles, was er sich ausbedung, waren 6000 Gulden Jahrgeld. Mit dieser, nichts weniger als fürstlichen Ausstattung begab er sich nach Plassenburg im Fürstenthum Baireuth, wo er 1471 sein Leben in einem Alter von 58 Jahren beschloß.

Es dürfte nicht leicht seyn, einen Fürsten zu nennen, der Friedrich den Zweiten an Mäßigung, Standhaftigkeit und richtiger Beurtheilung seiner ganzen Lage übertroffen hat. Für sein Geschlecht leistete er um so mehr, je weniger er über den Wirkungskreis eines weltlichen Fürsten hinausging.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Nachtheile der endlos scheinenden Vermehrung der Geld-Effekten und des sogenannten Papierhandels.

Der Werth so umsichtig aufgefaßter, als gut übersehbar zusammengestellter Bemerkungen, wie selbige die Nr. 303. der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung vom 1sten November d. J. über den Stand der Fonds-Course enthält, soll hier um so weniger in Abrede gestellt werden, als es bei der bestehenden Vorliebe der Geldgeschäfts-Männer für den Betrieb des Papierhandels sehr Noth that, die darin Statt gefundenen Erscheinungen in nähere Betrachtung zu bringen, und aufmerksam zu machen auf die darin wirksam gewordenen Verhältnisse; Letzteres in möglichster Kürze noch vollständiger zu thun, das ist, in Veranlassung des gedachten Aufsatzes, der Zweck der gegenwärtigen, auch über den Werth der Staats-Papiere und des Papierhandels auszudehnenden Denkschrift.

Vorangehend müssen daher diejenigen, welche die Statt habenden Preisveränderungen aller coursirenden Papiere zum Gegenstandt ihrer Beobachtung für die darauf zu gründenden Speculationen machen, an folgende, auf den Stand der Fonds-Course wirkende Verhältnisse erinnert werden:

a) In den verschiedenen Ländern ist eine richtige Abschäzzung der Fülle alles darin coursirenden Geldes, der darin umlaufenden und der darin vorhandenen Effekten, deßhalb sehr schwer nach den Erscheinungen zu beurtheilen, welche im Verkehr des Geld-Marktes sich veroffenbaren: weil der Kredit, welchen die Gewerbtreibenden gewähren und gewährt finden, den Gebrauch des Geldes und der Geldvertreter in sehr verschiedenem Maße mindert; weil ferner das nahe Beieinanderleben oder das Zerstreutseyn der Verkehrtreibenden, und die vorhandenen oder fehlenden Erleichterungsmittel des Zahlens, den Geldbedarf sehr verschieden mindert oder mehrt; und weil diejenigen Zinsen tragenden Effekten, welche den Schwankungen des Courses am wenigsten ausgesetzt sind, in manchen Ländern nur in sehr geringem Betrage coursiren, indem diese besseren Effekten in ungleich höherem Belaufe zum Zinsengenuß in den Kassen ruhen, dennoch aber dann sofort in Umlauf treten werden, wenn für ihre Verwendung sich eine Vortheil verheißende Gelegenheit zeigt; wohingegen eines Theils, die bloßen Geldvertreter (das Papier-Geld) und die keine Zinsen tragenden Effekten, um ihren Besitzern Nutzen zu vermitteln, stets rastlos in den Verkehr zurückgetrieben werden, und nach der Lebendigkeit des Verkehrs vielleicht in Jahresfrist zwanzig- bis funfzigfältig durch die Hände des Volks laufen, und, anderen Theils, diejenigen Zinsen tragenden Effekten, auf welche der Geldhandel am meisten einzuwirken vermag, und welche deßhalb dem Schwanken im Gelten am meisten unterliegen, fortwährend, auf Veranstaltung der Papier-

händler, dem Agiotage zum Spiele dienen, und also sehr oft, und in den verschiedenen Ländern, in sehr verschiedener Menge auf den Geldmarkt gebracht werden.

b) Es wirken ferner die sehr verschiedenen inneren und äußeren Landesverhältnisse auf die Lebendigkeit und die Erwerblichkeit des darin Statt habenden Gewerbbetriebs, und dieser hinwieder auf die Zinsenhöhe, welche für das zum Gewerbsbetrieb erforderliche Geld gewährt wird.

c) Nicht minder wirkt auf das Verlangen nach der einen oder andern Effektengattung die Größe und die Zuverlässigkeit der dem Verzinsen und Tilgen gewidmeten Kräfte; so wie die Festigkeit und Vollständigkeit der in der Finanz-Verwaltung herrschenden Ordnung, ja selbst die in den Gewerbtreibenden bestehende Zu- oder Abneigung für oder gegen die Annahme solcher Zahlungen, die in Papier geleistet werden. Auch trägt

d) die bequeme oder unbequeme, sicherstellende oder Gefahren ausgesetzte Form der Effekten, und

e) die entweder bequem oder beschwerlich getroffene Einrichtung der Zinsenerhebung dazu bei, daß gewisse Effektengattungen vielfältig oder selten im Verkehr als Zahlungsmittel benutzt werden.

f) Ferner ist das im Weltverkehr sehr wechselnd sich zeigende Bedürfniß der von einem Geldmarkt-Orte zum andern zu leistenden Zahlungen auf die Nachfrage nach dieser oder jener Effektengattung sehr einwirkend.

Auch machen

g) die oft ganz grundlos und unerklärbar entstehenden günstigen oder ungünstigen Vorstellungen, welche im Publikum in Betreff aller dieser Verhältnisse herrschend

werden, jene Spekulationen zu den gewagtesten Glück-
spielen; und es ziehet

h) die unbegränzt scheinende Vermehrung der Effekten den
Zeitpunkt mächtig näher heran, in welchem die Effekten
der einen oder anderen Art, des einen oder des ande-
ren Landes oder Orts, ihren Kredit verlieren müssen;
bei welchem Ereigniß sodann das solchen Falls ent-
stehende Gedränge um ihren Verkauf ein allgemeines
Sinken des Courses aller Effekten, und besonders der-
jenigen herbeiführen muß, die im Umlauf nur allein
vom Kredite schwebend erhalten werden.

Aus allen diesen sehr verschiedenartigen, und größten
Theils sehr wandelbaren Verhältnissen ergiebt sich unmit-
telbar, daß das Einsammeln von Erfahrungen über die
Effekten-Cours-Veränderungen noch unsicherer in seiner
Benutzbarkeit seyn muß, als das Sammeln der besten
und am einsichtsvollsten gedeuteten Wetterbeobachtungen, und
daß es beinahe dem Sammeln von Wahrnehmungen gleich
kommen wird, welchem die Glückspieler sich zu dem Zweck
hingeben, die Regeln zu finden, in welchen sich das rein
Zufällige eben deßwegen zu bewegen scheinen muß, weil
eine völlige Ungleichheit aller Fälle gegen einander das
Ungeregelte geregelt machen würde.

Nächst dieser vorläufigen Bemerkung muß dem vor-
liegenden Aufsatze in folgenden Meinungs-Aeußerungen
widersprochen werden:

„daß es rathsam sey, auf Erniedringung des Zinsfußes hin-
„zuwirken;"

„daß das Sinken des Zinsfußes von der Finanz-Verwal-

„tung eines Landes benutzt werden müsse, um die Last
„der Verzinsung der Staats-Schuld zu mindern;“
„daß der Papierhandel hierzu, und zur allmähligen Erhe-
„bung des Credits der Staaten, bis zum wahren Werthe
„desselben behülflich werde, und daß demselben diese
„Erfolge als ein bedeutendes Verdienst zuzuschreiben wä-
„ren, durch welche, dem Papier-Handel zu dankende
„Erfolge es schon dahin gediehen sei, daß der Staats-
„Credit mit dem Privat-Credite in Concurrenz habe
„treten, und diesem sogar habe zuvor kommen können;“
„daß die Größe der Staats-Schuld an und für sich so
„wenig für ein Uebel zu halten sei, als aus der Größe
„der in einem Lande bestehenden Privat-Schulden auf
„Armuth des Landes und auf stockendes Verkehr zu
„schließen sei,“ und
„daß der unter Garantie der Oeffentlichkeit stehende Cre-
„dit eines Staats als eine seiner bedeutendsten Kräfte
„zu betrachten, und deshalb sorgfältigst zu schonen sey.“

Alle diese Meinungs-Aeußerungen sind aus einzelnen Ansichten geschöpft, wie selbige der Zufall gewährt hat; daher scheint es nothwendig, sie zur Vermeidung derjenigen Verirrungen zu berichtigen, zu welchen die weitere Verfolgung dieser Behauptungen führen könnte; und dieses soll durch eine aus der Natur der zur Beurtheilung gebrachten Gegenstände geschöpften Darstellung hier nachfolgend geschehen.

Eine jede Geld- oder Natural-Abgabe vermindert den Erwerb, wie jede unentgeldliche Dienstleistung die Zeit und Kraft vermindert, welche zum Erwerb benutzt werden könnte; und nur da können Abgaben, unentgeldliche Lieferungen,

und unbezahlte Dienstleistungen zur Erregung der Thätigkeit wohlthätig wirken, wo die Kräfte der in einem regierten Lande lebenden Menschen noch nicht völlig durch die Menge der bereits entstandenen Bedürfnisse und aufgeregten Wünsche in Anspruch genommen worden sind.

Da aber, wo das letzt gedachte Verhältniß besteht, wird jeder Landes-Einwohner in dem Maße, als er erworbenes Geld oder Gut der Regierung unentgeldlich geben und ihr umsonst arbeiten muß, auch weniger verzehren, verbrauchen und genießen, als er es, zur Vermehrung des Erwerbs Anderer, sich erlauben würde; oder er muß unterlassen, dasjenige, was er nicht verzehrt und verbraucht, auf die ihm zuträgliche Erweiterung seines Gewerbbetriebes zu verwenden, oder es zu einem Kapital-Vermögen zu sammlen, aus welchem er dann nach dem Betrage des durch die Abgabe der Ansammlung entzogenen Kapitals, um so weniger sich und Anderen helfen kann.

Dieserhalb müssen von guten, und man kann sagen, von gewissenhaft redlichen Landes-Regierungen, d i e A b g a b e n a u f d e n u n e n t b e h r l i c h s t e n R e g i e r u n g s - B e d a r f b e s c h r ä n k t w e r d e n.

Landesschulden müssen nicht bloß verzinset, sondern in billiger und kluger Rücksicht auf das unbekannt bleibende Bedürfniß der künftigen, ihren eigenen Schicksalen nicht zu entreißenden Zeit, auch getilgt werden; und es werden die dazu nöthigen Gelder gewöhnlich durch Abgaben vom Volke eingezogen. Was aber unentgeldlich den Gewerbetreibenden abgenommen worden ist, das kann nicht auf Belebung und Vergrößerung des Gewerb-Verkehrs wir-

ken; sondern schwächt es in der nur oben nachgewiesenen Art.

Wenn nun in diesem Betracht die Schulden eines Landes unstreitig in unmittelbarer Wirkung dessen Verkehr schmälern: so müßte, wenn dennoch die im vorliegenden Aufsatze gerühmte Wohlthätigkeit der Staatsschuld-Papiere bestehen sollte, diese Wohlthätigkeit in einer mittelbaren Wirkung der Staatsschulden, nämlich in der Vermehrung der Zahlungsmittel liegen, zu welchen die Staatsschuld-Papiere gehören; und das ist auch in der That der Fall.

Es kann nämlich das Zugeständniß derjenigen Erleichterung nicht versagt werden, welche die künstlichen Zahlungsmittel dem Verkehr dann gewähren, wenn sie in nur erforderlicher Menge, und dabei in guter und bequemer Form ausgegeben und in gutem Gelten erhalten werden; allein es ist gar nicht nothwendig, durch eine das Volk belästigende Creirung von Staatsschuld-Papieren das Verkehr mit den erforderlichen Zahlungsmitteln zu versehen; denn bis zu einem gewissen, nicht schwer zu erkennenden und durch zureichend viele und gute Realisations-Anstalten sicher einzuhaltenden Betrage, können Geldvertreter — welche keine Zinsen kosten — und neben diesen Geldvertretern auch Zinsen tragende Papiere, und zwar höchst gesicherte Papiere dieser Art, nämlich Anweisungen auf den ganz sicher zu haltenden Ertrag nutzbarer Privatbesitz-Gegenstände in Umlauf gesetzt werden, und die daraus entstehenden Effekten machen dann auch das Grundvermögen beweglich.

Zwar wird dabei der Eintritt des großen Uebels der Ueberlastung des Grundvermögens mit zu vielen Schulden möglich

möglich; unter welcher Ueberschuldung dem Grundbesitzer die ihm unentbehrliche Kraft zur Erhaltung und Benutzung seines Besitzthums fehlen muß, und die von ihm einzuhaltenden Zinsen-Zahlungs-Termine die Feilbietung auf den Getreidemärkten so gedrängt machen, daß die Getreidepreise fortwährend lohnlos niedrig bleiben. Es läßt sich jedoch bekanntlich durch zureichende Zurückhaltung der Kredit-Gewährung und durch Einziehung eines Tilgungs-Prozents Hülfe gegen dieses allerdings sehr große Uebel schaffen, und jede gute Landesregierung *) wird jetzt auf kluge Benutzung dieser Gegenmittel Bedacht nehmen.

Gegen das Lob der Beweglichmachung des Grundvermögens ist jedoch schon seit 30 Jahren ein Vorurtheil herrschend geworden, indem der Ruhm der Mobilisirung des Grundvermögens seit jener Zeit für eine beschönigende Verhüllung des vorgedachten bedeutenden Uebels gehalten wird, welches um so sorgfältiger zu vermeiden sei, als auch das durch den oft eingetretenen Wechsel der Gutsherrn schöne Band treuer Anhänglichkeit zerrissen werde, welches durch lang gewährte Erbfolge zwischen Guts-Einsassen und Gutsherrschaft erzeugt, und wenigstens noch in einigen Gegenden erhalten worden wäre.

Dieses Band konnte aber nur so lange bestehen, als die Einsassen der Güter mit diesen lehnartig persönlich verbunden waren, und es ist dieses Verhältniß, welches unstreitig durch seine Nachtheile jenes ohnehin nicht länger

*) Man erlaube den im gegenwärtigen Aufsatze vom Worte: „Landes-Regieruug" gemachten Gebrauch. Es umfaßt dasselbe nämlich den Begriff, sowohl der Staats- als auch der landesherrlichen Verwaltungen.

erhaltbare Gute überwog, im Preußischen nicht mehr vorhanden. In Rücksicht auf das gedachte, dennoch fortbestehende Vorurtheil gegen den Ausdruck: „Mobilisirung des Grundvermögens" könnte es Manchem rathsam geschienen haben, statt seiner, den Ausdruck: „Disponibel- oder Verwandbarmachung" zu gebrauchen; allein, wer überzeugen, und nicht vielmehr überreden will, der ehrt sein Publikum gern durch Rücksichtlosigkeit gegen Vorurtheile, und nur für ein Vorurtheil kann die Meinung gehalten werden, nach welcher es rathsam, oder sogar nothwendig seyn soll, das im Grundsitzthume steckende Vermögen unbenutzbar für den Gewerbsbetrieb zu machen; denn, wenn es auch dem Landesherrn, als solchem, und jeder Regierung sehr werth seyn muß, den Grundbesitz möglichst lange in der Erbfolge, und den Grundbesitzer in solcher Vermögenheit zu erhalten, als sie zur unausgesetzt guten, und möglichst zu hebenden Grundbenutzung erforderlich ist; so ist es doch möglich, diesen sehr werthen Zwekken förderlich zu werden, ohne dadurch das in Grund und Boden steckende, oder damit in unzertrennliche Verbindung gesetzte Vermögen dem Gewerbverkehr zu entziehen, welchem, wie es demnächst weiter gezeigt werden soll, grade mit denjenigen Effekten, die speziel durch einzelne Güter und Grundbesitzungen völlig gesichert sind, am meisten gedient seyn muß. Es darf nämlich nur dafür gesorgt werden, daß kein Grundstück über ein gewisses, mit Klugheit und unter Rücksichten, welche die Gerechtigkeit fordert, zu bestimmendes Verhältniß verschuldet werden darf, und daß der Besitzer angehalten werde, diese Schuld in leicht erschwinglichem Maße zu tilgen.

Die in dieser Art auf das Grundvermögen zu basirenden Effekten werden im Gewerbverkehr stets den höchsten Werth haben, und, zurückgekehrt in die Hand des Besitzers, oder des Vereins der in eine Kreditanstalt zusammengetretener Besitzer, werden sie selbiger zu der Fähigkeit verhelfen, ihr Besitzthum fortwährend sich zu erhalten, und es dem Staate zunehmend benutzbarer zu machen.

Aber gerade von dieser Effekten-Art bestehen in der Welt bis jetzt nur sehr wenige, und wo sie vorhanden sind, werden sie deshalb nur sehr selten zu Zahlungsleistungen benutzt, weil bisher ihre Form dem schnellen Laufe aus einer Hand in die andere minder zugesagt hat, als es die anderen Effekten gegebene Form that.

Was nun aber den im vorliegenden Aufsatze gerühmten Papierhandel betrifft; so befaßt sich derselbe jetzt gerade am wenigsten mit dieser hier gerühmten Effekten-Gattung (den Preußischen Pfandbriefen); und zwar unstreitig nur deswegen nicht, weil ihr Gelten jetzt zu wenig dem Schwanken unterliegt, und nur wenige derselben zu Verkauf geboten werden.

Der Papierhandel muß vom Geldhandel scharf geschieden betrachtet werden, und ist nicht so zu tadeln wie der im vorliegenden Aufsatze mit Unrecht gerühmte Papierhandel: denn der Geldhandel erleichtert und fördert das Gewerbverkehr, indem er Jedermann, theils mit denjenigen Geldsorten und mit denen kaufmännischen Wechseln und Geldanweisungen versiehet, die verlangt werden, und theils sie respektive gegen heimathliches Geld verwechselt, oder darin sie auszahlt, und dann dafür die gewöhnliche Pro-

vision oder den Diskonto sich einziehet, und das fremde Geld in der bestehenden Geld-Cours-Höhe berechnet. Der Papierhandel hingegen findet seinen Lohn und Erwerb nur darin, daß er das eine oder das andere Papier im Kredit hebt oder senkt, es in Nachfrage setzt, oder aus derselben bringt, und daß er neue Papiere erscheinen macht, bei deren Creirung die Landesverwaltungen, und selbst die der größten und mächtigsten Reiche, zur Belastung ihrer Unterthanen, sich so großen Verlusten zu unterwerfen pflegen, als ihren Unterthanen nicht gestattet ist, auf sich zu laden, ohne dadurch unfähig zur eigenen Vermögens-Verwaltung zu werden. Ja, es ist allein den Betreibern des Papierhandels zuzuschreiben, daß viele Landesregierungen durch Vergrößerung der zu eröffnenden Anleihen über den Schuldbetrag, dem diese Landesregierungen wirklich unterlagen, sich ihre Unterthanen zu Schuldner gemacht haben, und zwar, wie es dann nicht anders seyn kann, unter Ausdehnung des Gewinnstes, welcher den Anleihevermittlern gewährt worden ist, und welcher auf Kosten des, zur Verzinsung und Tilgung der ganzen Nennsumme mit um so höher gespannten Abgaben belasteten Volks, allen Käufern der Schuldpapiere bis zum al pari Stande zufließt *).

Es ist ferner den Betreibern des gerühmten Papierhandels zuzuschreiben, wenn zur Beförderung der Regie-

---

*) Was in ähnlicher Art, in einem Lande zu dem Zwecke geschehen seyn mag, die Landesherrliche Schatzkammer so zu füllen, als es geschehen mußte, um Kraft zur Beschützung des Weltfriedens zu gewinnen; das tadeln zu wollen, dahin kann diese Aeußerung nicht gerichtet seyn; denn Niemand wird den Werth solch einer Maßregel verkennen, welche die Geschichte in der ganzen Rühmlichkeit ihrer Folgen den Nachkommen überliefern wird.

rungsanleihen, mit den dann um so schneller Absatz findenden Schuldpapieren ein Glücksspiel verbunden worden ist, welches selbst auch im vorliegenden Aufsatze durch die Benennung: „ungesundes Reizmittel" getadelt worden ist. Ja, es ist endlich auch nur allein den Betreibern des Papierhandels zuzuschreiben, daß in Benutzung der Erfahrung, welche dahin gemacht worden ist, daß die unter pari coursirenden Papiere, in Hoffnung auf davon zu machenden größeren Gewinn und im Vertrauen auf die längere Dauer einer allmähligen und durch Beschleunigung der Tilgung nicht leicht in Stillstand gerathenden Cours-Steigerung, rascher gekauft und besser bezahlt werden, als die hochverzinslichen und deshalb ein Aufgeld genießenden Papiere, die Landesregierungen dahin verleitet werden, es für etwas Gutes zu halten, wenn sie ihre Zinsenlast in Umschreibung der hochverzinslichen Papiere in niedrigverzinsliche, also durch Vergrößerung der Kapitalschuld vermindern können, und wenn sie nebenher auf diesem Wege auch nach dem landesüblichen Zinsfuß zu senken sich bestreben; welches Senken des Zinsfußes zuletzt dahin führen muß, daß die Geldbesitzer großen Theils die Neigung zum unthätigen Zinsengenuß verlieren, und sich dazu entschließen werden, ihr Geld entweder selbst im Gewerbsbetriebe anzulegen, oder dasselbe vertrauenswerthen Gewerbsleuten gegen höhere Zinsen zu leihen, als die Staatspapiere gewähren.

In diesem letztgedachten Erfolge liegt nun zwar kein Uebel, sondern es wird gegentheils der Gewerbebetrieb dadurch sehr belebt werden; haben aber die Geldansammlungen (Kapitale) ihre Strömung dem Gewerbsbetriebe, und dem Ankaufe nutzbarer Besitzthümer, so wie sonst, wieder

zugewendet, so werden dann die schlecht verzinslichen Papiere gar sehr diejenige Geltung verlieren, welche sie allein der jetzigen Geldströmung in den Papierhandel zu danken haben, und welche sie schwerlich noch lange, und am wenigsten dann noch genießen werden, wenn die Landesregierungen beschließen sollten, die Kreditvereine, welche im Preußischen jetzt nur für Rittergüter bestehen, zu vermehren, sie nämlich auf alle Arten von nicht zu kleinen Grundbesitzungen, und selbst auch auf Fabrikanlagen und auf Waarenlager, auszudehnen. Es können nämlich dergleichen Waarenläger unter Beistand von Kaufleuten, die dabei mit ihrem Handelbetriebs-Kapitale, bei guter Sicherheit gegen billige Zinsen ins Mittel treten müßten, für Rechnung der Waarenverfertiger, an Stelle der jetzt zu viel vorhandenen kleinen Läden, angelegt werden; und aus diesen großen Waarenlägern können dann, nach zu fixirenden billigen Preisen, die Fabrikate mancher Art sich eben so bestens verkaufen lassen, als solches z. B. schon jetzt in den Möbel-Magazinen geschiehet, die mehrere Tischler verwalten zu lassen pflegen.

Auf Errichtung solcher Privatkredit-Vereine werden aber die Landesregierungen so lange nicht hinwirken, als sie in der vorgedachten Weise durch die Papierhändler zu immer neuen Anleihen verleitet, und in den Betrieb und in das Interesse des Papierhandels mit hineingezogen werden.

Auch wächst, bei Vermehrung der Staatspapiere, die Täuschung, nach welcher deshalb an eine große Geldfülle geglaubt wird, weil die Menge der Zahlungsmittel oder Effekten und der Geldvertreter, die sich stets von Neuem in das Verkehr drängen, fortwährend vermehrt wird, und

weil das darüber entbehrlicher werdende Geld in bedeutender Menge nur für den Papierhandel in Bereitschaft gehalten, und, um inzwischen einigen Nutzen davon zu ziehen, zum Discontiren so sehr gebraucht wird, daß darüber der Discont bis auf 2 Prozent und wohl noch niedriger herabgedrückt worden ist.

Ja, es wird, ausser den angeführten Nachtheilen, dem Geldpapier-Handel auch dasjenige große Uebel zuzuschreiben seyn, zu dessen Entstehen sich mehrere Landesregierungen entschlossen haben: durch den Verkauf unablösbarer Renten ihre Unterthanen auf immer den Rentezihern tributpflichtig zu machen. Dieses Verhältniß kann nun zwar da, wo schlechte Staatsverhältnisse Unzufriedenheit, und diese Gefahren für Ruhe und Ordnung erzeugen, in einer dort sehr schätzbaren Weise dahin wirken, daß alle Vermögenden eines solchen Staats fester auf die Erhaltung des Staatskredits und der Zahlungsfähigkeit der Staatsverwaltung, als auf Förderung des Gemeinwohls halten. Aber alles Fortschreiten in der zeitlichen Welt hat seine Grenzen, und diese werden um so rascher erreicht, als dieses Fortschreiten irgend ein einseitiges Interesse auf Kosten des anderseitigen Interesse fördert; und das letztgedachte Unglück liegt, höchst mächtig wirkend, in Vermehrung der eine Rente tragenden Papiere, und der durch diese Staat habenden Verschuldung der Landesregierungen gegen ihre eigenen Unterthanen.

Es ist nämlich überall in der Welt der Fall, daß die Abgabenlast am meisten auf der Armuth ruhet, und es giebt Länder, in denen dieses bis zur schon erreichten Unerträglichkeit der Fall geworden ist, und wo dennoch diese Ab-

gaben wahrscheinlich noch werden höher gespannt werden müssen.

Der Haß der Armuth gegen den die Renten ziehenden Reichthum muß daher endlich größer noch werden als er in den Landbewohnern gegen grundherrliche Rechte geworden ist; und wenn nicht auch diesem Hasse abgeholfen wird, so muß er endlich, aus Noth und Neid immer höher wachsend, in Gewaltthat hervorbrechen, und es wird einem solchen Ausbruche nur durch gesetzliche Herabsetzung der Renten, und durch die damit zu erlangende Abgaben-Ermäßigung in Zeiten vorgebeugt werden können, und vorgebeugt werden müssen. Wie werden aber dann diese Renten in ihrem Preise oder Course sinken, und wie wird dann in solchen Ländern der Reichthum und mit ihm der Gewerbebetrieb schwinden! Wenn dagegen in einem Lande zur Geltend-Erhaltung der Geldvertreter es nirgends an guten Realisations-Anstalten, und diesen nicht an Realisations-Mitteln fehlt, und wenn in diesem Lande nur ganz sicher gestellte Effekten zirkuliren: so wird in solchem Lande, wie schon gesagt, kein eigentlicher Papierhandel Statt haben, sondern es wird dann das Verkehr mit guten Effekten sich mit dem solideren Geldhandel verbinden, der nur für den nie in Wucher ausartbaren Gewinn der gewöhnlichen Provision des Discontis und des Geldcourses betrieben wird.

Ganz sicher gestellt können aber nur solche Effekten seyn, für welche ein unverlierbares Pfand völlig regelrecht haftet.

Landesherrliches und Staats-Besitzthum kann zwar

auch zu solchem Unterpfande benutzt werden; allein Staatsverwaltungen sind, wenn sie zu zahlen aufhören, schwerlich zur Erfüllung ihrer Verheißungen zu bringen, und Landesherren dann nie dazu anzuhalten. Daher werden Privatbesitzungen stets bessere Pfänder und bessere Grundlagen des öffentlichen Kredits seyn, als landesherrliche Domänen- und Staatsgüter; und es ist dieserwegen höchst rathsam, sobald als irgend möglich, die von den Landesregierungen kontrahirten Schulden abzuzahlen, und, statt der landesherrlichen und Staatspapiere, Privat-Pfandbriefe in einer bequemeren, und sie schwerer nachahmlich machenden Form, als worin sie jetzt ausgegeben sind, in Cours zu setzen.

Länder, wie England, Frankreich und diejenigen anderen, die ähnlich bis zur untilgbaren Höhe verschuldet sind, können zwar diesem Rathe nicht folgen; diejenigen aber, in welchen die Schuldenlast noch erschwinglich ist, sollten ihn nicht unbeachtet lassen, sondern ohne allen Zeitverlust alle vorhandene oder zu beschaffende Kraft benutzen, um ihre Schulden bald möglichst zu tilgen, und um dann ihre Völker von den Abgaben zu befreien, welche denselben Behufs der Schuld-Verzinsung und Tilgung unglücklicher Weise haben müssen auferlegt werden.

Und wenn Vorschläge hierzu gethan werden, so sollten sie auch vom Unberufenen angenommen, und wenn sie nicht offenbare Lächerlichkeiten in Antrag brächten, bereitwilligst geprüft, und die dagegen etwa obwaltenden Bedenken dem Vorschlagenden eröffnet werden; denn für Meinungen kann und darf es keine Legitimität geben, sondern es ist über selbige nur dann erst zu entscheiden, wenn der

in der Welt ohne Vorrecht vertheilt liegende Menschenverstand in freigestellter öffentlicher Prüfung sich darüber zureichend ausgesprochen hat.

Gewiß stellt dieserwegen derjenige Landesherr sein Reich ohne alle Noth in die Gefahr der Versäumniß benutzbarer Hülfe, oder der Wahl unrichtiger Maßregeln, der seine Beschlüsse auf den Rath einzelner Männer gründet, und allen anderen Rath zurückweiset.

Schon zuvor ist gesagt worden, daß die Befreiung vom Papierhandel allen solchen Ländern zu Gute kommen müsse, in welchen neben ganz gutem Gold- und Silbergelde und neben den Goldstangen und Silberbarren (die allein zum Handel mit denjenigen Ländern oder Orten verlustlos benutzt werden können, welche mehr Werth in Handelsgütern liefern, als empfangen), nur so viel landesherrlich gestempelte Geldvertreter als realisirt werden können, und außer diesen nur speziel ganz sicher gestellte Effekten in Cirkulation haben. Es ist indessen hier noch nachträglich zu bemerken, daß die ihre guten Zinsen sicher und bequem gewährenden Effekten stets nur in dem Maaße in Cirkulation sich befinden werden, als das Verkehr dieser Zahlungsmittel zum Zahlungsleisten wirklich bedürfen wird. Es können nämlich diese sichern Zahlungsmittel nur in derjenigen Menge die Kassen verlassen, in deren Belauf sie zu jedem Zeitpunkte gebraucht werden; denn ohne diese Veranlassung wird man sie zinsentragend in den Kassen ruhen lassen.

In dieser Lage kann dann der Papierhandel den Cours der Effekten nicht mehr schaukelnd bewegen, und dann eben so wenig unsichere Effekten in das Börsenverkehr einschwärzen; auch werden sich dann alle solide Geld-Handels-

häuser von Annahme der nicht ganz gesicherten ausländischen Papiere zurückhalten und fern bleiben von allen Spekulationen auf fremde Papiere und fremde Anleihen.

Geschiehet aber dieses, so wird im betreffenden Lande der Preis der dort coursirenden Effekten, so wie ihre Zinsenzahlung auf die Dauer ihres, durch ausbedungene Ablösung gesicherten Bestehens sich beinahe feststehend erhalten, und Niemand wird dann daran denken, den Zinsfuß erniedrigen oder erhöhen zu wollen; sondern es wird dann derselbe — ohne störendes und verwirrendes Eindrängen aller nur auf Verblendung gerichteten räthselhaften Papiere, — der Geld-Kapital-Zinsen-Ertrag sich auf diejenige Höhe stellen, welche im betreffenden Lande der mit baarem Gelde zu erlangende Erwerb dem Zinsfuße anweisen wird.

Und dieser Erwerb wird dann nur einer Seits von der Menge der sich von Neuem sammlenden, aus dem Gewerbsbetriebe zurückkehrender Kapitale, und anderer Seits von der Größe und Lebendigkeit des im Lande bestehenden Gewerbebetriebs, so wie von der Höhe des in demselben zu erlangenden Lohns, abhängig seyn.

Die Herabsetzung des Zinsfußes kann daher so wenig vertragswidrig ohne große Ungerechtigkeit Statt haben, als sie nach Gutdünken allgemein anbefohlen werden kann, indem, wie es nur eben gesagt worden ist, der Zinsfuß einzig in dem Maße steigt oder fällt, als es der eben Statt habende Werth des baaren Geldes mit sich bringt; und dieser Werth wird durch die Benutzbarkeit bestimmt, welche mit der Seltenheit und der Unentbehrlichkeit des baaren Geldes wächst, und mit der Menge und der Verminderung der Bedürftigkeit des baaren Geldes sinkt.

Gewinnen im letzteren Falle die 4 Prozent tragenden Kapital-Forderungen Aufgeld, so ist dieses ein Beweis davon, das der Forderungs-Inhaber bei bloßem Rückempfang der vor Zeiten gegebenen Nennsumme nicht den Werth zurückerhalten würde, den er gegeben hat; und es ist klar, daß er nur durch Mitempfang des Aufgeldes ganz befriedigt werden knnn. Eben so verhält es sich auch im entgegengesetzten Falle, und es erscheint in diesem Betrachte die Gesetzgebung als für diese Verhältnisse noch nicht vollständig genug getroffen.

Was hingegen die Theuerung, und, dieser entgegen stehend, die Wohlfeilheit eines Landes betrifft: so hängt sie nicht von der Menge der zur Rückkehr in den Gewerbebetrieb sich sammlenden Kapitale, sondern nur von der Menge des zertheilt umlaufenden Geldes und der Geldvertreter ab. Es kann deshalb ein Land einen hohen Zinsfuß haben, und dennoch auch seine inneren Bedürfnisse hoch bezahlen müssen.

Zum Sammlen der Kapitale wirken gute Geld-Institute, als da sind: Banken, welche bei zureichender Sicherheits-Gewährung billige Zinsen zahlen; desgleichen Spaarkassen, Versicherungsanstalten gegen allerlei zufällige Beschädigungen, Witwen- und Leibrenten-Kassen, so wie alle diejenigen Kassen, welche Behufs der zu gewährenden Unterstützungen, Gelder sammlen; ferner solide Actienvereine welche Kapitalien in Benutzung annehmen, so wie auch alle gute, Geld zusammen sparende Vermögens-Verwaltungen, sie mögen für reiche Privatpersonen, oder auch für öffentliche Stiftungen geführt werden; und letztere mögen der Gottesverehrung, oder der Kranken- und Armenpflege

gewidmet seyn, oder sie mögen Gemeinden, Corporationen und Vereinen angehören.

Was hingegen die Masse des in Zertheilung umlaufenden Geldes, und der im kleinern Verkehr umlaufenden Geldvertreter betrifft: so muß von jeder guten Regierung dafür gesorgt werden, daß diese Masse des fortwährend von der täglichen Verzehrung und dem täglichen Verbrauche in Anspruch genommenen und deshalb fortwährend in Zertheilung umlaufenden Geldes, sich stets, jedoch nicht zu rasch mehre, oder daß, um diese kostbare Vermehrung zu ersetzen, das Geld in schnelleren Umlauf *) komme; denn wenn auf diesen Wegen die Preise der Dinge steigen, so wächst auch mit ihnen der Lohn, und in diesem der Reiz zur Thätigkeit. Besser ist es aber noch, wenn das Wachsen des Lohns der Thätigkeit durch Steigerung der verständigen und klugen Kraftverwendung und der Fertigkeit und Geschicklichkeit, mit welcher diese Kräfte geübt werden, erreicht wird. Doch davon kann hier nicht weiter gehend die Rede seyn.

Eine zu große Vermehrung des auf täglichen Verbrauch und tägliche Verzehrung von Hand zu Hand gehenden Geldes und der Geldvertreter, erhebt die Preise aller Gegenstände des täglichen Bedarfs zu sehr, und macht, daß dann auch alle diejenigen Waaren, welche für das betreffende

---

*) Den Geldvertretern ist, wenn diese, wie billig, nur zum Vortheile der Staatskassen umlaufen, keine Beflügelung zu wünschen, und nur in einem argen Irrthume hat es geschehen können, daß eine Landesregierung die Beschleunigung des Umlaufes auch ihres Papiergeldes für zuträglich gehalten, und noch dazu zu solcher Zeit auf die Beschleunigung des Papiergeld-Umlaufs gewirkt hat, als dieses ihr Papiergeld unter pari cirkulirte.

Land den Welthandel unterhalten sollen, dazu zu theuer werden, und selbst in dem Lande, welches zu hohe Preise hat, wird dann ein Verlangen nach wohlfeileren ausländischen Waaren entstehen und den heimathlichen Arbeitern die nährende Beschäftigung entziehen; es wird sogar diese zu sehr zugenommene Theuerung die Arbeiter zum Auswandern in ein wohlfeileres Land zwingen.

Hätte z. B. Friedrich der Zweite, als seine Armeen in Sachsen und Schlesien standen, alle Bezahlung in baarem guten Gelde machen lassen können, so würden dadurch die Preise der täglichen Bedürfnisse eben so hoch gestiegen seyn, als sie durch das viele, damals umgelaufene schlechte Geld gehoben worden waren, in welchem schlechten Gelde, aus der den Juden verpachtet gewesenen Münze kommend, alle ungeheuer große Zahlungen damals geleistet wurden. Und wenn gleich diese stets prompt erfolgte Bezahlung in der nächsten Zeit die Werkthätigkeit aufs höchste gespannt, und die gedachten Länder mitten im Kriege blühend gemacht hat: so hätte doch das Gegentheil davon in der vorbemerkten Art rasch folgen müssen; es würde nämlich der Geldüberfluß in die geldärmeren Länder geströmt seyn, und die Werkthätigkeit, welche die Geldfülle geweckt hatte, würde sehr bald in Stillstand versetzt worden seyn.

Ja, es würden sogar die im Arbeiten geschickt gewordenen Hände in die wohlfeileren Länder, der dorthin gerichteten Kauflust für wohlfeilere Waaren haben folgen müssen, wäre nicht das von den jüdischen Münzpächtern geprägte schlechte Geld zur rechten Zeit reducirt worden *).

---

*) Daß diese Reduction sich bis bedeutend unter den inneren

Eine ganz gleich belehrende Erfahrung hat Frankreich in der ärgsten Revolutionszeit mit seinen Assignaten und Mandaten gewährt; denn sie vermittelten den Genuß eines sofort gezogenen hohen Lohns; und dieser weckte die Werkthätigkeit so allgemein und stark, daß die nur aus ihr entspringende Wohlhabenheit größer, als der Verlust hatte werden können, welchen endlich das gänzliche Verschwinden dieser ungeheuer großen Menge von Geldvertretern dem französischen Volke auferlegte.

Der entgegengesetzte Erfolg einer unglaublich großen Verarmung und Erschöpfung des Volks hat sich leider aus der nähern Vergangenheit in denen Ländern gezeigt, wo die Kriegesverzehrung und der Kriegesverbrauch keine Bons in geltenden Umlauf gebracht hat, und wo deshalb nicht durch sie eine augenblickliche Befriedigung für das Verbrauchte und Verzehrte möglich ward, wo also keine das Verkehr unterstützende Zahlungsmittel benutzbar wurden; sondern wo, in der Absicht die Staats- und Kommunalkassen zu schonen, alle Forderungen zum Liquidiren verwiesen, und dieses Liquidiren zur Vertrocknung der Lebenssäfte des inneren Verkehrs und zur Bereicherung derjenigen Papierhändler in die Länge gezogen worden ist, die der Dinge

---

Werth des schlechten Geldes hat bewirken lassen, und daß dennoch dieses bedeutend zu tief reducirte Geld größtentheils in Friedrichs des Zweiten Kassen floß, und nicht vielmehr von den Geldhändlern des In- und Auslandes zu ihrem Vortheil eingeschmolzen und vom Kupferzusatze geschieden ward: das hatte Friedrich der Zweite dem Beistande seiner eben so dankbaren, als ihn fürchtenden Münz-Pächter, daneben aber auch dem damals geringeren Grade spekulirender Aufmerksamkeit zu danken.

Stand und Gang kannten, und klug darauf zu wirken verstanden.

Eine nicht minder lehrreiche Erfahrung hat viertens die Oesterreichsche Regierung mit dem Papiergelde gewährt, welches, dem Drange der Umstände weichend, ebenfalls in großer Fülle ausgegeben werden mußte, und welches, wäre nicht (in einer Verirrung, welcher alle diejenigen Landesregierungen zu schutzlos ausgesetzt sind, deren einzelne Geschäftsvorstände für die zu ergreifenden Maßregeln nur aus sich Rath schöpfen) gewaltsam störend eingegriffen worden, bis auf dasjenige Gelten herabgesunken seyn würde, welches der Bedarf des im Gewerbsbetriebe cirkulirenden Zahlungsmittel ihm hätte erhalten müssen. Die aus der Papier-Ueberschwemmung im Oesterreichschen Staate hervorgetretene Belehrung besteht darin, daß beim Verhandenseyn einer zu geringen Masse baaren Geldes, das allmählig Statt gefundene Sinken des Staats-Papiergeldes, eine, wahrscheinlich auf keine andere Weise zu erreichen gestandene Ermäßigung der in baarem Gelde zu erlegenden Preise aller täglichen Bedürfnisse, aller Arbeit, und aller mit Verwendung dieser Arbeit gefertigten Waaren bewirkt hat, und daß durch die so herbeigeführte Wohlfeilheit aller dem Ausländer um so annehmlicher gewordenen Waaren, die Rückkehr desjenigen baaren Geldes aus der Fremde herbeigeführt ward, welches zuvor die zu stark statt gehabte Bezahlung mit papiernen Geldvertretern ins Ausland getrieben hatte, und daß inzwischen Anfangs die großen, mit papiernen Geldvertretern gemachten Ausgaben die Werkthätigkeit und das durch selbige gar sehr vermehrte Verkehr mächtig belebt worden war; demnächst aber das allmählige Sinken des

Pa-

Papiergeldes bis auf das durch den Bedarf des Verkehrs aufrecht gehaltene Selten eine Wohlfeilheit der Arbeit erzeugt hat, welche für die Thätigkeit der Arbeiter ein neuer, wenn gleich ein drückender Reiz ward, jedoch nur ein solcher Reiz, der in seiner schnell vorübergehenden Periode unschädlich blieb, und daneben, wie schon gesagt, das gefehlte baare Geld wieder herbeizog.

Eine fünfte, in noch anderer Art bedeutend belehrende Erfahrung hat das Verwenden der sonstigen, schlechten Preußischen Scheidemünze gewährt, die zur Löhnung der Soldaten angewendet ward, die im Auslande zur Kriegführung mit dem in Aufstand gegen seinen Landesherrn gerathenen Frankreich gebraucht wurden. Diese Scheidemünze, die zur Entfernung des Nachtheils dieser ihrer Verausgabung bald nach letzterer, auf ihren innern Werth hätte reducirt werden sollen, strömte in ihrem Nennwerthe rasch nach Preußen zurück, und überfüllte dort das Verkehr so sehr, daß selbst im Preußischen Lande diese Münze damals nicht für ihren Nennwerth auf andere Weise wieder ausgegeben werden konnte, als durch einen Zwang, dem im freien Verkehre eine mehr als entschädigende Preiserhöhung entgegen gesetzt ward. Durch Verwendung dieser, unter großen Transportkosten ins Ausland der Armee nachgeschleppten schlechten Scheidemünze hat also Preußens Staatsverwaltung damals seine Kriegführung dem Auslande so wohlthätig, als den Preußischen Unterthanen verderblich gemacht.

Noch eine Menge anderer ähnlich belehrender Erfahrungen haben dir Regierungen anderer Länder im Geldprägen, im Papiergeld-Ausgaben, im Schuldenmachen,

und im Behandeln des eigenen und fremden Papiergeldes, und der eigenen und fremden Staatsschuld-Verschreibungen gegeben; es würde aber die spezielle Aufzählung noch mehrerer derselben, und die Darlegung ihrer Folgen, die Grenzen eines der Tageslektüre bestimmten Aufsatzes zu weit ausdehnen; auch wird das schon Gesagte den Tadel, welcher hier gegen alle nicht von wirklicher Nothwendigkeit erzwungene, und besonders gegen diejenigen Landesverschuldungen gerichtet worden ist, die unablöslich gemacht werden, und in welchen deswegen der Kapitalbelauf um so weniger gescheuet wird, eben so gewiß rechtfertigen, als die über den eigentlichen Papierhandel ausgesprochene Verdammniß.

Schließlich muß hier noch in besonderer Hinsicht auf den Preußischen Staat darauf aufmerksam gemacht werden,

a) daß im Gewerbverkehre dieses Staats von vielen Zahlungsmitteln nur selten Gebrauch gemacht wird. Dieses ist z. B. der Fall mit den Staatsschuld-Scheinen, mit den Seehandlungs- und Bank-Obligationen, mit den Pfandbriefen, und den zu diesen allen gehörenden Zins-Coupons; daß ferner

b) die Pfandbriefe im Preußischen Staate nicht in allen Provinzen, und da, wo sie bestehen, nur auf die, bis zu einer gewissen Größe hinab, dazu tauglich erklärten Rittergüter und auf einige Domänen, aber nicht auf städtische Grundstücke, Fabrikanlagen u. s. w.; ja nicht einmal auf Stadt-Kommunal- und Korporations-Landgüter ausgefertigt werden; während

c) in anderen Ländern Societäten ihren Kredit, für welchen nur sie sich Bürgschaft durch Landgüter stellen lassen, den Landgutsbesitzern gewähren; und daß

d) in den meisten Ländern weder spezielle Pfandverbriefungen, noch die kurz zuvor gedachten Kredit vermittelnden Societäten wirksam sind; daß dagegen aber gerade diese, solchergestalt der sichersten Zahlungsmittel entbehrende Länder durch eine sehr große Menge von Papiergeld, Banknoten, verzinslichen Staatspapieren, Anweisungen auf Staats-, Kommunal- und Privatkassen, so wie auch durch Scheine auf zu liquidirende, jedoch bereits anerkannte, und deshalb Kredit genießende Forderungen überschwemmt sind. Ja, daß

e) in allen Ländern, mit Ausschluß Englands, außer allen ebengedachten Zahlungsmitteln auch noch solches Geld durch ihre Landesregierung geprägt wird, welches bald mehr, bald weniger des Stempelwerthes entbehrt, und dann jedenfalls das mit dem Ausländer zu treibende Handelsverkehr in vielfach größeren Schaden versetzt, als der Gewinn ist, den die Landesverwaltung durch das Münzen macht; und daß

f) dieser große, durch den Geldstempel jeglicher Landesregierung, dem Handelsverkehre ihrer Unterthanen auferlegte Schaden so völlig unbeachtet bleibt, daß die Landesregierungen sich sogar des raschen Betriebs ihrer Münzen freuen, und es zu bedenken ganz unterlassen, daß ihr Geld nicht so rasch eingeschmolzen werden würde, wenn nicht der einschmelzende Ausländer das dem Schmelzofen zu überliefernde Geld so bedeutend unter dem Werthe seines Silbergehalts zu erlangen vermöchte, daß er ein Ansehnliches außer den Einschmelzungs- und Scheidungskosten als Lohn übrig behielte.

Aus allem diesen ergiebt sich nur zu sehr, daß die

Natur des Geldes und der daneben umlaufenden künstlichen Zahlungsmittel, und ihre daraus sich ergebende Benutzbarkeit, zeither viel zu wenig studirt, und daß noch seltener dieses Studium von den Dirigenten und Verwaltern der Landesregierungen benutzt worden ist.

Hat man doch sogar, in der neuesten Zeit, es erlebt, daß ein Finanz-Minister von großem Rufe aus einem Metalle, dessen Werth und Preis sich noch gar nicht durch seine Benutzbarkeit in der handelnden Welt festgestellt hat, viel geltende Stücke auch für das Verkehr mit dem Auslande hat prägen, und im eigenen Lande diesen Geldstücken, zur Erregung eines sehr gefährlichen Nachprägungsreizes, einen erzwungenen Cours hat geben lassen, und daß in eben diesem, und in einem andern großen Reiche, seit längster Zeit der klar am Tage liegende Umstand völlig unbeachtet geblieben ist, daß die Transportkosten des im geprägten Gelde steckenden Metalls stets ganz vom Handel getragen werden, und daß deswegen Kupfer, welches am Orte, oder in der Gegend seines Gewinnes mit großem Vortheile ausgeprägt worden war, dann, wenn es die Grenzen eines geldreicheren Landes, oder einem, dem Weltverkehre zugehörenden Seehafen erreicht, mehr geltend geworden seyn kann, als es der nur mit Rücksicht auf den Kupferpreis des Prägungsortes ihm gegebene Stempel andeutet; daß aber dennoch dieses Kupfergeld ein völliges Eigenthum seines rechtmäßigen Besitzers bleibt, und also von diesem, ohne Begehung eines Unrechts, eingeschmolzen werden kann; daß jedoch in jenen Reichen die Benutzung dieses zu geringe ausgeprägten Kupfers, es sei zu Geräthen, oder zum Verkauf in das Ausland, strenge verboten ist,

und die Entgegenhandlung dieses Verbots sehr hart, ja so-gar grausam, bestraft wird.

Möchten schon längst die Landesregierungen die Augen ihrer Völker und deren Erfahrungen, sammt den aus letzteren am richtigsten erlangten Einsichten gehörig benutzt haben; so würden sie sich mit der erforderlichen Sicherheit über die zu wählen gewesenen Regierungs-Maßregeln haben entscheiden können, und es würde dann, bei stattgehabtem weiseren Regieren, die Welt in ihrer Civilisation, im Gewerbsbetriebe, im Gesammt-Wohlseyn, ja selbst in der Moralität, viel weiter gekommen seyn, als sie es leider jetzt ist. Es würden dann nämlich die Menschen schon früher begriffen haben, daß eine gute Pflege des Gemeinwohls sie Alle, ohne Rücksicht auf die nach Völkerschaften und Standes- und Gewerbsklassen gebräuchlich gewordene Unterschiede, in Frieden und Freundschaft, je aufrichtiger und gewohnter, um so segensreicher, mit einander verbinden muß, und es würden auf diesem Wege der Welt die Mißhandlungen wo nicht ganz, so doch größtentheils erspart, und wenigstens längst abgestellt worden seyn, welche besonders seit den letzten Jahrhunderten die Landesregierungen, bei einer leider! ihnen damals fehlenden besseren Einsicht, in dem Wahne geübt haben: das Wohl ihrer Völker, durch die, anderen Völkern zu entreißen gewesenen Vortheile und durch Beschädigungen, fördern zu können, die sie dem Gewerbsbetriebe ihrer Nachbaren zuzufügen Gelegenheit fanden. Längst würde bei Erweckung, Beachtung und Benutzung der in den Völkern vertheilt liegenden Verstandeskräfte erkannt worden seyn:

a) daß der Handel, wenn er umtauschend das Entbehrliche

für das wirklich Bedürftigere giebt, stets beiden in diesem Handel begriffenen Theilen vortheilhaft ist, und daß deshalb der Handel so viel als nur möglich gepflegt werden sollte, daß aber derselbe gegentheils durch Zollerhebung stets gestört, geschmälert, oder gar ganz vernichtet wird, und

b) daß es nur die eigenen Unterthanen sind, welche den Zoll tragen, indem der fremde Kaufmann den erlegten Zoll auf den Preis seiner zugeführten Waaren schlägt, und sobald er für den, um diesen Zoll und um alle Kosten, ja auch um seinen Lohn, erhöheten Preis der Waaren, keinen Absatz mehr findet, der Handel von ihm aufgegeben werden muß.

Es würde ferner längst Allen klar geworden seyn:

c) daß Aus- und Einfuhr-Verbote; so wie

d) Aus- und Einfuhr-Prämien; und nicht minder

e) das Ueberliefern der Waaren zum Gewinn im Lottospiel, welches mit dem Bedinge auswärtigen Verkaufs Statt zu finden pflegt; ja sogar

f) die Unterstützung der Gewerbe mit Vorschüssen und Geschenken, die aus den Regierungskassen gegeben werden, nur kurze Zeit hindurch bei Pflanzung der ersten Keime, zur Werkthätigkeit nützend seyn kann; daß besonders aber

g) die vermeinte Forthülfe der Gewerbe durch Monopole, nur Schaden an die Stelle des bezweckten Nutzens erzeugen kann.

Ferner würde man dann längst die, jetzt noch überall in Ansehen stehenden, in Gelde berechneten Handels-Balançen nicht mehr als solche betrachten, nach welchen auf den

Ueberschuß eines gemachten Gewinnstes an edlen Metallen geschlossen werden könnte.

Ja, es würde überall kein Zwang und Beschränkung als nur zur Beschädigungs-Verhütung aus Nothwendigkeit, aber nie zum Erkünsteln unnatürlicher, und deshalb nur in der Einbildung bestandener Vortheile angewendet worden seyn; zwischen Land und Städten, wie zwischen den in verschiedene Gewerke und Zünfte getheilten Gewerksleuten, würden dann nie sondernde Schranken errichtet seyn; und die Polizei würde dann nur schützend und den Hülfe Verdienenden und derselben Benöthigten helfend, aber nicht, wie in manchen Ländern, und an manchen Orten, unnütz quälend seyn.

Weil aber besonders in denen Reichen, die vor noch nicht langer Zeit aus kleinen, in undenklicher Vergangenheit, ohne alle Rücksicht auf das beherrschte Volk, gleich wie für einen Gutsherrn, verwalteten Landes, Herrschaften nach und nach erwachsen sind, die Landesverwalter, auch Landesregierer und Gesetzgeber zu seyn pflegen: so können in solchen Reichen die Mißgriffe der Landesregierungen um so weniger vermieden werden. Dieserhalb ist es denn auch um so begreiflicher, daß Frankreich nicht der einzige Staat ist, in welchem die Papierhändler für die besten Rathgeber der Finanz-Verwaltung gehalten werden, und in welchem der Staatskredit deswegen höher als das Staats-Vermögen geschätzt, und deshalb auch sorgfältiger, als das erstere, geschont und gepflegt wird.

C. L. E. v. Knobloch.

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Um über den Werth des Merkantil-Systems, so wie über die Stelle, die es in der Bildungsgeschichte des menschlichen Geschlechts einnimmt, mit Gründlichkeit zu urtheilen, muß man sich vorher klar gemacht haben, was Geld ist.

Wer nun glaubt wohl nicht, hierüber im Reinen zu seyn? Gleichwohl liegt die Frage tiefer, als selbst denkende Staatswirthschaftslehrer anzunehmen gewohnt sind. Sie hängt nämlich aufs Innigste zusammen, einerseits, mit dem Charakteristischen der menschlichen Organisation, andererseits, mit dem Wesen der menschlichen Gesellschaft.

Die menschliche Organisation unterscheidet sich dadurch von der thierischen, daß sie nicht, wie diese, durch einen Instinkt zur Wiederholung derselben Verrichtungen getrieben wird; dergestalt, daß nur diese und keine andere Verrichtungen für den Menschen Statt finden, wie z. B. für den Löwen, die Schlange, und welches andere Thier man sonst noch nennen mag. Der Mensch wird vielmehr mit der allgemeinsten Anlage zu den allermannichfaltigsten Verrichtungen geboren, während seine Organisation überall dieselbe ist. Wiederum tritt hierbei der besondere Umstand ein, daß der Mensch nur den kleinsten Theil des in ihm niedergelegten Keimes entwickeln kann. Die eigenthümliche Be-

schaffenheit seiner Kraft bringt nämlich nichts so sicher mit sich, als daß er sie nur in sofern auf einen Punkt richten kann, als er alle übrigen Punkte fahren läßt. Wer sich zu einem tiefen Denken ausbilden will, kann und darf es nicht zugleich darauf anlegen, ein Athlet zu werden. So in jeder anderen Beziehung. Was also unsere individuelle Stärke ausmacht, das ist zugleich unsere dynamische Schwäche, und der wahre Grund unserer Abhängigkeit von Andern, deren Eigenschaften und Fähigkeiten von den unsrigen verschieden sind.

Die menschliche Organisation aber hat nie einen anderen Zweck gehabt, als eine menschliche Gesellschaft hervorzubringen. Könnte der einzelne Mensch sich selbst genügen, so würde er eben so wenig in der Gesellschaft leben, als der Löwe und der Tiger. Nur weil er von der allgemeinen Anlage, womit er ausgestattet ist, den kleinsten Theil entwickeln kann, bedarf er des Beistandes aller derer, die sich in gleichem Falle mit ihm befinden. So nun bildet sich die Gesellschaft überall auf einer doppelten Grundlage. Die eine ist die nothwendige Abhängigkeit, worin die Menschen von einander stehen; sie bildet den Grund der Vergesellschaftung. Die andere ist die verschiedene Geschicklichkeit, die der Gesellschaft nothwendigen Verrichtungen zu vollbringen; sie ist das Mittel der Vergesellschaftung. Ohne jene Abhängigkeit und ohne diese verschiedene Geschicklichkeit würde das Phänomen, das wir Gesellschaft nennen, durchaus unmöglich seyn. Dies trifft selbst für diejenigen Gesellschaften zu, welche von Insekten, z. B. von den Bienen und von den Ameisen gebildet werden.

Bleiben wir hierbei stehen!

Kann der Mensch, vermöge seiner Organisation, nicht

außer der Gesellschaft leben, und kommt diese immer nur dadurch zu Stande, daß es eine Mannichfaltigkeit von Verrichtungen giebt, wodurch die Abhängigkeit ihrer Glieder bewahrt wird: so begreift man leicht, daß noch ein Drittes hinzukommen muß, das zur Ausgleichung jener Verrichtungen und ihrer Produktionen dient; denn, wenn dies Dritte fehlte, so würde die Abhängigkeit der Glieder nicht durch die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen gesichert seyn. Wir nennen dieses Dritte — Geld, ohne jetzt schon auf die Form einzugehen, worin es wirksam ist. Nicht als ob diese Form gleichgültig wäre; allein die Veränderungen, welche mit ihr vorgehen, folgen einem besonderen Gesetze, das mit dem Wesen des Geldes nur in einer sehr schwachen Verbindung steht. Dies Wesen ist darin abgeschlossen, daß es durch die eigenthümliche Beschaffenheit der menschlichen Organisation bestimmt wird. Geld sei also Taback, oder Cacao, oder eine besondere Art von Muscheln, oder Kupfer, oder Silber und Gold, oder was es sonst wolle: seinen Werth und seine Bedeutung hat es nur darin, daß die Gesellschaft ohne dasselbe nicht fortdauern kann; denn wenn es fehlte, so würde gerade das fehlen, wodurch die Gesellschaft allein Bestand gewinnt: das Ausgleichungsmittel verschiedener Vorrichtungen und Produktionen.

Schauet man dies anders an, so können Erforschungen, deren Gegenstand der Ursprung des Geldes ist, leicht dieselbe Verlegenheit herbeiführen, worein gewisse Philosophen gerathen sind, die, indem sie den Ursprung der Sprache aufzuklären versuchten, sich in so schwierige Hypothesen verwickelten, daß ihnen zuletzt nichts anders übrig blieb, als die Dazwischenkunft der Gottheit zum letzten Er-

klärungsgrund zu machen. „Eine Sprache, sagten diese tiefsinnigen Herren, ist nur dadurch möglich, daß man sich über denn Sinn der Wörter vereinbart; da aber eine solche Vereinbarung bereits eine Sprache voraussetzt, so kann die Entstehung derselben immer nur das Produkt höherer, d. h. übernatürlicher Eingebung seyn.“ Auf diesem Wege ließe sich zugleich beweisen, daß der Mensch niemals durch sich selbst weder zu einem Hammer, noch zu einem Amboß habe gelangen können, weil er, um einen Amboß zu Stande zu bringen, des Hammers, und eben so, um einen Hammer zu erhalten, des Ambosses bedarf. Das Wahre von der Sache ist, daß die Natur unendlich mehr Hülfsmittel in sich schließt, als eine gewisse Klasse von Philosophen glaubt. Durch eine Reihe von Versuchen führt sie beständig auf einen Punkt, den die absolute Vernunft für unerreichbar erklärt hat. So geht es in allen Dingen; und so ist es auch mit den gesellschaftlichen Phänomen gegangen, das wir Geld nennen. Sehr allmählich hat es den Grad von Vollkommenheit erreicht, auf welchem es sich gegenwärtig befindet, ohne daß man deshalb behaupten darf, es sei keiner weiteren Vervollkommung fähig.

Untersuchen wir zunächst, wie es auf einem ganz natürlichen Wege entstanden ist.

* * *

Es giebt noch gegenwärtig mehre Völkerstämme, welche vom Gelde keinen Gebrauch machen. Im Allgemeinen genommen trifft dies bei allen denjenigen zu, bei welchen die gesellschaftliche Arbeit sich noch nicht in einem so hohen

Grade getheilt hat, daß es für sie eines Ausgleichungsmittels dieser Arbeit und ihrer Produktionen bedurfte. Dies ist der Fall bei allen Völkerschaften, welche vorzugsweise von Fischfang und Jagd leben; sie sind wenig zahlreich und eben deswegen in eine und dieselbe Verrichtung verflochten. Selbst in demjenigen Zustande, dessen Fundamente Viehzucht und Ackerbau sind, ist das Geld noch wenig wirksam; aus keinem anderen Grunde, als weil auch in diesem Zustande sehr wenig Austauschungen Statt finden, und jede Familie das, was sie zur Befriedigung ihrer, über die bloße Ernährung hinausgehenden Bedürfnisse gebraucht, sich selbst zu verschaffen strebt. Erst wenn Handwerke und Künste sich an besonderen Oertern, Städte genannt, vereinigt haben, wird das Geld zu einer Nothwendigkeit, die sich nicht länger umgehen läßt.

So oft nnn ein starkes Bedürfniß für irgend eine Entdeckung oder Erfindung spricht, ruht der menschliche Geist nicht eher, als bis er diese Entdeckung oder Erfindung gemacht hat.

Hinsichtlich des Geldes geschieht dies durch alle die Uebergänge, die sich auch an anderen menschlichen Schöpfungen wahrnehmen lassen. Ehe die Keule des Herkules — dieses einfache Werkzeug der Vertheidigung und des Angriffs, — sich in eine Jagdflinte aber Kugelbüchse verwandeln konnte, mußten alle die Fortschritte vorangehen, welche in der Mechanik, Metallurgie und Chemie gemacht werden mußten, bevor man auf den Gedanken gerathen konnte, ein so zusammgesetztes Werkzeug ins Daseyn zu rufen, wie eine Jagdflinte oder Kugelbüchse ist. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Gelde in der Gestalt, worin

es gegenwärtig wirksam ist; man kann es immer nur als das Produkt aller der Fortschritte anschauen, welche die menschliche Gesellschaft, seit wer weiß wie viel Jahrtausenden, durch die zunehmende Theilung der Arbeit zu ihrer Vollendung gemacht hat. Daß der Zufall dabei gar keine Rolle gespielt hat, geht aus allem hervor, was wir von dem Entwickelungsgange einzelner Völker wissen. Die Römer hatten sich mehre Jahrhunderte hindurch mit Kupfergeld beholfen, als, in den punischen Kriegen, Gold und Silber zuerst bei ihnen zu Ausgleichungsmitteln der gesellschaftlichen Arbeiten gebraucht wurden. Von unsern deutschen Vorfahren wissen wir aus dem Tacitus, daß Gold und Silber Dinge für sie waren, womit sie sich nicht befassen wollten. Es folgt daraus jedoch keinesweges, daß ihnen jedes Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeiten und ihrer Produktionen fremd war; es folgt daraus nichts weiter, als daß sie in der Theilung der Arbeit noch nicht so weit vorgeschritten waren, daß edle Metalle ihnen für die Aufrechthaltung ihres gesellschaftlichen Zustandes, so wie dieser im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war, unentbehrlich gewesen wären; denn in diesem Falle würden sie, wie die Römer in den punischen Kriegen, edle Metalle jedem anderen Ausgleichungs-Mittel vorgezogen haben.

Will man über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines allgemeinen Ausgleichungsmittels der gesellschaftlichen Arbeit ins Klare kommen: so bedarf es dazu nur einer Voraussetzung, und diese ist keine andere, als daß es an einem solchen Ausgleichungsmittel fehle. Wie viele Verlegenheiten knüpfen sich an diese Voraussetzung! Wie

schwierig wird mit ihr jeder Austausch! Ich habe Wolle, die ich gegen Korn vertauschen möchte, weil ich des letztern dringend bedarf. Ich bringe also meinen unbehülflichen Reichthum zu einem Kornproduzenten. Dieser hat zwar, was ich suche; aber er braucht keine Wolle. Dagegen möchte er gern Wein haben. Da ich schlechterdings Korn haben muß, so suche ich ihm Wein zu verschaffen. Der Weinbauer möchte sich gern des ihm überflüssigen Produkts entledigen; allein auch er braucht keine Wolle. Ich wende mich nunmehr an einen Wollfabrikanten. Dieser nun möchte zwar gern meine Wolle haben; da er aber weder Korn noch Wein hat, um mir dergleichen abzutreten, so muß auch er mein Anerbieten zurückweisen. Wie viel Schwierigkeiten und unnütze Gänge! Endlich entdecke ich denjenigen, der mit mir tauschen kann. Jetzt aber bietet sich eine neue Schwierigkeit dar. Wie den Werth der beiden Waaren abschätzen? Wie bestimmen, welche Quantität Korn für eine so und so große Quantität Wolle hingegeben werden muß? Wir einigen uns endlich; und wir einigen uns dadurch, daß die eine dieser Waaren getheilt wird, oder auch daß beide getheilt werden. Wie aber, wenn man die Waaren nicht theilen kann? wenn es z. B. darauf ankommt ein Thier gegen ein Hausgeräth auszutauschen? Welcher glücklicher Zufall wird mir denjenigen zuführen, der nicht nur das besitzt, was ich gern haben möchte, sondern dies auch gerade in einem solchen Werthe besitzt, wodurch es dem Gegenstande, den ich vertauschen möchte, gleich kommt?

Irren wir nicht, so beweiset das Angeführte, wie unumgänglich die Auffindung einer vermittelnden Waare

von dem Augenblick an war, wo es darauf ankam, Austauschungen zu erleichtern, und zugleich einen Maßstab zu haben, nach welchem die Werthe abgeschätzt werden konnten. In die Augen aber springt, daß die verschiedenen Gegenstände, die man für diesen Zweck gebrauchen konnte, nicht in gleichem Grade tauglich waren. Ausgehen mußte diese Schöpfung, wie jede andere, von dem Gedanken eines wirksamen Ausgleichunsmittels; und man darf demnach behaupten, daß das Geld zuerst als bloße Ideal-Münze im Gebrauch gewesen sei. Den Beweis für diese Behauptung findet man noch gegenwärtig unter den armen Bewohnern der Küste Angola. Diese haben sich eine Münze gebildet, deren Abstufungen nur in ihrer Einbildungskraft vorhanden sind. Sie nennen ihre Geldstücke Makûten. Wer etwas losschlagen will, schätzt es nach Makûten ab. Eben so macht es sein Nachbar mit dem, was er dafür in Tausch geben will. Man feilscht, als ob Makûten gegeben und empfangen werden sollten. Diese Münze dient also zur Abschätzung der Werthe. Allein sie erfüllt nicht alle Verrichtungen des Zahlmittels. Und gerade hierin lag es unstreitig, daß man sehr früh darauf bedacht war, den Austausch durch eine vermittelnde Waare zu erleichtern. Wenn diese in Mexiko durch Kakaobohnen, in Virginien durch Taback, in Habissinien durch Salzstücke und bei den westindischen Völkerschaften durch glänzende Muscheln, die als Zierrath gebraucht werden konnten, ins Daseyn gerufen wurde: so rührte dies unstreitig daher, daß man diese verschiedenen Gegenstände als Dinge kannte, um deren Besitz man sich in der größten Allgemeinheit bewarb. Indem man aber das Tauschmittel je mehr und mehr zu

vervollkommnen strebte, mußte man um so nothwendiger zur Metall-Münze gelangen, weil diese die einer vermittelnden Waare nöthigen Eigenschaften im höchsten Grade vereinigt. Die edlen Metalle haben einen hohen Werth, dem sie ihrer mannichfaltigen Brauchbarkeit, so wie dem Kraftaufwande verdanken, der gemacht werden muß, um sie zu gewinnen. Sie lassen sich bei ihrem verhältnißmäßig geringen Volumen leicht aufheben, verbergen und fortschaffen. Ihre Dauer ist unbestimmbar. Sie sind in solcher Fülle vorhanden, daß sie für das Bedürfniß aller Völker ausreichen; aber sie sind dabei selten genug, um nicht so gemein werden zu können, daß sie ihren Werth verlieren und in die Nothwendigkeit versetzen könnten, die Masse der Ausgleichungsmittel auf eine beschwerliche Weise zu vermehren. Die Kunst theilt sie in so viel Theile, als man haben will, ohne daß sie dadurch eine bedeutende Werthsverminderung erleiden. Endlich vertragen sie sich auch mit einem Gepräge, das lange vorhält. Als alle diese Eigenschaften entdeckt waren, mußten sie den Vorzug erhalten vor jedem anderen Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit.

Noch eins will in Anschlag gebracht seyn, wenn von den edlen Metallen, als einer vermittelnden Waare, die Rede ist; nämlich die wichtige Entdeckung, daß Metallstücke auf eine Weise bezeichnet werden könnten, wodurch ihr sogenanntes Schrot und Korn konstatirt würde. Hätte man sie bei der Annahme jedesmal wägen und probiren müssen, so würden beide Operationen höchst lästig gewesen seyn; die letztere in den meisten Fällen sogar unmöglich. Nur sehr allmählig gelangte man dahin, Münzen zu prä-

gen.

gen. Anfangs bediente man sich der Metallstücke ohne alles Gepräge; sodann zeigte ein Stempel den Werth derselben an; zuletzt machte die Kunst, das ganze Metallstück mit Figuren und Wörtern zu bedecken, das Auslöschen oder Verfälschen der Zeichen, wodurch über Gewicht und Gehalt der Münzen Aufschluß gegeben wird, so schwierig, daß auch hierdurch der Austausch nicht wenig erleichtert wurde.

Es verträgt sich demnach mit keinem Zweifel, daß die Erfindung des Geldes, als Ausgleichungsmittels der Arbeit und ihrer Produktionen, in dem Lichte eines wirksamen Zivilisations-Mittels betrachtet werden müsse. Dies folgt aus den Betrachtungen, welche wir bisher angestellt haben. Wir fügen aber noch eine andere hinzu, deren Wichtigkeit sich nicht verkennen läßt. Ohne Geld, ohne Münze fehlt es an dem Mittel, die Kapitale zu sammeln, deren Daseyn für die Entwickelung der Betriebsamkeit unumgänglich nöthig ist. Wollte man Gegenstände, welche durch ihr Volumen beschwerlich sind und leicht verderben, anzuhäufen versuchen: so würde man in den meisten Fällen den Zweck verfehlen. Vermittels der Münze kann man Tag für Tag etwas von einer Waare zurücklegen, die wenig Raum einnimmt und dem Verderben nicht ausgesetzt ist; und besitzt man sodann den nöthigen Vorrath davon, so ist es leicht, sie dahin zu versetzen, wo das Bedürfniß sie fordert, um sie auszutauschen gegen alle die Gegenstände, welche nothwendig sind für die Unternehmung, die man machen möchte.

Wie man sich also auch die Erscheinung, von welcher bisher die Rede gewesene ist, auflösen möge: immer

gelangt man zu dem Ergebniß, daß Geld zum Wesen der menschlichen Gesellschaft gehört, sobald diese durch die Mannichfaltigkeit der in ihr vollbrachten Verrichtungen dahin gelangt ist eines Ausgleichungsmittels der Arbeit und ihrer Produktionen zu bedürfen. Das Individuum, Mensch genannt, kann von der allgemeinen Anlage zu den sämmtlichen Verrichtungen der Gesellschaft immer nur einen verhältnißmäßig geringen Theil entwickeln. Die Gesellschaft bildet sich also nothwendig aus der Beschränktheit der menschlichen Kraft, und ist in sich selbst nichts weiter, als das Produkt der verschiedenen Fähigkeiten oder Geschicklichkeiten ihrer Glieder, die zu ihrem Bestehen nothwendigen Verrichtungen zu vollbringen. Um aber dies Bestehen zu sichern, bedarf es eines künstlichen Mittels, die verschiedenen Verrichtungen, und das, was von diesen ausgeht, auszugleichen. Dies Mittel nun ist das Geld in der Gestalt als Münze. Und so ist denn klar, daß die moralische Natur des Menschen, d. h. das, wodurch allein eine Vergesellschaftung zu Stande gebracht werden kann, seine Haltung und volle Wirksamkeit erst durch die Schöpfung des Geldes gewinnt. Fehlte diese, so würde sich alles auf den Punkt zurücksenken, auf welchem Völkerschaften stehen, die wir Wilde nennen, weil sie in ihrer Entwickelung noch nicht so weit vorgeschritten sind, daß sie, zur Behauptung der größeren Mannichfaltigkeit ihrer Verrichtungen, eines Schutzmittels bedürfen; mit einem Worte: alles würde sich auf Jagd oder auf Viehzucht beschränken, und die Ernährung und Bekleidung den einzigen Gegenstand der Sorge ausmachen.

* * *

Wie unverkennbar aber auch die Wichtigkeit des Geldes seyn möge: so hat man doch dieselbe nicht selten übertrieben. Mit diesem Ausdruck soll nichts weiter gesagt werden, als daß man sich über die Beschaffenheit der Dienste, welche die edlen Metalle der Gesellschaft leisten, nicht wenig geirrt hat, wenn man sie für ausschließenden Reichthum hielt, und ihre Erwerbung für den wahren Zweck des Verkehrs mit anderen Völkern ausgab.

Gründlichere Erörterungen haben dies Vorurtheil, wo nicht gänzlich vernichtet, doch wenigstens sehr geschwächt. Edle Metalle sind nichts mehr und nichts weniger, als Produkte, und als solche müssen sie erworben werden, wie alle übrigen Produkte: d. h. durch die Arbeit. Am meisten springt dies in die Augen, wenn man den Blick auf solche Völker richtet, deren Boden diese edlen Metalle in sich schließt. Die Bearbeitung der Gold- und Silberbergwerke ist bei weitem nicht so gewinnreich, als man wohl glaubt. Dabei giebt es viel getäuschte Erwartungen, viel verlorne Mühe und Arbeit. Selbst wenn der Gewinn einer reichhaltigen Mine außerordentlich scheint, fällt er auf einen höchst mäßigen Satz zurück, sobald man die Gewinne und die Verluste aller derjenigen Unternehmer in die Wage legt, die auf Bereicherung dieser Art spekuliren. Auf der andern Seite müssen alle die Völker, welche keine Gold- und Silberbergwerke besitzen, sich die edlen Metalle, die sie theils zur Münze, theils zu anderen Zwecken gebrauchen, durch Produkte ihrer Arbeit verschaffen, was selbst dann der Fall ist, wenn sie sich derselben durch den Krieg bemächtigen: eine Art des Erwerbes, die wir im Uebrigen nicht vertheidigen wollen.

In öffentlichen Berichten ist also nichts weniger genau — um nicht zu sagen: nichts abgeschmackter — als die so oft wiederkehrende Redensart: „mit so und so viel Millionen sind wir dem und dem Volke tributpflichtig, dem wir seine Waaren durch Baares vergüten.“ Nichts davon zu sagen, daß diese Millionen, ganz oder zum Theil, bezahlt werden, ohne daß ein Thaler aus dem Lande geht; angenommen also, daß unsere Bankiers sie wirklich in gemünztem Gelde übersenden: wodurch sind wir bei diesem Verfahren tributpflichtiger, als wenn wir für das, was wir empfangen, andere Gegenstände hingeben? Produkte werden, wie oben bemerkt worden ist, immer nur durch Produkte erkauft. Bezahlen wir also ein Volk nicht mit unseren Tüchern, unseren Weinen, kurz mit den Produkten unseres Gewerbfleißes und unseres Bodens, sondern mit edlen Metallen: so haben wir diese vorher dadurch erwerben müssen, daß wir sie eingetauscht haben gegen die Produkte unseres Gewerbfleißes und unseres Bodens. Was folgt aber daraus? Dies, daß wir direkt oder indirekt immer nur mit diesen bezahlen. Der Unterschied liegt bloß darin, daß, im ersten Falle, ein einziger Austausch, und daß, im zweiten Falle, ein doppelter Austausch Statt gefunden hat, wobei es denn sehr wohl möglich ist, daß wir in dem letzten das Meiste gewonnen haben, indem eine doppelte Operation mehr Arbeit in der Gesellschaft in Gang bringen muß.

Zwischen den edlen Metallen und den übrigen Waaren findet auch noch der Unterschied Statt, daß jene von allen Produkten diejenigen sind, welche der Handel am leichtesten herbeiführt. Ihr geringes Volumen bringt mit

sich: 1) daß man sie mit geringen Kosten in große Fernen versetzen kann; 2) daß sie der Aufsicht der Gränzzölle am leichtesten entschlüpfen, folglich den Prohibitionen trotzen, die eine einfältige Begehrlichkeit ihnen entgegenstellt. Gold und Silber werden ganz natürlich dahin ausgeführt, wo sie am meisten gesucht werden; mit anderen Worten: wo man sie am theuersten bezahlt. Um die nöthige Quantität zu erhalten, ist nichts weiter erforderlich, als daß der Verkehr nicht auf Hindernisse stoße; und selbst wenn dies der Fall ist, so bleibt, ich wiederhole es, der Umlauf einer Waare von so großem Werth und von so geringem Volumen noch immer fast frei. Es ist also kein Beweis von bedeutenden Fortschritten in der Analysis der gesellschaftlichen Erscheinungen, wenn die spanische Regierung unserer Tage Cadix für einen Freihafen erklärt, und unmittelbar darauf die Ausfuhr der edlen Metalle verbietet. Was sich nicht verhindern läßt, sollte nie ein Gegenstand des Verbotes werden.

Allerdings würde ein Staat, dem es an Geld fehlt, aufs Mannichfaltigste leiden: die Betriebsamkeit würde ins Stocken gerathen; der Austausch würde schwieriger werden. Bei dem Allen ist nichts weiter nöthig, als daß die Quantität der gemünzten Geldstücke sich nach Verhältniß der Anzahl der Austauschungen vermehre. Vermöge der moralischen Kraft der Gesellschaft vervielfältigt sich, so zu sagen, jeder einzelne Thaler, indem die Thätigkeit des Verkehrs ihn durch viele Hände in verhältnißmäßig kurzer Zeit gehen läßt.

Noch mehr: wenn die Seltenheit der vermittelnden Waare, d. h. des Geldes, der Schnelligkeit der Austau-

schungen schadet, so ist nicht weniger ausgemacht, daß eine zu starke Fülle nachtheilige Wirkungen hervorbringen würde. Wahrlich, das Land würde in eine beklagenswerthe Lage gerathen, das nur Gold und Silber in sich aufnehmen dürfte, ohne diese edlen Metalle jemals wieder herauszulassen. Der Werth des Geldes würde abnehmen; man würde sich mit einer beträchlicheren Quantität Münze belasten müssen, ohne dafür mehr Gegenstände des Verbrauchs erhalten zu können. Die Entdeckung Amerikas überströmte Europa mit einer solchen Masse von edlen Metallen, daß die Handelsthätigkeit hinter ihr zurückblieb. Was war die Folge davon? Keine andere, als daß Gold und Silber sechsmal weniger werth wurden, als vorher.

Indeß beweiset eine Thatsache, wie geneigt die Menschen sind, sich jeder Täuschung hinzugeben, wenn die Rede ist von der vermittelnden Waare, in deren Besitz Jeder zu kommen wünscht. Das Parlement von Paris reichte noch im achtzehnten Jahrhundert eine Klage darüber ein, daß eine allzu große Zahl von Privatpersonen sich Gold- und Silbergeschirr hielte, und verlangte dabei, daß der König diesen Luxus zum Besten der Armen verbieten sollte . . . Hätte man einen Zweig der Betriebsamkeit gelähmt, so hätte man die Arbeit vermindert; und hätte man die Quantität des gemünztes Geldes vermehrt, so hätte man seinem Werthe geschadet.

* * *

Bei dem allen muß die Meinung, daß Gold und Silber nicht bloß Reichthum, sondern sogar ausschließender

Reichthum sei, etwas für sich haben; denn sie ist so allgemein verbreitet, daß die Zahl derer, die sie bekämpfen, im Grunde sehr gering ist. Nun wohl! wer nach dem bloßen Schein urtheilt, muß diese Meinung annehmen. Der eigentlichen Austauschungen giebt es nur wenige. Wir kaufen und verkaufen, und bei jedem Kauf und Verkauf spielt das Geld eine Rolle. Dem Anscheine nach bringt es Alles hervor, steht es für Alles ein. Dabei ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß Jeder um so reicher ist, über je mehr Gold und Silber er verfügt. Hieraus nun schließt man ganz natürlich, daß, um einen Staat zu bereichern, nichts weiter erforderlich sei, als die Masse seiner edlen Metalle zu vermehren.

Allein man geräth bisweilen in schwere Irrthümer, wenn man ein Volk einem Einzelwesen gleich stellt. Wer Tag für Tag die Quantität seiner edlen Metalle vermehrt, vermindert ihren Werth dadurch auf keine Weise; wollte sich aber ein ganzes Volk dasselbe Ziel setzen, folglich nur nach Vermehrung seiner Geldstücke streben, so würde es — vorausgesetzt, daß dies überhaupt gelingen könnte — nur das Elend des Ueberflusses empfinden. Ich sage: „vorausgesetzt, daß es gelingen könnte." Doch die Sache ist in sich selbst unmöglich. Ein Volk ist eine Anhäufung von Einzelwesen, deren Liebhabereien und Vortheile höchst mannichfaltig sind. Wenn 20,000 Thaler für mich einen Werth haben, der es mit sich bringt, daß ich sie jedem Waarenvorrath desselben Werthes vorziehe: so folgt daraus keinesweges, daß jeder Andere hierin mit mir übereinstimmen muß. Ein Kaufmann wird meine 20,000 Thaler lieber in Waaren besitzen wollen. Ich, um meine Rei-

gungen oder Bedürfnisse zu befriedigen, würde diese verkaufen müssen; er, um sein Geld anzulegen, würde Waaren kaufen. In meinen Händen würden die Waaren sich vermindern, oder sogar verderben; der Kaufmann hingegen wird ihnen einen Werth verschaffen, wodurch sie die von mir gewählte Summe übersteigen. Verkauft er sie im Auslande, so kann er es vortheilhaft finden, sich durch andere Produkte bezahlen zu lassen, als geprägte Goldstücke sind. Möglich, daß er, unter gewissen Umständen lieber Geld genommen hätte; allein man wollte, an Ort und Stelle, nur unter der Bedingung mit ihm verkehren, daß er Waaren nahm, und um keinen Verlust zu leiden, mußte er sich diese Bedingung gefallen lassen. Unter allen Umständen geht er auf das ein, was ihm den meisten Vortheil oder auch den wenigsten Schaden bringt, und alle Bemühungen der Regierung, ihn in seinen Geschäften durch Verbote oder durch Zölle zu leiten, bringen keine andere Wirkung hervor, als die, daß er entweder einen unvortheilhaften Handel schließt, oder gar nicht verkaufen kann.

* * *

Um das hergebrachte Vorurtheil vom Alleinwerth der edlen Metalle zu vertheidigen, hat man gesagt: „Es giebt Gegenstände, die sich schnell zerstören, während die edlen Metalle fast unzerstörbar sind; kauft also ein Land von einem andern dergleichen leicht zerstörbare Gegenstände gegen Baares, so verarmt es und macht das Ausland auf seine Kosten reich."

Hierauf ließe sich allerlei erwiedern. Wir wollen jedoch nur anführen, daß kein Land, das Baares empfängt, dasselbe behält. Das Geld fließt ab; und ein Volk, das es für Tücher oder Seidenwaaren eingenommen hat, wird es vielleicht wieder ausgeben für Getränk, das noch weit schneller verbraucht wird.

* * *

So lange man glaubte, daß die edlen Metalle den Reichthum der Staaten ausmachen, mußte man sich angelegen seyn lassen, den Betrag der im Auslande zu Stande gebrachten Verkäufe und Käufe auszumitteln. Indem man nun die Zahlen-Kolumnen mit einander verglich, sah man, oder glaubte man zu sehen, welche Rechnungs-Bilanz entweder zu bezahlen oder zu empfangen sei. Man nannte dies die Handels-Balance, und glaubte nach ihr darüber urtheilen zu können, ob ein Land reicher oder ärmer werde.

Die absolute Leerheit dieser Meinung ist so vollständig erwiesen worden, daß es nicht der Mühe werth ist, bei diesem Gegenstande nur einen Augenblick zu verweilen. Nur Eins wollen wir bemerken. Die in England angefertigten Uebersichten der Handels-Balance, sind immer, oder fast immer, zum Vortheil dieses Landes gewesen. Hiernach nun sollte die in England eingeführte Masse des baaren Geldes unermeßlich seyn. Herr Say addirt die Summen, welche die Engländer seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, bis zum Eintritt der Papiermünze im Jahre 1798, empfangen haben, und bringt die

unglaubliche Summe von 347,000,000 Pf. Sterling heraus. „Fügt man, sagt er, das baare Geld hinzu, das England zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts besaß, so wird man meinen, daß in England an 400 Millionen Pf. Sterling in Umlauf seien. Woher kommt es nun, daß alle ministeriellen Abschätzungen, die übertriebensten nicht ausgenommen, nicht über 47 Millionen hinausgehen *).

Die Lehre von der Handlungs-Balance, deren Anhänger noch immer zahlreich genug sind, um einige Berücksichtigung zu verdienen — ist vielleicht nie richtiger beurtheilt worden, als von dem Herrn von St. Chamans, in einer Abhandlung, die auf allen Seiten für den Verstand ihres Urhebers spricht, und aus der wir folgendes anführen wollen. „Angenommen — sagt Herr von St. Chamans — ein französischer Kaufmann bringe eine Ladung von 50,000 Franken nach den westindischen Inseln, oder nach Mexiko; angenommen ferner, er sei im Verkauf und im Ankauf so glücklich, daß er eine Rückfracht von Waaren, deren Werth sich auf 200,000 Franken beläuft, gewinnt. Wer möchte ein solches Geschäft nicht glänzend nennen? Nun ziehe man aber die Handels-Balance mit ihren Grundsätzen zu Rathe. Auf der Kolonne der Ausfuhren weiset sie 50,000 Franken nach; auf der Kolonne der Einfuhren 200,000. So beweiset sie, daß Frankreich 150,000 Franken verloren hat. Ein nicht ungewöhnliches Ereigniß konnte diese Berechnung leicht verändern. Hätte ein Sturm jene 200,000 Franken Kauf-

---

*) Siehe Traité d'économie politique Tom. I. p. 245.

mannsgüter verschlungen, so wären sie nicht in der Kolonne der Einfuhren gekommen; und die Kolonne der Ausfuhren würde nachweisen, daß Frankreich 50,000 Fr. gewonnen habe."

In der That, so wie die Dinge gegenwärtig angeschaut werden, läßt sich schwer begreifen, wie Staatsmänner sich dazu hergeben konnten, die Uebersichten der Handels-Balance mit Sorgfalt zu studiren, um daraus Folgerungen für das Geschick der Reiche zu ziehen. Liegt hierin eine Art von Unterpfand dafür, daß gewisse Irrthümer, die gegenwärtig noch im Schwange sind, mit der Zeit als lächerlich verschwinden werden: so dürfen wir zugleich darauf rechnen, der Leser werde einige Aufschlüsse, die wir ihm über die Entstehung des Merkantil-Systems und der davon abhängigen Handels-Balance zu geben im Stande sind, nicht ungern vernehmen.

* * *

Das Merkantil-System hat sich, im Verhältniß der Regierungen zu den Regierten, aus der Art und Weise, die Betriebsamkeit zu besteuern, entwickelt. Als gesellschaftliche Erscheinungen aufgefaßt, folgen die Steuern natürlichen Gesetzen, welche ihren letzten Grund in dem allgemeinen Entwickelungsgesetz haben, das in jeder menschlichen Gesellschaft waltet. Hiernach haben die Steuern entweder den Charakter von Natur-Produkten, d. h. sogenannter Naturalien, oder den von Produkten und edlen Metallen, als Ausgleichungsmitteln der gesellschaftlichen Arbeit, oder endlich den von edlen Metallen, als Geld

oder vermittelnder Waare, schlechtweg. Nie hing es also von dem Willen der Regierungen ab, zu bestimmen, in welcher Gestalt die Steuern entrichtet werden sollten; darüber entschied allein der Zivilisations-Grad, welcher seinerseits auf der Summe der in der Gesellschaft vollbrachten Verrichtungen beruhete. Da, wo es nur Jagd und Viehzucht gab, war an keine Geldsteuern zu denken. Diese konnten nicht eher eintreten, als bis zum Ackerbau eine gewisse Mannichfaltigkeit von Gewerben hinzugekommen war. Eine Geldwirthschaft, wie sie gegenwärtig in fast allen Staaten Europa's angetroffen wird, ist früher nie vorhanden gewesen; und zwar aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil die Summe der gesellschaftlichen Beziehungen, in Folge der Vervielfältigung der Bedürfnisse, nie größer gewesen ist. Welche Mängel diese Geldwirthschaft in sich schließt, davon kann hier nicht die Rede seyn, wo es uns bloß darauf ankommt, sie als gesellschaftliches Phänomen zu erklären.

Sobald es in der Gesellschaft eine vermittelnde Waare giebt, wodurch man sich alle übrigen Waaren aneignen kann, hat die Regierung kein stärkeres Interesse, als sich diese vermittelnde Waare in der möglich-größten Fülle anzueignen, weil es für die Erfüllung ihrer Bestimmung kein wirksameres Mittel giebt. Auf diesem Wege bildet sich die Finanzkunst ganz von selbst; nur daß ihre Ausübung in den Zeiten des Uebergangs von der Produkten-Wirthschaft zur Geldwirthschaft mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, die nur sehr allmählig beseitigt werden können. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren dieser Schwierigkeiten noch so viele, daß man gewisser

Maßen verpflichtet ist, Nachsicht gegen solche Staatsmänner zu üben, welche ihre Zuflucht zu verderblichen Mitteln nahmen, d. h. zu solchen, die der gesellschaftlichen Wohlfahrt entgegen wirkten. Dieser Art waren alle die Monepole, die sie mit so freigebiger Hand bewilligten, um dem Geldbedürfniß des Augenblicks abzuhelfen.

Nachdem die Regierungen den Handel lange mit stolzer Verachtung behandelt hatten, lernten sie ihn in den bezeichneten Jahrhunderten endlich als eine der ergiebigsten Quellen des National-Reichthums kennen. Es fehlte damals unstreitig noch sehr viel daran, daß die größten Glücksgüter dem Kaufmannsstande angehört hätten; allein, wenn plötzliche Bedürfnisse eintraten, wenn jene Knall und Fall beträchliche Summen erheben wollten, so konnten nur die Kaufleute ihnen dazu behülflich seyn. Die Grundeigenthümer hatten zum Theil unermeßliche Einkünfte, und auf gleiche Weise ließen die Manufaktur-Herren Arbeiten von großem Umfange vollbringen; aber jene, wie diese, konnten nur über Einkünfte, nur über jährliche Erzeugnisse verfügen. Die Kaufleute allein boten der Regierung im Nothfall ihr ganzes Vermögen dar. Da ihr Vermögen durch Waaren repräsentirt war, welche für den Verbrauch in Bereitschaft lagen: so konnten sie diese in Zeit von wenigen Stunden losschlagen, und die von ihnen geforderten Summen mit einem geringeren Verluste realisiren, als jeder andere Bürger. Die Kaufleute fanden also leicht Mittel, sich Gehör zu verschaffen, theils weil sie gewisser Maßen über alles Geld im Staate geboten, theils weil sie von der Gewalt beinahe unabhängig waren; denn sie konnten in den meisten Fällen den Schlägen des Despo-

tismus ein Vermögen entziehen, das unbekannt blieb, und es, von einem Augenblick zum andern, sammt ihrer Person in ein fremdes Land versetzen . . .

Die Regierungen ihrerseits waren nicht abgeneigt, den Vortheil des Kaufmanns zu vermehren; jedoch mit der Bedingung, daß sie mit ihm theilten. Für diesen Endzweck glaubten sie, sei nichts weiter nöthig, als sich zu verstehen. Sie boten also dem Kaufmann ihre Kraft, die Betriebsamkeit zu unterstützen, an; und da der Vortheil der Kaufleute darin besteht, daß sie wohlfeil einkaufen und theuer verkaufen: so glaubten jene den Handel wirksam zu beschützen, wenn sie ihm Gelegenheit gäben, noch wohlfeiler einzukaufen und noch theurer zu verkaufen. Indem nun die Kaufleute dies Anerbieten begierig annahmen, erhielt das Merkantil-System seine Entstehung. — Karls des Fünften und Philipps des Zweiten Statthalter im Königreich Neapel und im Herzogthum Mailand, hatten vom Staatshaushalt noch keinen besseren Begriff, und wurden auf diesem Wege zu Erfindern von wer weiß wie vielen Monopolen. Als man jedoch diese methodische Beraubung der Konsumenten in ein System bringen wollte; — als man berathschlagende Versammlungen damit beschäftigte; — als Colbert mit Korporationen darüber zu Rathe ging, und das Publikum endlich dahin gelangte, sich dieser Materien zu bemächtigen: da mußte man für Verträge dieser Art ehrenvollere Grundlagen suchen; da mußte man sich nicht bloß mit dem Vortheile des Finanz-Verwalters und des Kaufmanns, sondern auch mit dem Vortheil der Gesellschaft

abfinden; denn die Berechnungen der Selbstsucht vertragen sich nicht mit dem vollen Tageslichte, und die erste Wohlthat der Oeffentlichkeit besteht darin, daß sie fehlerhafte Grundsätze zum Schweigen bringt.

Um das Merkantil-System in seiner verabscheuungswürdigsten Gestalt kennen zu lernen, muß man seine Wirksamkeit in jenen Handels-Staaten beobachten, welche, wie Genua und Venedig, über Unterthanen verfügten, die sie nur in dem Lichte von Sklaven oder von Leibeigenen zu betrachten gewohnt waren. So lange Korsika von Genua abhing, mußten die Korsen sich gefallen lassen, daß ihre Gebieter den Preis für alles stellten, was sie von ihnen kauften oder ihnen verkauften; nichts war diesen Unglücklichen weniger gestattet, als mit anderen Völkern zu verkehren. In derselben Lage befanden sich die Bewohner der Jonischen Inseln, den Venetianern gegenüber. Kurz: das Merkantil-System war, bei seinem ersten Ursprunge, nichts mehr und nichts weniger, als ein Unterdrückungs-System, worin die Kaufleute die Rolle der Territorial-Herrschaft spielten; vielleicht sogar mit einem Ueberschuß von Härte und Grausamkeit.

Diesen Charakter bewahrte das Merkantil-System allenthalben, wo diejenigen, von denen es ausging — die Kaufleute — zugleich Suveräne waren; und, wie es scheint, war die Härte und Grausamkeit, die sich daran knüpfte, um so weniger zu verdrängen, weil Geld für den Kaufmann Werkzeug ist, das er nicht entbehren kann, wenn Gewinne für ihn Statt finden sollen. Um wohlfeil einzukaufen und theuer zu verkaufen, muß man

die Bedrückung, wenn es möglich ist, zu Hülfe nehmen, sollte darüber auch die Freiheit des Bedrückten zu Grunde gehen, und, was in sich absurd ist, die Armuth zur Quelle des Reichthums werden.

Eine Milderung des Merkantil-Systems trat von dem Augenblicke an ein, wo es von Kaufleuten auf Staatsmännern überging, welche keine Kaufleute waren. Diesen mußte das Geld in einem anderen Lichte erscheinen, selbst wenn sie nicht Scharfsinn genug hatten, über die Natur desselben, sofern sie durch die Organisation des Menschen und durch das Wesen der menschlichen Gesellschaft bestimmt wird, vollkommen ins Klare zu gelangen. Unbekannt blieb ihnen also zwar das Geld als vermittelnde Waare, als Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Produktionen; da sie aber nicht, wie die Kaufleute, Privat-Gewinne zu machen hatten, und folglich in dem Gelde noch etwas mehr ahneten, als ein bloßes Werkzeug des Gewinnes: so blieben sie, durch den allgemeinen Sprachgebrauch verführt, zunächst dabei stehn, daß Geld ausschließender Reichthum sei. Sie sagten also, gleichsam zu ihrer Rechtfertigung: „Das Geld gebietet über die Arbeit des Menschen und über alle Erzeugnisse desselben; denn es bewirkt, daß sie entstehen, wenn man sich anheischig macht, sie zu bezahlen. Durch das Geld behauptet sich die Betriebsamkeit im Staate: ihm verdankt jeder Einzelne seine Subsistenz und die Fortdauer seines Lebens. Vorzüglich nothwendig ist das Geld in Beziehung von Volk zu Volk; das Geld macht die Stärke der Armeen aus, und sichert die Erfolge des Krieges. Die

Wissen-

Wissenschaft der Staatshaushaltung hat also keinen anderen Zweck, als dem Volke Geld zuzuführen. Da nun das Geld, das ein Staat besitzt, nur dadurch vermehrt werden kann, daß man es aus Bergwerken bezieht, oder aus der Fremde einführt: so muß man Gold- und Silber-Minen, wenn man dergleichen besitzt, fleißig bearbeiten, oder man muß sich, vermöge des auswärtigen Handels, das Gold und Silber verschaffen, das andere Völker aus ihren Minen gewonnen haben. Alle Austauschungen, welche in einem gegebenen Lande geschehen, alle Käufe und Verkäufe, welche ein Volk unter sich selbst abschließt, vermehren das umlaufende Zahlungsmittel nicht um einen Heller; alle Gewinne also, die man durch den inneren Handel und die innere Betriebsamkeit erhält, sind bloße Täuschungen. Zwar bereichern sich Einzelne, doch nur auf Kosten derer, die zu Grunde gehen: was der Eine gewinnt, das hat der Andere verloren; und da die Nation, nach allen diesen Käufen und Verkäufen, dieselbe Anzahl von Thalern hat, wie vorher, so ist sie weder reicher noch ärmer, wie groß auch die Betriebsamkeit der Einen und der Müssiggang der Andern seyn möge. Ganz andere Folgen hat der auswärtige Handel. Da seine Geschäfte durch Geld betrieben werden, so ist sein natürliches Ergebniß, daß er Geld in den Staat einführt, oder aus demselben ausführt. Soll also eine Nation sich bereichern, so muß man ihren auswärtigen Handel so regeln, daß sie anderen Nationen viel verkauft und wenig von ihnen annimmt."

So spiegelte sich das Merkantil-System in denjenigen ab, die bei seiner Anwendung den allgemeinen Vortheil ins Auge faßten.

Die Widerlegung dieses Systems ist enthalten in allem was wir bisher über Gesellschaft und gesellschaftlichen Erscheinungen bemerkt haben. Hätten die Merkantilisten die Wahrheit auf ihrer Seite, so würde das Geld, das immer nur gesellschaftlichen Zwecken dient, sich über die Gesellschaft stellen, um diese — zu beherrschen. Wirklich ist in diesem System eine einzelne Schöpfung des menschlichen Geistes über den Menschen erhoben worden; und wie hätte dies verfehlen können, zu den handgreiflichsten Widersprüchen zu führen? In voller Strenge aufgefaßt, sagt das System: „man muß immer verkaufen, aber niemals kaufen;" da aber die Urheber dieser Theorie begriffen, daß das Verbot, zu kaufen, den ganzen Handel zerstören würde: so begnügten sie sich mit der Forderung, daß nur solche Austauschungen gestattet werden sollten, deren endliches Ergebniß in Gold und Silber dargereicht werde.

Eine nothwendige Folge des Merkantil-Systems war, daß seine Vertheidiger die Regierungen bestimmten, ihre Gunst dem Ausfuhrhandel zuzuwenden und die Betriebsamkeit zu bewachen, damit diese keine andere Richtung nehmen möchte, als die, welche dem Staate — unter diesem verstanden sie immer nur die Regierung — vortheilhaft wäre, ohne gerade vortheilhaft für die Bürger desselben in ihrer Gesammtheit zu seyn. Ausgemachte Wahrheit dabei war, daß der Kaufmann, der sich durch den innern Handel bereichert, sein Vaterland nicht reicher mache, daß er dasselbe

vielmehr durch die Einfuhr fremder Waaren zu Grunde richte, und daß er, selbst wenn er durch den Verkauf einheimischer Waaren an Fremde sein eigenes Verderben herbeiführe, noch immer dem Staate Vortheil bringe durch die Einfuhr von Gold und Silber. Alles wurde nun Verordnungen unterworfen, weil man dem Privat-Eigennutz mißtrauen zu müssen glaubte: die Betriebsamkeit wurde eingeleistet, um sie zur Ausfuhr zu zwingen; die Gränzen wurden mit Wachen bedeckt, theils um das Geld zurückzuhalten, wenn es ausgeführt werden sollte, theils um die Einfuhr zu verhindern. Um recht viel Geld aus der Fremde zu beziehen, drangen die Merkantilisten vor allen Dingen auf Verbote, die Ausfuhr sogenannter roher Produkte betreffend. Was rohes Produkt ist, wußten sie freilich nicht anzugeben; nichts desto weniger aber verlangten sie, die öffentliche Autorität solle die Ausfuhr aller derjenigen Stoffe verhindern, die in ihrem nicht verarbeiteten Zustande nur wenig Geld bringen könnten. Nur mit dem Vortheil der ausführenden Kaufleute beschäftigt, boten sie zugleich alles auf, um sie in den Stand zu setzen, daß sie wohlfeil einkaufen und theuer verkaufen könnten, ohne sich im mindesten an den handgreiflichen Verlust zu kehren, der für die übrigen Klassen der Gesellschaft daraus hervorging.

Zwar wird das Merkantil-System in unseren Tagen von keinem Schriftsteller mehr vertheidigt; allein es hat allzutiefe Wurzeln geschlagen, als daß man es für verdampft halten könnte. Die meisten Verordnungen, denen die Völker unterworfen werden, sind noch gegenwärtig nichts weiter, als Anwendungen dieses Systems, das noch lange fortleben

wird in den gewerblichen Institutionen, die daraus hervorgegangen sind. Inzwischen ist es kein unverdienstliches Geschäft, allgemein verbreitete Ideen (oder Irrthümer) auf ihren Ursprung zurückzuführen, und denen, die ein Prinzip erhascht zu haben glauben, nachzuweisen, daß das Prinzip nur die Folge einer oberflächlich erörterten Meinung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen
zu
einer Prophezeiung.

Herr von Pradt, ehemaliger Erzbischof von Mecheln, seit dem Jahre 1815 einer der rüstigsten Publizisten Frankreichs, hat, wie es scheint, die Gewohnheit aufgegeben, sich in bänderreichen Schriften über die Hauptbegebenheiten der europäischen und amerikanischen Welt zu erklären. Statt dessen orakelt er, um seine fortdauernde Theilnahme an den Welthändeln zu beurkunden, nur in Zeitungs-Artikeln, worin er sich nicht selten zum Propheten aufwirft d. h. den Vorhang, welcher den Blicken des großen Haufens die Zukunft verbirgt, wegzieht. Auch die letzten Ereignisse unserer Zeit — der Uebergang der Russen über den Balkan und der Friede von Adrianopel — haben seine Sehergabe in Anspruch genommen, und ihn zu folgender Offenbarung — soll man sagen geleitet oder verführt?

Er sagt:

„Jetzt erst ist Rußland der Koloß des Kontinents. Nicht heraus in das mittelländische Meer hätte man es sollen kommen lassen; jetzt geht es aus und ein. Zwei Dinge fehlten ihm: Sonne und reicher Handel. Jetzt hat es beide. Während die Diplomaten schrieben, stürmten die Russen. England gewährte Rußland den uner-

meßlichen Vortheil, daß es seine Flotte weder den Türken zu helfen, noch den russischen See-Operationen zu widerstehen, sendete. Auch die Politik hat künftig nichts mehr bei dem jetzigen Zustande der Turkei zu schaffen; die Türkei kann nichts mehr für Europa thun, und wenn sie auch könnte, so setzt sie kein Zutrauen mehr in die christlichen Mächte; diplomatische Noten sind für sie in der Zukunft Liebesbriefe, worin man Treue verspricht. Die Russen sind nicht darum gegen Konstantinopel gezogen, um sich Zertifikate der Mäßigung zu holen; und wenn die Mächte jetzt ihre Hoffnung auf den Kaiser Nikolaus setzen, so ist das für Rußland nur eine Huldigung mehr. Preußen wird künftig der Stein des Anstoßes für die ganze Kontinental-Politik seyn; denn mit Schiffen kann England die russischen Bataillone nicht aufhalten, und was Frankreich betrifft, so hat es unter der Last von sechzig Ministern seit 15 Jahren — was man nie in der Weltgeschichte sah — mehr mit sich selbst zu schaffen, als mit Rußland. Seine größeren, seine wahren Feinde hat es in seinem Innern. Nach seinem Ruhme ohne Heil, lebt es nun in Unheil ohne Ruhm. Seine ehemalige Macht hat sich nach dem Norden gelenkt. Das Losungswort, das man sonst zu Paris gab, kommt jetzt von St. Petersburg. Auf immer wird es dort bleiben, was man auch aus Stolz oder in Leichsinn dagegen einwenden mag."

So der ehemalige Erzbischof von Mecheln, um sich den Propheten der Vorzeit anzuschließen.

Folgen wir ihm Satz für Satz, um zu erfahren was seine Orakelsprüche enthalten!

„Jetzt erst ist Rußland der Koloß des Kontinents.“

Wodurch? Etwa durch die Gebietstheile, die es in Asien erworben hat? War es denn weniger Koloß, als sein Territorial-Umfang nur 375,154 Geviertmeilen in sich schloß? Was hat es überhaupt mit dem Territorial-Umfang auf sich, wenn diesem eine entsprechende Bevölkerung fehlt? Und was geschieht, wenn diese nicht fehlt? Die letzte Frage scheint nie durch den Kopf des Herrn von Pradt gegangen zu seyn.

„Nicht heraus in das mittelländische Meer hätte man Rußland kommen lassen sollen; jetzt geht es aus und ein.“

So spricht ein Apostel der Zivilisation? Denn dafür hat Herr von Pradt bisher gelten wollen. Wenn Rußland nicht herauskommen soll aus dem mittelländischen Meere; wozu nutzt ihm alsdann das schwarze Meer? Warum es auf den Passiv-Handel beschränken? Etwa damit England und Frankreich sich auf seine Kosten bereichern und es als Kolonie behandeln können? Nur in der freien Kommunikation mit der ganzen Welt gab es Heil für Rußland. Ihm diese freie Kommunikation versagen, hieß nichts weiter, als seine Furchtbarkeit vermehren; denn kriegerisch gesinnt waren von jeher nur diejenigen Völker, die in dem Kriege einen Ersatz für diejenigen Genüsse suchen mußten, welche eine bessere Art von Betriebsamkeit gewährt. Es läßt sich hiernach annehmen, daß durch Rußlands freies Aus- und Eingehen in das mittelländische Meer der europäische Friede unendlich mehr gesichert seyn wird, als er es früher bei selbstsüchtigen Handelsgrundsätzen (wie z. B. das Merkantil-System sie gab) seyn konnte.

„Zwei Dinge fehlten ihm (dem russischen Reiche): Sonne und reicher Handel; jetzt hat es beide.“

Von einem Reiche, das 375,154 Geviertmeilen in sich schließt, behaupten, daß ihm Sonne fehle, heißt, sich eine Hyperbel erlauben, die kaum noch kühner gedacht werden kann, um nicht zu sagen, daß sie die auffallendste Unbekanntschaft mit der Erdbeschreibung voraussetzt. Hat Herr von Pradt jemals die Entfernung ausgemessen, worin Astrachan von Petersburg liegt? Wenn hier die Winternächte lang sind, so stellt sich dort das Verhältniß von Tag zur Nacht, wie in den südlichsten Gegenden Frankreichs; ja Rußlands Süden liegt dem Aequator näher, als Frankreichs Süden. Von fehlender Sonne in Beziehung auf Rußland zu reden, ist demnach nur Unsinn. Was den reichen Handel betrifft, den Rußland durch den freien Aus- und Eingang in das mittelländische Meer errungen haben soll: so läßt sich darüber nichts weiter sagen, als daß davon nach 50 oder 100 Jahren sich etwas Bestimmteres sagen lassen wird. Unstreitig ist Rußland schon gegenwärtig reich an höchst schätzbaren Produkten; wie sehr sich aber die Summe derselben in Verlauf der Zeit durch eine sorgfältige Benutzung klimatischer Vorzüge, unter Begünstigung des freien Handels, vermehren wird, ist kaum zu berechnen. Es liegt nicht außer dem Gebiet des Möglichen, daß Rußland, nach einem Jahrhundert, Frankreich mit weit besseren Weinen versorgt, als es bisher aus diesem Lande bezogen hat. Will Herr von Pradt hierin ein absolutes Elend wahrnehmen? Was uns betrifft, so begnügen wir uns damit einzugestehen, daß Prophezeihungen, die sich nicht auf Er-

fahrungen stützen, einen sehr geringen Werth für uns haben; wobei wir zugleich bekennen, daß die staatswirthschaftlichen Einsichten des Herrn von Pradt, wie patriotisch auch ihre Farbe seyn möge, uns höchst mangelhaft erscheinen.

„England gewährte Rußland den unermeßlichen Vortheil, daß es seine Flotten weder den Türken zu helfen noch der russischen See-Operationen zu widerstehen sendete.“

Ueber diesen Punkt haben wir nichts weiter zu bemerken, als daß Jeder nach seiner besten Einsicht und Erkenntniß handelt. Wie hätte übrigens England den Türken zu Hülfe kommen mögen, da es selbst in einem Kriege mit diesem Volke begriffen war?

„Auch die Politik hat jetzt nichts mehr bei dem gegenwärtigen Zustande der Türkei zu schaffen; die Türkei kann nichts mehr für Europa thun, und wenn sie auch könnte, so setzt sie kein Zutrauen mehr in die christlichen Mächte; die diplomatischen Noten sind für sie in Zukunft Liebesbriefe, worin man Treue verspricht.“

Man hat Mühe, in diesem Aufwand von Worten irgend einen Sinn zu finden. So lange es eine Türkei giebt, wird sie auch die europäische Politik beschäftigen. Wie groß ihr Vertrauen zu den christlichen Mächten von jeher gewesen sei, ist unschwer zu bestimmen, da ihr eigenes Bewußtseyn ihr sagte, daß sie nicht zu den christlichen Mächten gehörte. Bestand ihr ganzes Verdienst darin, Rußland an dem freien Aus- und Eingang in das mittelländische Meer zu verhindern; diente sie also nur zur Unterstützung einer elenden Handels-Politik, die ihre Grundsätze im Merkantilismus hatte: so muß man der Welt Glück

dazu wünschen, daß diese Barbarei ihre Endschaft gefunden hat. Es ist daher auch vollkommen gleichgültig, in welchem Lichte sie die diplomatischen Noten betrachtet, die ihr noch zugesendet werden können. Was der Divan im Jahre 1812 leistete, als er sich zu einem Frieden mit Rußland unter Umständen bereden ließ, welche nur allzu vortheilhaft für die Türken waren, wird er bei sich selbst zu verantworten haben; Europa hat alle Ursache zu hoffen, daß es nie wieder auf eine so schwere Probe gestellt werden wird, wie die des Jahres 1812 war.

„Die Russen sind nicht darum gegen Konstantinopel gezogen, um sich Zertifikate der Mäßigung zu holen; und wenn die Mächte jetzt ihre Hoffnung auf den Kaiser Nikolaus setzen, so ist dies für Rußland eine Huldigung mehr.“

In der That, die Russen würden die ersten Thoren in der Welt gewesen seyn, wenn sie den Balkan überstiegen hätten, um sich das Zertifikat der Mäßigung von dem Divan ausfertigen zu lassen; denn, was würden sie dadurch gewonnen haben? Allein sie haben sich das Zertifikat selbst ausgefertigt; und dies ist für etwas zu achten, sofern es den Beweis in sich schließt, daß es dem Kaiser Nikolaus nicht um entbehrlichen Territorial-Zuwachs, sondern nur um freie Bewegung der russischen Nation auf beiden Halbkugeln zu thun war. Herr von Pradt für welchen alles nur Entrainement ist, kann sich freilich nicht vorstellen, daß es bei dem Frieden von Adrianopel sein Bewenden haben werde; und dies ist ein Punkt, worin wir ihm beistimmen möchten. Wenn er aber glaubt, daß der glückliche Erfolg auf den Kaiser Nikolaus eben so zurück wir-

ken werde, wie auf Denjenigen, für den er selbst in Spanien und im ehemaligen Herzogthum Warschau thätig war, so dürfte er sich leicht in dem größten Irrthum befinden. Der jetzt regierende Kaiser Rußlands steht unter ganz anderen Antrieben, als der ehemalige Kaiser der Franzosen. Weit entfernt, den Krieg zu suchen, will Nikolaus der Erste nur den Frieden. Nie, dies läßt sich von ihm mit der höchsten Gewißheit vorhersagen, wird es seine Schuld seyn, wenn der Sultan und sein Divan den ihnen mit so viel Großmuth bewilligten Frieden nicht ertragen können; und wenn aus einem erneuerten, vielleicht durch eben so kurzsichtige als selbstsüchtige Handels-Politik angefachten Kriege Vergrößerungen für Rußland hervorgehen sollten, die er abzulehnen das Recht verloren haben würde, wer will alsdann den Ankläger machen? Was auch in dieser Hinsicht geschehen möge: immer gereicht es Rußland zur Ehre, daß Europa's Kabinete ihre Hoffnung auf den Kaiser Nikolaus setzen.

„Preußen wird künftig der Stein des Anstoßes für die ganze Kotinental-Politik seyn; denn mit Schiffen kann England die russischen Bataillone nicht aufhalten.“

Warum ein Stein des Anstoßes? Warum nicht lieber ein Gegenstaud der Segnungen? Herr von Pradt denkt sich unter Preußen einen zweiten Grafen Julian, der, indem er den Arabern die Pforten Spaniens öffnete, durch den Ausgang der Schlacht bei Xeres de la Frontera der westgothischen Monarchie in Spanien auf viele Jahrhunderte hier ein Ende machte. Ist dies aber wohl eine richtige

Anschauung? Zugegeben, daß es in Preußens Macht stand, Rußland durch einen Angriff auf das Königreich Polen an dem Uebergang über den Balkan zu verhindern — was in aller Welt hätte Preußen dazu bestimmen können in einer Zeit, wo England und Frankreich für die Befreiung Griechenlands kämpften und Rußland mit diesen beiden Mächten in dem engsten Bündniß stand? Abgesehen aber von allem, was die veraltete und widerspruchsvolle Politik des Gleichgewichts-Systems fordern konnte — was hatte Preußen für Ursache, sich einer Unternehmung zu widersetzen, welche so offenbar auf die Freiheit der Schiffahrt und des Handels abzweckte? War Rußlands Vortheil, sofern das Unternehmen gelang, nicht auch Preußens Vortheil? ja, war Rußlands Vortheil nicht der der ganzen Welt? Wie hätte Preußen sich diesem widersetzen können oder mögen? Der ehemalige Erzbischof von Mecheln mache Friedrich Wilhelm dem Dritten ein Verbrechen aus der milden, wahrhaft christlichen Gesinnung, welche dieser über unser Lob erhabene Monarch für die Griechen an den Tag gelegt hat; nur dadurch läßt sich die Berechtigung gewinnen, ihm die Politik zum Vorwarf zu machen, nach welcher er den Russen kein Hinderniß in den Weg gelegt hat, als es den Uebergang über den Balkan galt.

Seltsam, daß Herr von Pradt sich wegen der Folge, welche der Friede von Adrianopel haben kann, nur an Preußen halten will, und dieser Macht vorläufig, wegen ihrer Neutralität, den Fluch des menschlichen Geschlechts ankündigt! Sollte man nicht berechtigt seyn, hieraus zu folgern, daß seine politischen Ansichten genau mit denen übereinstim-

men, welche der General Richemont ausgekramt hat? Ein Erzbischof, der sich in die Politik wirft und als Publizist gelten möchte, ist, bei der nahen Verwandtschaft des theologischen Systems mit dem des Krieges, wenigstens immer der Gefahr ausgesetzt, ein halber Soldat zu seyn, dem alles, was auf gewaltsame Umwälzungen hindeutet, nur allzu willkommen ist, weil er seine Rechnung dabei findet. Man ist um so mehr zu jener Voraussetzung berechtigt, da Herr von Pradt, indem er das Geschehene bejammert, mit keinem Worte der österreichischen Monarchie gedenkt, die, wenn der Uebergang über den Balkan und der Friede von Adrianopel ein Unglück für die Welt waren, weit dringendere Ursache hatte, sich diesen großen Ereignissen zu widersetzen, als Preußen.

Wir lehnen den sogenannten negativen Antheil, den Preußen, ohne alle Widerrede, an diesen Ereignissen gehabt hat, in keiner Weise ab; er folgt aus den vorangegangenen Erklärungen dieser Macht, so viel davon zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist. Doch anstatt mit dem Herrn von Pradt zu sagen, „Preußen werde, wegen dieses Antheils, der Stein des Anstoßes für die ganze Kontinental-Politik werden,“ erwarten wir vielmehr, daß alle wahrhaft Aufgeklärten, d. h. alle, deren Liberalismus nicht mit den Vorurtheilen eines engherzigen Merkantilismus versetzt ist, Preußens Politik aufrichtig segnen werden; und wir erwarten dies mit um so größerer Zuversicht, je mehr wir die Ueberzeugung in uns tragen, daß die letzten Begebenheiten vorbereitet sind durch alles, was ihnen seit mehr als drei Jahrhunderten vorangegangen ist.

„Was Frankreich betrifft so hat es unter der Last von 60 Ministern seit 15 Jahren, was man noch nie in der Weltgeschichte sah, mehr mit sich selbst zu schaffen, als mit Rußland; seine größeren, seine wahren Feinde hat es in seinem Innern."

Es ist in der That zu bedauern, daß Herr von Pradt in den verschiedenen Ministerien, welche Frankreich seit etwa 15 Jahren kennen gelernt hat, keinen Platz hat finden können; er, der unaufhörlich die Minister Frankreichs der Unfähigkeit anklagt, würde sonst zu der Ueberzeugung gelangt seyn, daß es keine leichte Sache ist, Liberalismus und Ultraismus auf eine solche Weise auszugleichen, daß die Zufriedenheit Aller das letzte Resultat der Ausgleichung ist.

„Nach einem Ruhme ohne Heil, lebt es (Frankreich) jetzt im Unheil ohne Ruhm."

Eine glänzende Antithese, die in gewissen Salons ihr Glück gemacht haben kann! Dennoch dürfte Frankreichs gegenwärtiges Loos demjenigen weit vorzuziehen seyn, das ihm zu einer Zeit gefallen war, wo es jährliche Menschenernten hergeben mußte, um sich zugleich an den Ufern der Guadalquivir und an denen der Moskwa zu vertheidigen und — unfruchtbare Lorbern für die Blüthe seiner Jugend einzutauschen.

„Seine ehemalige Macht hat sich nach dem Norden gelenkt. Das Losungswort, das man sonst in Paris gab, kommt jetzt von Petersburg. Auf immer wird es dort bleiben, was man aus Stolz oder im Leichtsinn auch dagegen sagen mag."

Vergebliches Bedauern einer Zeit, die niemals wiederkehren kann! Ob das Losungswort immer von Petersburg kommen werde, will erwartet seyn. Alles Menschliche ist dem Wechsel unterworfen; und gerade deshalb ist nichts thörichter, nichts unverzeihlicher, als in Weltbegebenheiten eine Genugthuung für Zurücksetzungen und Verletzungen der Eitelkeit zu sehen; denn dies, und nichts Anders, scheint dem Herrn von Pradt bei seinen Offenbarungen der Zukunft begegnet zu seyn.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Philologische Kupferwerke

im Verlage von Karl Franz Köhler

in Leipzig.

I.

Inhalts-Verzeichniss

der vollständigen Kupfersammlung über das alte Rom

unter dem Titel

URBS ROMA.

2 Lieferungen compl. 39 grosse Tafeln mit vollständigem Text.

Pränumerations-Preis 5 Thlr. 16 Gr.

Tabula.	
I.	Titelkupfer: Die Göttin Roma nach einem antiken Fresko-Gemälde colorirt.
II.	1. 2. 3. Roms Gründung und Erweiterung.
III.	Grundriss.
IV.	Capitolinus.
V.	Uebersicht aller auf und am Capitol gelegenen Tempel.
VI.	Uebersicht des Marsfeldes.
VII.	1) Mausoleum Augusti. 2) Palatium Imperatorum.
VIII.	1) Arcus Jani. 2) Thermae Neronis.
IX.	1) Templum Claudii. 2) Herculis templum. 3) Thermae Novatianae.
X.	1) Templum fortunae virilis. 2) Castellum aquae Martiae. 3) Aedes Concordiae.
XI.	Porta Naevia.
XII.	1) Obeliscus Augusti. 2) Columna rostrata. 3) Obeliscus in Circo Caligulae.
XIII.	Arcus Gallieni.
XIV.	Arcus Domitiani.
XV.	1) Templum Jani. 2) Porta Portuensis. 3) Obeliscus Augusti in Circo maximo.

Tabula.	
XVI.	1) Circus Caracallae. 2) Septizonium Severi. 3) Curia Hostilia.
XVII.	Arcus Sept. Severi Augusti.
XVIII.	1) Isidis Templum. 2) Circus Flaminius.
XIX.	1) Templum Aesculapii et Insula Tiberina. 2) Theatrum Pompeji.
XX.	Arcus Titi.
XXI.	Arcus Constantini Magni.
XXII.	Arcus Sept. Severi in foro boario.
XXIII.	Pantheon.
XXIV.	1) Serapium. 2) Circus maximus.
XXV.	Aquaeductus.
XXVI.	1) Templum Bachi. 2) Templum Junonis Lucinae.
XXVII.	1) Mausoleum Hadriani. 2) 3) 4) Arcus triumphales.
XXVIII.	1—9) Arcus triumphales.
XXIX.	1) Naumachia Domitiani. 2) Colosseum.
XXX.	1) Templum Antonini et Faustinae. 2) 3) Colosseum.
XXXI.	Columna Antonina. 2) Columna Trajana.
XXXII.	1) Thermae Antoninae. 2) Thermae Diocletiani. 3) Thermae Agrippae. 4) Thermae Titi.
XXXIII.	1) Aerarium. 2) Castra Praetoria. 3) Templum Solis.
XXXIV.	1) Mausoleum M. Plautii. 2) Mausoleum Caeciliae Metellae.
XXXV.	1) Sepulcrum prope Tibur. 2) Sepulcrum vetus in via portuensi.
XXXVI.	1) Romuli et Remi Templum. 2) Templum Pacis. 3) Theatrum Marcelli.
XXXVII.	1) Templum Vestae. 2) Templum Veneris Sallustiae. 3) Templum Pacis.
XXXVIII.	Elegantis templi rotundi effigies.
XXXIX.	Effigies Romae antiquae.

II.

Bildniss-Sammlungen der Klassiker.

Nach Antiken lithographirt.

(Auch als Zeichenbücher sehr zu empfehlen.)

Griechenlands Schriftsteller u. andere merkwürdige Männer.

4 Lieferungen compl. 32 Büsten in Quart. Preis 2 Thlr. 20 Gr.
Beste Abdrücke in Folio — 3 Thlr. 20 Gr.

Inhalt.

Homer.	Epicur.
Plato.	Aristophanes.
Euripides.	Aesculap.
Demosthenes.	Theophrastus.
Perikles.	Isocrates.
Pythagoras.	Herodotus.
Antisthenes.	Diogenes.
Epimenides.	Apollonius.
Anacreon.	Aristoteles.
Sappho.	Aeschines.
Socrates.	Phocion.
Hercules.	Alcibiades.
Sophocles.	Asklepiades.
Pindar.	Lykurg.
Lysias.	Pitodoris.
Thucydides.	Pittakus.

III.

Roms Schriftsteller und andere merkwürdige Männer.

8 Büsten in Quart. . in Umschlag 16 Gr.
Beste Abdrücke in Folio. . . . . 20 Gr.

Inhalt.

Mäcen.	Terenz.	Seneca.	Apulejus.
Virgil.	Cicero.	Persius.	Germanicus.

IV.

Die Römischen Kaiser des Abendländischen Reiches.

In chronologischer Folge

von Julius Cäsar bis Romulus Augustulus.

4 Lieferungen. Jede Lieferung von 16 Blatt Köpfe 1 Thlr. 8 Gr.

Beste Abdrücke, 4 Lief. compl. 7 Thlr. 8 Gr.

V.

Acht Büsten des Vaticans,

Mythologische und historische Personen der Griechen und Römer darstellend.

Ausgewählt aus Visconti Museo Pio Clementinum.

In gross Quart. . . . . 20 Gr.
Beste Abdrücke, Folio. 1 Thlr. 3 Gr.

Inhalt.

Jupiter.	Oceanus.	Menelaus.	Septimius Severus.
Minerva.	Antinous.	Serapis.	Antoninus Pius.

VI.

Malerische Wanderungen

durch die Alterthümer in Rom und der Campagna.

Nach den Schilderungen

der neuesten und besten Schriftsteller herausgegeben von

F. H. Köhler.

2 *Thle. gr.* 8. *mit* 78 *Ansichten nach Piranesi. elegant geheftet.*

VII.

Portrait von W. T. Krug,

Doctor und Professor der Philosophie zu Leipzig.

Folio 8 Gr.





